Vom
Baltischen Strande

Rügisch-Pommersche Lebensbilder

von

Karl von Rosen

Greifswald
Vereinsschrift der Rügisch-Pommerschen Abtheilung
der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde
in Stralsund und Greifswald
1876

Der Rügisch-Pommerschen

Heimat geweiht.

Widmung

Die Rügisch-Pommerschen Lebensbilder „Vom Baltischen Strande" sind aus der innigsten Liebe zur engeren Heimat hervorgegangen, ebenso aber ist ihre Darstellung geleitet von begeisterungsvoller Ehrfurcht vor der Kunst, vor der erhabensten und herrlichsten Macht, welche Erdenformen umschließen, vor jenem sichtbaren Zeichen göttlichen Waltens, das in gleichem Maaße, wie die Vaterlandsliebe' eine selbstlose, innige Hingabe verlangt.

Die Stoffe der Dichtung mögen Manchem als schlicht und von der großen Bühne des Weltverkehrs entlegen gelten: der Verfasser jedoch ist seit frühester Kindheit mit ihnen vertraut; es sind die heimatlichen Gestade der Ostsee und das sich auf ihnen entfaltende Leben, das heilige Erbe seiner Väter, dem er diese Darstellung mit der wärmsten Hingabe seines Herzens gewidmet hat.

So klar nun auch die Bilder vom Lande und Meere, vom Dorfe und von dessen Bewohnern vor seinen Augen stehn, so sind sie doch ohne jene traurige, knechtische Nachahmung der Wirklichkeit geschildert, welche Manche für die allein getreue halten, vielmehr mit einer Auswahl, wie sie die Kunst bedingt, zu deren wichtigsten Aufgaben es gehört, das Alltägliche und Unschöne zu vermeiden.

Dennoch blieb dem Verfasser für seine Erzählung die Wahrheit in einem anderen höheren Sinne unwandelbares Gesetz, denn einzig in ihr lag die Möglichkeit, die reine Wesenheit der heimatlichen Ufer wiederzuspiegeln und in ihrem Abbilde das Höchste und Theuerste zu verkörpern, was sein Herz erfüllt.

Freilich giebt es noch ein anderes Land, das schöner ist, wie jede irdische Flur. Kein Fuß hat es je betreten, kein Auge hat es geschaut, niemandes Ohr den hallenden Klang seiner Wasser, das melodische Flüstern seiner emporragenden Wipfel erlauscht: — was wir davon vernehmen, geht seltenen Falles durch unsere Seelen morgenfrisch, wonneriefelnd, aber auch flüchtig und geisterhaft, gleich dem kosenden, weichschwingigen Hauche, den die Frühlingsluft zwischen den jungen Halmen dem knospenden Walde zuführt, — oder es zeigt sich in einer seltenen Stunde des Glücks vor uns in unsagbarer Herrlichkeit, gleich einem Märchen, oder einer Sage aus der goldenen Zeit, aber immer fern, wie von einer unnahbaren Dämmerung in Schleier gehüllt, wie ein holdes Traumbild; und wollen wir es haschen, uns recht daran erlaben, so wankt es und erbleicht, um endlich zu erlöschen und in solcher Pracht niemals wieder hervorzukommen!

Dieses Wunderland, gegen das die ganze Pracht der Erde in Staub versinkt, liegt in den Seelen der großen Künstler, als eine Stätte fast vollendeter Erfüllung des göttlichen Urbildes.

Unsere Welt, das Land der Erwartung, der Sehnsucht und der Hoffnung, ist zwar für uns reich an unerschöpflichen Wundern und an nicht auszudenkender Schönheit, aber jenen Auserwählten in der Kunst kann sie nicht genug thun; strahlt doch in ihren Seelen ein Abglanz von des Himmelreiches Höhen, haben sie doch ahnungsvoll von dem Quell des göttlichen Lichtes getrunken, geben sie uns doch, als Schönheitsmittler in Worten, Tönen, Formen und Farben, durch ihre Werke ein Bild jenes Wunderlandes in seiner überirdischen Herr=

lichkeit, so rein, so hoch und göttlich, daß ein Staubgeborener es kaum zu erfassen vermag.

Und doch können wir, allen Vorzügen gegenüber, welche Gottes Wille jenen Auserwählten verliehen hat, eine Ausgleichung finden: die großen Künstler haben keine Heimat!

Dem Himmel näher als wir, schweift ihr schönheitsdurstiger Blick von hoher Warte, im Sinne des Ideals wählend und sammelnd, über Länder und Meere; sie verweilen nur dort, wo ihnen ein Anklang an jenen Wundertraum von Harmonie und Vollkommenheit entgegenleuchtet, der ihr Wesen immerdar wie eine göttliche Offenbarung durchschauert; und die beschränkten Horizonte des Vaterlandes sind für sie nichts weiter, als störende, willkürlich gezogene Linien auf den unermeßlichen Dehnungen ihres Gesichtskreises.

Uns dagegen, die wir an die Scholle gebunden sind, die wir mit kurzsichtigerem Auge nur einen beschränkteren Raum überblicken, deren scheues Herz nur einen engeren Kreis mit Wärme und Begeisterung zu erfüllen vermag, uns gab die göttliche Güte, jenen Auserwählten gegenüber, als Ersatz — die innige Liebe zur Heimat.

Wem diese Himmelsgabe tief und heilig im Herzen steht, der wird auch die ausgleichende Macht der Vorsehung in ihr erkennen, denn, den Idealen großer Künstler vergleichbar, erscheint die Liebe zum Vaterlande oft als ein Wunder, ein Traum, oder ein Räthsel, aber stets als eine Kraft, welche, selbst losgelöst von aller äußeren Schönheit, in ihrer Reinheit und Wahrhaftigkeit die Wüste, die Düne und die Eisesfläche des Nordlandes zum Garten Eden verklären kann.

In ein solches entlegenes und aller Reize des Südens entbehrendes Land führt uns die Erzählung „Vom Baltischen Strande“, zu einem Dorfe im traurigen Sande der Düne, von einem ernsten und

harten Geschlechte bewohnt; in eine Haide, ohne gebahnte Heerstraßen, ohne goldenes Sonnenlicht, ohne wohlgebaute Städte und heitere Menschenangesichter.

Wer aber die tief ergreifende und innige Liebe zur Heimat theilt, — der wird nicht zögern, mit uns über rauhe Wege, über Gestrüpp und Dornen zu wandern, und, wenn seine Blicke vom Gestade über die wogende Brandung gleiten, wird er, die Schrecken des Meeres überwindend, in seiner Großartigkeit und Unermeßlichkeit die göttliche Allmacht verehren.

Vom Baltischen Strande.

Westlich von dem Rügischen Insellande, das mit seinen glänzenden Kreideufern aus der Unermeßlichkeit des Meeres emporsteigt, dehnen sich die Gestade unserer Heimat in wechselvollen Schwingungen bis an die Grenzen unsers Nachbarstaates; seit Jahrtausenden von diesem durch unergründliche südwärts herabstreichende Moore geschieden, nordwärts jedoch durch einen schmalen dünengeränderten Streifen Sandes verbunden. An diese Landenge, welche, aus der endlosen Bläue der Meeresfluth heraustretend, sich bald zu einer größeren Feste erweitert, schließt sich, im Norden von der Ostsee, im Süden von unzähligen, tief einschneidenden Bodden, Wieken und Wasserengen angespült, und an einer Stelle selbst von einem seichten Meeresarm durchbrochen, ein wunderbares Land, eine Vereinigung von Inseln und Halbinseln, von Wasser und Ebene, von buntem Wechsel und starrer Einförmigkeit, wie es selten auf der Erde gefunden werden mag. Je mannigfaltiger nämlich die Linien der südlichen Küste in die Binnengewässer vorspringen und zurücktreten, desto glatter und grader stehen die nördlichen Ufer gegen die furchtbare Kraft des Baltischen Meeres, dessen unablässig tobende Brandung hier schon in der Vorzeit alles kühn Hervorragende und tapfer Widerstrebende niedergekämpft zu haben scheint. Indessen trotz aller scheinbaren Ausgleichung herrscht an diesen Gestaden auch noch heute kein Friede; Tag und Nacht leckt die Woge mit schmeichelnder Zunge wider den Strand, oder sie sendet, wenn sie die trügerische Feiertagsruhe abgelegt, unter Führung des Nordsturms ihre sprühenden Geschwader zum offenen Kampfe: zugleich aber gewährt das drohende Element in den stärksten Ausbrüchen seiner Wuth grade die Mittel zu Schutz und Vertheidigung der Küste, indem seine Brandung in der Düne dem gefährdeten Lande einen schützenden

Wall aufzuwerfen gezwungen ist, ein Bollwerk, älter als jede menschliche Befestigungskunst und um vieles kühner und gewaltiger. Dennoch trotz aller eingewurzelten Festigkeit, trotz aller wogenbrechenden Gewalt und Stärke ist die Düne nicht immer siegreich; auch sie hat ihre schwachen Stellen, ihre lockeren Sandfügungen, ihre wankenden Häupter und Kuppen, welche oft vor den Angriffen des Meeres zurückweichen. Da hat sich denn der Mensch ihr als Helfer gesellt, hat sie von Grund aus kennen zu lernen gesucht, ihren Mängeln und Fehlern nachgeforscht, hat daran gebessert und geflickt, ohne daß trotz aller schweren und harten Arbeit etwas anderes erreicht wäre, als Stückwerk.

So liegt denn die Düne am Rande einförmiger Haiden und verkrüppelter Nadelgehölze, mit ihren hohen grauweißen Hügelketten sich fessellos hebend und senkend, unter düsterem wolkenschwerem Himmel; in ihren stumpfen und zertrümmerten Zügen, ihren trüben Farbentönen ein Bild irdischer Schwäche und Unvollkommenheit, zugleich aber mit einem Hauche stiller Hoheit von einer ebenso Ehrfurcht als Zagen erweckenden Macht umweht.

Steigen wir aber zu den Kuppen der Düne empor, so erblickt unser Auge eine andere Welt, einen so wunderbaren Gegensatz, wie ihn kaum die lebhafteste Einbildungskraft zu erdenken vermag; denn nur durch das schmale Band der Wälle getrennt, dehnt sich nordwärts das Meer — mit seiner Erhabenheit und seinen Schrecken — das Meer in seinem blauen Feierkleide, in seiner Stille und seinem Frieden, das Meer im Frührothe, im Mittagsglanze, bei Abendruhe und in Mondespracht — das fessellose Meer, ein Bild der Freiheit, ein Spiegel des Himmels!

Dagegen im Süden das Land — zuerst welliger Sand, flüchtig von jedem Winde bewegt, grauweiß und wandelbar wie Düne und Meer, denen er entstammt, dazwischen gesprengt schwarzer Torf und Moor, weiterhin kleine Stellen mit bleichem Strandhafer und Eriken bewachsen, dann in steigender Menge sich zusammenschließend zur weiten blaugrauen Haide, endlich im Hintergrunde der düstere Dämmerstreifen niederer Wälder.

Eine Stunde Weges von der westlichen Spitze des Nordstrandes dort, wo sich das Meer in seichten Windungen eine Bahn durch Sand und Moor hindurchgegraben hat, liegt in dem zerklüfteten Hügellande der Dünen das Hauptdorf der Halbinsel, — gleich seiner landschaftlichen Umgebung von einer düsteren anmuthslosen Färbung, ohne den Schmuck grüner Waldung und lieblicher Gärten; nur einige knorrige uralte Hollunderbüsche überragen die mit getheerten Planken eingefaßten Gartenplätze, während die Häuser, nirgends in Gassen oder Reihen geordnet, planlos zwischen Dünen und Sandschollen zerstreut sind.

Der Stolz des Dorfes ist die in der Mitte desselben belegene hohe geräumige Kirche, deren schlanker stattlicher Thurm die Dünen weit überragt und den Schiffern auf der See viele Meilen hinaus zum Fanale dient. Nach der edlen Reinheit ihrer baulichen Formen zu schließen, fällt ihr Entstehen gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in die Blüthezeit gothischer Baukunst in den südwestbaltischen Gegenden.

Dem heiligen Nikolaus, dem Schutzpatrone der Schifffahrt und des Handels, geweiht, war dieses Gotteshaus während der späteren Jahrhunderte des Mittelalters ein allen seefahrenden Nationen wohlbekannter nah und fern hochverehrter Gnadenort. Freudigen Herzens grüßte mancher kecke Matrose die feine Spitze des Thurmes, ein gutes, ein liebes und heiliges Zeichen zugleich; und brach ein wildes Wetter an diesen von Sturm und Brandung immerdar umtoseten Küsten über seinem Fahrzeuge aus, hatte sich alle Umsicht, alle Geistesgegenwart und Arbeit vergeblich erwiesen, so kniete mancher trotzige Geselle auf dem überspülten Verdeck und rief „St. Niklas von Rustrow", daß er ihm helfend beistehe; — und ein „rechter" Seemann soll niemals umsonst gefleht haben!

Auch noch heute gilt es dem Fremdling für ein gutes Omen, wenn er die zarte Nadel des Thurmes zwischen den schnell zusammenschießenden Wolkenballen eines Unheil verkündenden Himmels aufragen sieht, denn der Amerikaner und der Levantiner, der Portugiese und der Grönlandsfahrer — sie alle kennen den Ort und sein Zeichen gar wohl. Was aber der Rustrower Geselle denkt und empfindet, wenn ihm solche erste Kunde von seinem Heimatsdorfe, nach jahrelangen Fahrten durch die öde

Salzfluth, am Horizonte aufdämmert, eine schwache halbverwischte Linie in dem ewigen Grau, in dem Himmel und Meer verschwimmt, — das läßt sich mit Worten gar nicht beschreiben. Zwar lieben die Leute des Dorfes, gleich allen Bewohnern dieser Gegenden, es nicht, ihre Gefühle in Leid und Freude mit großen Worten zu umkleiden, aber innerlich pocht ihnen das Herz in der Brust und ihr Auge wird feucht. Denn diese Kirchthurmspitze, welche seit fünfhundert Jahren unverändert in die Luft emporragt, ist ja das Höchste gewesen, was der Nustrower kannte und bewunderte. In frühster Kindheit haben seine Blicke in bewußtlosem Staunen sich daran emporgerankt, bis sie sich darüber im endlosen Glanze des Himmelsgewölbes verloren. Später war es das höchste Ziel seiner Sehnsucht, an ihr emporzuklettern, — denn das Klettern liegt diesen Seeleuten vom Handwerk, das sie treiben, wie angeboren, in den Gliedern. Und welch' ein Glück, droben um sich zu schauen über Land und Meer, über das Dach seiner Kirche mit dem goldenen „Niklasaltar", vor dem er getauft und gesegnet, über den stillen durch Planken und Wälle sorglich geschützten Raum, wo die Reste derer ruhen, die er auf Erden zumeist geliebt.

Aber nicht immer glückt es dem Nustrower, die Thurmspitze zuvor zu schauen, ehe er jauchzend auf die morschen Bretter der kleinen schadhaften Brücke springt und den feinen kiesigen mit Millionen Grübchen gezeichneten Sand des vaterländischen Gestades betritt; denn der nasse unfreundliche Nebel, dick und standhaft, wie kaum zu glauben, verhüllt sie tage- und wochenlang und läßt ihn selbst im Dorfe die Kirche kaum drei Schritte vor sich erkennen. Eigentlich vermag sich der Nustrower nur als Kind an seinem „St. Niklas" zu ergötzen; ist der kleine Schiffskoch erst einmal fort, so kehrt er nur im Spätherbst zurück, um im Frühling aufs Neue wieder aufzubrechen, — und in der Zwischenzeit herrscht ohne Unterbrechung der Nebel.

Dagegen brütet in den Monaten des Hochsommers eine kaum zu ertragende Sonnengluth zwischen den Dünenhügeln, selten bewegt ein plötzlich entfachter und schnell ersterbender Wirbelwind die fest stehenden Lüfte, und während er die brennenden Rieselkörner des Sandes aufjagt, ist ein tiefes Schweigen über die Häuser des Dorfes gebreitet.

Desto bewegter sind die letzten Tage des scheidenden Winters, wenn Männer und Jünglinge, mancher Knabe und einzelne Greise, die von der alten Gewohnheit nicht lassen können, hinausziehn auf die eisesentfesselte, sturmgepeitschte Meereswoge, in das todesverkündende Brausen und den nimmer ruhenden Schlag der Wasser. Zurückbleiben dann nur die Frauen und Jungfrauen, die kleinen Mädchen und Knaben, einige gebrechliche oder kranke Männer, mehrere Handwerksleute und ein Dutzend wohlhabender Schiffskapitaine, welche „die See abgeschworen" haben. –

Die ersten Wochen nach dem Fortgange der Väter, Gatten, Geliebten, Brüder und Söhne klingt noch ein Nachhall ihres belebenden Daseins in der Seele der Zurückgebliebenen wieder, die Erinnerung an die durchlebten schönen Tage, an manche traulichen Abende und fröhlich durchjubelten Decembernächte erfrischt ihr Gemüth; einige suchen sogar den Trennungsschmerz durch ein erkünsteltes lärmendes Gebaren vor den Nachbaren zu verbergen und die eigene Stimmung zu betäuben: aber allmälig erbleicht der Wiederschein des kurzen Glücks, das Wehe der Einsamkeit tritt hervor, die lästige Selbsttäuschung wird abgeworfen und während die Gewohnheit die Meisten in ruhiger Ergebenheit des Kommenden zu harren lehrt, zeigt sich uns eine kleine Zahl von sehr feurigen, sehr innigen und zarten Herzen, in denen die Qual der Abschiedsstunde unablässig wieder aufersteht. Immerdar sehen sie das Schiff, welches den Gegenstand ihres Glückes und ihrer Liebe davontrug, vor Augen und jeder Windhauch streicht mit todesverkündendem Schrecken wie ein Schauer über die Züge ihres Angesichts.

Ein Morgen auf der Düne.

„Schon wieder wach!", tönte eine sehr tiefe Mannesstimme wie vorwurfsvoll durch die wenig geöffnete Spalte einer mit weißer Oelfarbe und glänzendem Firniß bemalten Thür in ein niederes kalkgetünchtes Kämmerlein. „Ach, ja — Vater! Ich habe ausgeschlafen und bin gar nicht mehr müde. Wohl schon eine Stunde liege ich und sinne über den gestrigen Tag und Abend. Jetzt aber, da das Licht gekommen ist, habe ich mein Buch genommen. Sei nur nicht böse, du siehst, ich liege dabei ganz still."

„Kind, Kind!", sagte der Mann, indem er in das Gemach trat, „wie kannst du nur so sprechen. Ich, ich sollte dir böse sein, wann wäre das je gewesen! Aber jetzt lege das Buch fort und ruhe noch ein wenig, es ist zu hell bei dir, um zu schlafen. Die Mutter oder Anna soll dir einen dunklen Vorhang vor dein Fenster ziehn, dieses weiße Zeug läßt die Strahlen allzusehr hindurch."

Das Mädchen hatte sich mit dem Oberkörper im Bette emporgerichtet, — es war lieblich anzusehn, wie die Lichter der aufsteigenden Sonne, durch die leichte weiße Gaze der Gardine leise gemildert, in ihrer Morgenfrische über die kindlichen Züge des Antlitzes, das flachsblonde Haupthaar, die schmalen Schultern und mageren auf dem sauberen Bette ruhenden Aermchen dahinspielten. Ein Hauch von Unschuld, Reinheit und Frömmigkeit lag über der einfachen Scene.

Der Mann trat dem Lager seines Kindes näher; seine Miene schien ernst, fast sorgenvoll. Er war so hoch gewachsen, daß sein starkes graues Haupthaar fast die Zimmerdecke streifte; derbe und rauh bot die gewaltige wuchtige Gestalt mit ihren ausgearbeiteten Gliedern, ihrem schweren wiegenden Gange, ihrem eisenharten, runzelvollen, wettergebräunten Angesicht einen seltsamen Gegensatz zu der überzarten Lichterscheinung des Mädchens. Und doch war an dem Manne nichts Rohes und Widerwärtiges; trotz allem Knorrigen und Kantigen des Körpers und der Schwere seiner Bewegungen sprach sich Ruhe und Friede und eine unbedingtes Zutrauen erweckende Sicherheit darin aus; die hohe, feste, furchendurchzogene Stirn hatte etwas Gebieterisches, ja Ehrfurcht Erweckendes und in dem Blick des Anfangs kalt und strenge erscheinenden Auges entwickelte sich, je länger es theilnehmend auf das Mädchen niederschaute, eine so wehmuthsvolle Innigkeit, daß man ein sehr tiefes Seelenleben voraussetzen mußte.

„Ich gehe mit dem Nikolas auf einige Tage fort, Christine", sagte der Mann nach längerem Schweigen, „der Wind ist diese Nacht umgesprungen und für eine Fahrt nach B. günstig. Obgleich ich mehrere Geschäfte in der Stadt zu besorgen habe, so ist der eigentliche Zweck meiner Reise doch, darauf zu sehn, daß der Junge eine ordentliche Heuer eingeht; denn, da er nun zum ersten Mal als Vollmatrose fahren wird, muß er sich

einen tüchtigen Schiffer suchen, unter dem er etwas Rechtes lernen kann, der ihm aber auch nicht allzuviel zumuthet. Denn er ist wohl muthig, flink und auch ziemlich stark, aber doch eigentlich noch gar zu jung für solche Arbeit." „Ach, Vater, da muß ich ja aufstehn, dem Nikolas ein Lebewohl zu sagen!" „Nein, nein, Christine, bleibe ruhig in deinem Bette. Ich konnte nicht glauben, daß die Richtung des Windes so schnell gewechselt; da ich es ganz in der Frühe merkte, habe ich den Nikolas an den Strand hinabgeschickt unser Boot zu rüsten. Aber er kehrt aller Wahrscheinlichkeit nach schon morgen, oder spätestens übermorgen mit mir heim, denn in den ersten Wochen kann sicher kein Fahrzeug von B. auslaufen, weil der dortige Hafen noch ganz mit dickem Eise zugelegt ist. So wirst du also den Jungen immer noch einige Tage bei dir haben, Christine, und kannst ihm all' das Gute erzeigen, was du ihm noch zugedacht haben magst. Und nun Gott befohlen, Christine, halte dich gesund und lasse dich durch nichts beunruhigen. Bis M. ist offene See und von dort marschiren wir zu Fuße vollends in die Stadt; du weißt ja, es ist nur ein Katzensprung. Grüße die Mutter tausendmal, wenn sie heimkommt, Kind, — und auch — den Olaf."

„Gott befohlen, Vater!" ,sagte das Mädchen, sich gehorsam in die Kissen zurücklehnend. — Der Alte ging. — Aber die Kleine sollte sogleich wieder gestört werden. Kaum war der Vater fort, so huschte Nikolas ganz leise zur Thür hinein, herzte und küßte sie und flüsterte: „Adieu, Schwesterchen, Adieu! Heissa, nun geht's wieder fort in die bunte Welt, in Gefahr und Lust. Aber", setzte er dann plötzlich ernst werdend hinzu, „ich weiß nicht, wie es zugeht, dieses Mal bin ich doch nicht ganz so froh, wie sonst." Und als er dann stockte, überflog ein dunkles Roth das frische, fast noch knabenhafte Angesicht. „Der Vater war bei dir, Christine, ich habe gehorcht, ich komme ja auch noch auf einige Tage wieder. Aber mir ist es doch, als wenn ich mich nun schon von euch ablöste, denn habe ich erst eine Heuer, dann bin ich ja verkauft. Darum, Schwesterchen, wenn du es Marien wissen lassen könntest, wie plötzlich unser Entschluß gekommen —"

Hier stockte er abermals. Christine streichelte ihm mit ihrem weichen, fast durchsichtigen Händchen sanft die Wange und voll Mitgefühl erwiederte sie: „Sei unbesorgt, Nikolas. Ich will Ma-

rien Alles erklären und ihr sagen, daß du bei deiner Rückkehr noch zu ihr kommen und ordentlich Abschied von ihr nehmen werdest."

„Nikolas, Nikolas! Wo steckt nur wieder der Junge?", rief Vater Helmolds Stimme draußen, -- und nach einem herzlichen Kuß war der junge Seemann aus der Kammer verschwunden.

Als das Mädchen den schweren Tritt des Vaters bald darauf unter ihrem Fenster vernahm, hörte sie zugleich, wie er dem Nikolas einige verweisende Worte über das unbefugte Verlassen des Bootes zuertheilte. Doch waren sie offenbar nicht sehr ernstlich gemeint, und als dieser sich entschuldigte, er habe der Schwester Adieu sagen wollen, erwiederte Helmold ganz besänftigt: „Nun, nun, da hast du ja ganz recht gethan; nur eine Wache hättest du unten am Fahrzeuge lassen sollen. Jetzt komm, wir haben Eile den Wind zu nutzen, da er uns günstig ist."

Am äußersten Ende des Dorfes nach Westen und von den übrigen Wohnstätten durch einen öden, mächtig eingreifenden Vorsprung der Düne geschieden, lag, auch gegen das Meer von riesigen Sandwällen eingeschlossen, das Haus, in welchem in der Frühe eines rauhen Märztages diese Worte gewechselt wurden. Ein oberflächlicher Beobachter, oder ein der Eigenart dieses Strandes Unkundiger hätte den Platz für einen wohlgewählten, für manches Geschäft günstig belegenen erachten können, denn er bot, wenigstens scheinbar, nicht unerhebliche Vortheile dar. Das seichte Wasser, welches, einem Flusse vergleichbar, schlangenartig durch Wiese, Moor, Wälder und Haiden geht, das Binnenmeer mit der Ostsee zu verbinden, hat grade an dieser Stelle seine Ausmündung. Obgleich auf dem größeren Theile seines Weges im Innern des Landes so flach, daß nur unbedeutende Boote darauf fahren, ist es doch hier durch die Gewalt der bei Sturmfluthen hereindringenden Wogen von erheblicher Tiefe. Größere Fahrzeuge kommen leicht hinein und finden, wenn nicht sturmartige Nordwestwinde herrschen, einen sehr geeigneten Ruheplatz, der um so mehr gesucht wird, als überhaupt am ganzen Gestade meilenweit sich nirgends ein Punkt findet, wo eine kurze Rast gehalten, oder gar — wie auch hier nicht — gelöscht, eingenommen und überwintert werden

könnte. Mit verhältnißmäßig geringen Mitteln wäre an dieser Stelle ein kleiner aber vortrefflicher Hafen anzulegen gewesen; aber wie wünschenswerth, ja nothwendig er auch für die Bewohner dieser Gegend sein mochte, es fand sich eben Niemand, der in dieser und anderen Angelegenheiten die vorhandenen Mittel und keineswegs geringen Kräfte vereinigt hätte, um sie wirksam solchem Ziele entgegenzuführen.

Da die Leute von Nustrow und alle ihre Nachbaren wußten, daß es seit uralter Zeit niemals viel anders gewesen war, daß ihre Väter und Großväter mit ihren Fahrzeugen gleich ihnen nirgends an der heimatlichen Küste einen sicheren Schlupfwinkel gefunden hatten, so erschien ihnen auch der Mangel eines solchen weniger hart, zumal sie als sehr geschlossene Naturen und in sich gefestete Seeleute von frühester Jugend nächst dem Schutze Gottes der eigenen erprobten Einsicht und Kraft zu vertrauen gewohnt waren.

Die günstige Lage von Helmolds Wohnstätte war also, was den Verkehr betraf, nur eine scheinbare, denn nirgends bot sich den Schiffen ein völlig geschützter Ankerplatz in der Bucht, nirgends eine für das Aus- und Einladen von Waaren oder Ballast geeignete Stelle. Dies Alles wäre aber auch für den Besitzer des kleinen Gehöfts und seine Familie gleichgültig gewesen, da sie auf ein derartiges Treiben in ihrer Nähe wenig Werth legten und kaum Gelegenheit gehabt hätten, einen großen Nutzen daraus zu ziehn: es kam jedoch noch ein anderer Umstand hinzu, welcher die Wahl des Platzes zum Bau eines Hauses gradezu bedenklich, ja für jemand, der außer dem eigenen Leben auch für die Sicherheit Anderer zu sorgen verpflichtet war, zu einer unverantwortlichen That zu machen schien.

Die zwischen der offenen See und ihrem Durchbruch in das Land knieartig vortretende Erdecke, auf welcher die Gebäude standen, war nämlich ein den zerstörenden Wirkungen der Sturmfluth besonders ausgesetzter Ort. So wie jetzt Alles hinter den hohen mit Dünenhafer bezogenen Sandwällen friedlich und geschlossen da lag, konnte jemand, der dieses Meer nicht kannte, bei wenig bewegten Lüften sich dem Gefühle traulicher Sicherheit hingeben: aber dem Kundigen tönte die Mahnung der auf diesen Plätzen nimmer verhallenden Brandung vernehmlich genug ins Ohr, um

ihn zu bestimmen, sich in keiner Stunde auf einem so belegenen Raume ganz geborgen zu fühlen.

Besonders bedenklich erschien es, daß die Düne gegen das Meer und streckenweise auch nach dem Durchbruch, nur theilweise ein Naturwerk, erst durch menschliche Arbeit mit einer fast unglaublichen Beschwerde und Ausdauer zu dem Bollwerke gegen die Fluth erhoben worden war, als welches sie sich zweifellos schon eine Reihe von Jahren erwiesen hatte. Denn man erkannte aus der Anlage des Gehöftes trotz des sauberen und netten Zustandes, in welchem sich jedes Ding daran befand, daß es seinen Bewohnern schon eine lange Zeit zum ungestörten Aufenthalt gedient haben mußte.

Weshalb aber Helmold dennoch an einem so gefährlichen Platze sein Wohnhaus errichtet hatte, das wird uns ein Blick in seine Vergangenheit erklären.

Helmolds Jugend.

Der Ort zwischen den Dünen, an welchem Helmolds Hof lag, war auch die Stätte seiner Geburt; hier hatte seine väterliche Hütte gestanden, hier empfing er die frühesten Eindrücke der Kindheit in das weiche Herz, um diesen geringen Fleck Erde schwebte sein Sinnen und Denken, sein Fühlen, Hoffen und Schmerzen für und für, beinahe ausschließlich durch alle die langen sturmbewegten Jahre seines harten Lebens. Diese öde Scholle Sandes hatte dem in Frische und Kraft erwachenden Gemüthe des Knaben die Welt bedeutet; von der Kuppe der Düne vor der Hinterthür jenes entschwundenen Häuschens war ihm, während er noch im Mutterarm ruhte, das Wunder des Meeres zum ersten Male erschienen, — endlich war hier die tragische Bühne für das furchtbarste Ereigniß seiner an Wehe und Schrecken reichen Erinnerung.

Der Vater Helmolds fuhr gleich den übrigen Vorfahren, von denen sich noch Kunde erhalten hatte, mit seinem „guten" Schiffe übers Meer, um den Kaufherren der Hafenstädte an der Küste Waaren ein und auszuführen. Auch er hatte, wie alle Nachbaren sein Leben dem Meere geweiht, denn es giebt ja in

dem Dorfe an der Düne mit Ausnahme des Geistlichen, des Arztes, des Lehres, welcher zugleich das Küsteramt verwaltet, und einiger unentbehrlicher Handwerker, nichts als Seeleute.

Da Helmold noch mehrere Brüder hatte, und der Krieg mit sonstigen Unfällen das Vermögen der Eltern schmälerte, so mußte der Knabe schon früh hinaus auf das rauhe Meer und nach der ersten Reise mit dem Vater, da er bewiesen hatte, daß er „seefest" sei, auch unter fremde Menschen. Es war eine arge und wilde Zeit gewesen. Der Krieg fegte dazumal über alle Meere und wo kein offener Feind dem friedlichen Schiffer entgegentrat, wo sein Fahrzeug, wenn Sturm und Wetter einmal ruheten, ungestört seine Bahn hätte ziehn können, da lauerte der Pirat in der tief einschneidenden Bucht, oder hinter dem verdeckenden Vorgebirge.

Das Herz Helmolds war weich in den Graus hinausgezogen, die wüste Welt hatte wohl eine Kruste darum gelegt, hatte es wohl mit keckem Kampfesmuthe und, wo es sein mußte, mit unbeugsamem Trotze erfüllt: seinen innersten Kern hatte sie nicht verhärten können. Der war geblieben wie er aus des Schöpfers Hand hervorgegangen, fromm, rein und voll Liebe, zu jeder Güte und Hülfe bereit.

In den düsteren Nebeln der nordischen Meere, zwischen den Riesenblöcken und himmelhohen Eiswänden, die dem Schiffe oft jeden Durchgang zu versperren schienen; im blutigen Handgemenge, auf wilder Flucht, oder der einsamen nächtlichen Wache; wenn das „schmucke" Fahrzeug wie ein Schwan durch das prangende Meer der Tropen in wohligem Lufthauch dahin glitt, — ferne Prachtstädte winkten, oder den jungen Matrosen Liebe und Lust umfing und der Frohsinn guter Gesellen umjubelte — : überall galt sein Sehnen und Sinnen der Heimat, der öden traurigen Sandwelle hinter schwankender Düne, die seine Eltern und Vorfahren zu einer traulichen Stätte der Treue und einfachen Glückes zu gestalten gewußt hatten. Aber aller dieser Anhänglichkeit unerachtet war der Jüngling seinem Berufe auf das Lebhafteste zugethan und bald ein so tüchtiger Seemann, wie irgend einer seiner Genossen. Und das will viel sagen, denn mit Recht galten und gelten noch heute die Nustrower, wenn auch nicht für die flinksten und gewandtesten, so doch entschieden für die kühnsten, in Noth und Gefahr unerschrockensten und ausdauernsten Matrosen

im weiten Bereiche dieser Gestade. Die Rheder und Kapitaine in den nahen Hafenstädten wissen, was sie an diesen Leuten haben, sie zahlen ihnen gern einen hohen Lohn und geben ihnen unbedenklich die wichtigsten und besten Stellen am Bord; ist doch, abgesehen von ihrer Tüchtigkeit, ihre Ehrlichkeit, ihre niemals wankende Treue über jeden Zweifel erhaben.

Zwar giebt es unter den Schiffsführern auch einige, welche sie scheuen und bei jeder Gelegenheit herabzusetzen trachten, aber man kann sicher sein, daß diese, entweder selbst Pfuscher in ihrem Handwerke, dem Zuschauen, Prüfen und Besserwissen des einsichtigen Untergebenen entgehen wollen, oder geizig und tyrannisch ihrer Mannschaft auf unwürdige Weise begegnen. Solchen Kumpanen ist nur zu wohl bekannt, daß sie ein Rustrower Kind nicht auf ihren Brettern und in ihrem Takelwerk, in ihrem Raume und in ihren Kojen gebrauchen können, denn ein solches will bei schwerer und gefahrvoller Arbeit in Sturm und Wetter keinen Hunger und Durst leiden, oder gar sich grundlos aus Laune und Willkür hudeln und schelten lassen.

Ueberhaupt ist für den Fremdling, der ihre Art nicht kennt, in manchen Stücken doch ein schweres Umgehn mit diesen Gesellen. Wie sie körperlich das fehlerlose Ideal eines Seemannes abgeben würden, wenn ihre Leiber etwas weniger schwer, ihre Glieder um ein Geringes geschmeidiger wären, so müßte man ihren Sinn, ihr ganzes Wesen gradezu für musterhaft erklären, stände nicht ein übertriebenes Selbstgefühl und in Folge dessen eine oft hervorbrechende Reizbarkeit so manchen löblichen Eigenschaften als eine verdunkelnde Folie zur Seite. Und glauben sich diese ernsten, anscheinend so ruhigen, ja kalten Naturen einmal beleidigt, wohl gar in ihrer Ehre verletzt, dann ist es mit aller Vernunft vorbei. Wuth und Rohheit dringen gleichsam aus Schleusen unaufhaltsam hervor und der gutmüthigste stillste Mann oder Bursche scheint fast in ein wildes Thier umgewandelt zu sein. Ist es einmal so weit gekommen, so scheuen sie nichts, auch das Letzte, Furchtbarste und Schrecklichste nicht, um ihr vermeintliches Recht wieder zu erlangen, oder die Schmach, welche man, ihrer Annahme nach, ihnen angethan, zu sühnen. Die scharfen, langen und sehr starken Messer, welche sie wohl zu führen wissen, und die sonst für gewöhnlich tief in den Taschen der groben graulinnenen Oberhosen

stecken, blinken dann im Lichte des Tages und es sind oft genug die schmerzlichsten und blutigsten Dinge mit ihnen ausgerichtet.

Auch Helmold theilte nicht nur die Tugenden und guten Seiten seiner Rustrower Landsleute; er zeigte auch alle ihre Schwächen und einige derselben in einem starken Maaße. Sein übergroßes Vertrauen in die eigene Kraft und Geschicklichkeit begann, als er eine „Westindienfahrt" glücklich überstanden, da er bei zwei Schiffbrüchen in der „Schwarzen See" und im Mittelmeer durch Kühnheit und Geistesgegenwart nicht nur sich, sondern auch einen Theil seiner Genossen vom drohenden Tode gerettet, in Hochmuth auszuarten und seine angeborne Gutmüthigkeit allein hielt ihn ab, Andern mit der Geringschätzung zu begegnen, die er gegen den größten Theil der Menschen, namentlich wider alle „Landratten" in sich fühlte. Es fügte sich so, daß er bald nach jenen Unfällen in einigen Hafenstädten selbst Zeuge seines Ruhmes hatte sein können; wohin er an jenen Orten kam, nicht allein in den Tavernen der Seeleute, sondern selbst in den Häusern angesehener Rheder und reicher Handelsherren, fand er seinen Namen und seine muthigen Thaten in Aller Munde. Er wurde, wie es bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, beinahe mehr als billig gepriesen und, wenn man dann gar erfuhr, daß er als ein so blutjunger Matrose der starke und umsichtige Erretter so vieler Menschenleben sei, dann wollte das Lob und die Auszeichnung gar kein Ende nehmen.

Bei einer solchen Gelegenheit geschah es auch, daß die Heftigkeit von Helmolds Charakter – gleichfalls ein Rustrower Erbtheil – in ihrer ganzen Gewalt zu Tage kam. Als sich nämlich eines Abends das Gespräch in einer Hafenschenke wiederum auf seine kaltblütige und tüchtige Handlung lenkte, suchten einige der Seeleute, welche ihn nicht kannten, seine That, sowie seine Gesinnung und sein Wesen überhaupt herabzusetzen und zu verdächtigen. Anfangs hörte Helmold scheinbar kalt und ruhig ihren Worten zu, dann trat er vor, nannte sich, und erklärte alles Gesprochene für Verläumdung. Als nun seine Gegner Ausflüchte suchten und sich heimlich entfernen wollten, rief er vor Wuth zitternd: jetzt solle nach Seemannsart das Messer entscheiden, und indem er auf sie eindrang und mehrere derselben zu Boden warf, verletzte er einen lebensgefährlich am Kopfe. Erst als er den

dunklen Blutstrom sah, ergriff ihn Schreck und Reue; von Stunde an wurde er der treuste Pfleger des Unglücklichen und hatte die Freude, ihn nach vielen todesbangen Tagen und Nächten dem Leben und der Gesundheit wiedergegeben zu sehn. Sein Schiff war indessen ohne ihn davon gesegelt; er hatte seinem Kapitain mit großer Mühe und vielen Kosten einen Ersatzmann stellen müssen.

So traurige Folgen nun auch das Nustrower Erbtheil, der Stolz, in dieser Angelegenheit herbeiführte, so bewahrte er Helmold andererseits, im Verein mit der edlen Grundlage seines Wesens, stets davor, die Grenzen der Sitte zu überschreiten, so oft auch die Versuchung an ihn herantrat. Denn abweichend von dem stillen Ernst und der zurückhaltenden Scheu vor allem Fremden, wie solche die Nustrower fast ohne Ausnahme mit einander gemein haben, war er jederzeit frohsinnig und gesellig. Aus diesem Grunde wurde der junge Matrose in den langen Winterabenden des Stranddorfes bald der tonangebende Erheiterer seiner Altersgenossen und aller Verwandten und Freunde seines Elternhauses und damit auch Nustrows, denn wer wäre dort nicht mit einander verwandt oder befreundet. Waren die Unterhaltungen, welche er im Verein mit ähnlich gearteten Naturen ersann, auch nicht grade fein oder geistreich, oft vielmehr recht derbe Späße, wie sie dem Volke und namentlich den Seeleuten zusagten, so lag in ihnen doch ein frisches, munteres Niemanden verletzendes Element, durch welches ein behagliches, fröhlich geselliges Winterleben möglich wurde.

War der Tag für die jungen Gesellen beim Neubau und Ausbessern der kleinen Fahrzeuge, oder beim Aalstechen und Fischfang in rauher Luft und eisigen Sturmhauch unter harter Arbeit vergangen, so blieb doch noch für Helmolds Treiben Kraft und Theilnahme übrig. Man erzählte Geschichten, man sang und tanzte nach der Geige des blinden Fiedlers, man verkleidete sich und stattete in solchem Aufzuge Besuche ab, und trieb so viel andere Kurzweil, daß die Nustrower Jugend, von Helmolds Beispiel angeregt, förmlich aufzuleben begann.

Die nebelfreieren Tage des Vorfrühlings trieben jedoch bald die frohe Gesellschaft auseinander; einzeln oder in größeren Truppen eilten sie den Hafenstädten zu, eine gute „Heuer“ zu

suchen und bald waren sie Alle über das Meer in die vier Winde zerstreut, die abenteuerlustigen Jungen, mancher von ihnen auf Nimmerwiederkehr!

Die Arbeit beim „Heuern, Laden und Ausgehn" wollte dem Helmold selten recht schmecken, um so weniger, als er in dieser Zeit den Schmerz der Trennung zu verbergen hatte; befand er sich aber nur erst auf hoher See, hatte die Frische der Lüfte, der Wogenschlag und der Zug des Schiffes sein Wesen wieder ergriffen, dann ward er auch, wie der flinkste und tüchtigste Matrose, so der lustigste unter den Gesellen.

Als daher auf seiner „Indienfahrt", welche ihn ein ganzen Winter von der Heimat fern hielt, eine Windstille eintrat, wie sie nur die Tropenmeere kennen, als das Schiff wochenlang, wie festgemauert, in der unbeweglichen Spiegelfluth dastand, der Vorrath an Trinkwasser zusammenschmolz und am tiefblauen wolkenlosen Himmelsgewölbe nirgends ein Zeichen der Erlösung heraufsteigen wollte, da war es Helmolds gehobene Stimmung, welche Mannschaft und Führer vor gänzlicher Verzweiflung rettete; sein frischer nie verzagender Muth, sein Gottvertrauen blieben sich immer treu, so daß man ihn in Wahrheit die Stütze von Kapitain und Steuermann und den Abgott seiner Genossen nennen konnte. Zugleich fühlte er sich auf dieser Reise als Meister in seinem Berufe, jedes, auch das Schwerste ging ihm, gleich einem Spiele, von der Hand und er erkannte, daß er nunmehr auch Einsicht und Erfahrung genug besitze, ein Schiff selbständig zu leiten.

Als ihn nun aber die Sehnsucht in die Heimat zurückführte, fand er dort statt der gehofften Freude nur bitteres Wehe: zwei ältere Brüder hatte die See hinweggenommen. Durch seltene Eintracht und Anhänglichkeit ausgezeichnet, suchten sie stets auf einem Schiffe zusammen zu fahren, und auch diesmal waren sie, der eine als Steuermann, der andere als Matrose zwischen denselben Planken davon gesegelt. An der Schottischen Küste, der Strandungsstätte so vieler Fahrzeuge, hatte ein Sturm das alte, schon etwas morsche Schiff an einer unterseeischen Felsenbank zerschellt und in dunkler Nacht zog die Brandung die sich fest umschlungen haltenden Brüder in die todesbringende Tiefe hinab.

Nicht lange darauf wurde sein jüngster Bruder, welcher als vierzehnjähriger Knabe bei den Eltern zurückgeblieben war, von

einer damals in den Küstenländern herrschenden Seuche dahingerafft; — Vater und Mutter, vor der Zeit unter der Last tiefen Grames zu Greisen geworden, waren nunmehr mit ihren schmerzlichen Erinnerungen gänzlich vereinsamt.

Es hätte unter diesen Umständen kaum der vereinten Bitten beider Alten bedurft, um Helmold zu bewegen, sie jetzt nicht mehr zu verlassen. Die völlige Verödung des einst so lebendigen Hauses, der Eltern und namentlich des Vaters wachsende Schwäche, welche in Boot und Garten, auf Hof und Haide eine Stütze durchaus nothwendig machte, vor Allem aber die Sorge der Schwergeprüften, ihren letzten Sohn im Kampf mit dem Meere zu verlieren, genügten ihm, ein Opfer zu bringen, dessen ganze Größe er allerdings in dem Augenblicke, als er seinen Entschluß faßte, selbst nicht zu ermessen im Stande war.

Herbst und Winter schwanden in der alten, trüben, nun schon fast gewohnten Weise. Als nun aber die Südweststürme als erste unholde Frühlingsboten über die mit Schnee und Eis bedeckten Flächen daherbrausten, als die Wasser zu rinnen begannen und die Dünen ihre grauen Häupter täglich mehr aus den weißen umhüllenden Mänteln emporreckten, da gerieth Helmold in einen schweren Seelenkampf. Denn dieses Erwachen des Frühlings ist für den Seemann der Baltischen Ufer ein Weckeruf aus winterlicher Ruhe zum unbewußten Glücke seines Lebens. Wie das Blut in jenen Tagen in den Kammern des Herzens aufs Neue frischer und lebhafter zu rollen beginnt und in weiteren Kreisen fließend dem Körper eine jugendlichere Schwungkraft mittheilt: so ruft auch die liebe und furchtbare Stimme der Wogen, befreit von der Eiseslast, welche ihr in den geschützten Buchten ein monatelanges Schweigen auferlegte, lockend und verführerisch an das Ohr des Matrosen und noch eindringlicher und unerforschlicher in seinem Innern ein mächtig anfeuernder Ton: die Zeit ist gekommen, hinaus auf die Wasser, im Kampfe mit ihnen zum Dienst sie zu zwingen! Die alte Germanische Abenteuerlust, dieser seltsame, dem ruhig wägenden, nüchternen kalten Verstande räthselhafte Zug, das Schwerste ohne Noth auf sich zu nehmen, wenn der reizende Hintergrund wechselnder Schicksale und unbekannter Länder winkt — das eigentlich Dichterische in der Brust unseres Küstenvolkes — wird dann in jenen rauhen Hüllen lebendig, regt

sich und pocht mit einer Gewalt in ihren Pulsen, daß ein Widerstand bisweilen nur mit der Hingabe jeder Freudigkeit, ja nur mit einem Bruche des ganzen Wesens erkauft werden kann.

Jenes Rinnen und Wallen, dieses Hämmern und Pochen ward mit dem fortschreitenden Frühlinge in Helmold fast überwältigend. Sein Sinnen bei Tage, sein Traum bei Nacht war die See, diese grausame Geliebte, die ihm so Vieles genommen. Jetzt erst erkannte er, was sie ihm gewesen, wie sie es ihm angethan und wie er nicht mehr von ihr lassen könne, — jetzt, wo er sich von ihr losgesagt, da er sie verloren — auf immer! Tausendmal wiederholte er sich alle Gründe der Vernunft, alle Pflichten kindlicher Liebe, welche ihn an das elterliche Haus fesselten, — aber dennoch fühlte er täglich mehr, daß er seinem Opfer nicht gewachsen sei, daß seine Stärke, sein Muth dem wild andrängenden Gelüste, welches ihn sinnverwirrend durchtosete, zu weichen beginne.

Nachts, wenn Alles schlief, fand der unglückliche, gemarterte Jüngling nur selten die Ruhe, denn in der Stille klang das Rauschen der Brandung so vernehmlich und zugleich so mahnend und berückend an sein Ohr, daß es ihn von seinem Lager emporscheuchte. Leise öffnete er die hintere Thüre des Hauses und mit hastigen Schritten das Gärtchen durchmessend, erklomm er die Düne, um von ihr den Gegenstand seines Sehnens zu erblicken. Hier dehnte sich vor seinem Auge, im blassen Scheine des Mondlichtes, oder beim kalten, kraftlosen Sternenflimmer am dunkelgrauen Stahlhimmel der Spätwinternacht, die schreckliche Wogenwüste ohne Farbe und Grenze, von dem Getümmel der schwer daherziehenden Wellenrosse mit weißen, flatternden Schaummähnen und im Mittelgrunde von wuchtigen, inselartig aufragenden Blöcken und Geschieben wandernden Eises durchrollt. Wenn dann der Hauch des Thauwindes feuchtschwingig und rauh von Helmolds heißem Haupte das straffe Haar emportrieb, wenn Leib und Glieder, leicht bekleidet, zu erstarren begannen, — er bemerkte es kaum. Versunken in das schreckliche Wunder vor seinen Augen, das Herz angefüllt mit allen süßen und furchtbaren Erinnerungen seines Lebens und Ringens auf den Wogen, schien jedes andere Gefühl seines Körpers und Geistes erloschen, — die See allein und ausschließlich wogte und wallte für immer in seinem Innern.

Dieses fortgesetzte Treiben des jungen Mannes war in der Folge nicht unbemerkt geblieben. Einzelne Leute, welche nächtlicher Weile an ihren kleinen Fahrzeugen rüsteten, und vom Ankerplatze im Meeres Durchbruche zum Dorfe zurückkehrend, an der Landseite von Helmolds elterlichem Hause vorüberkamen, erblickten die hohe Gestalt des Jünglings auf der ragenden Dünenkuppe. Unter der Wirkung des Mondes und des Sternenlichtes am dunklen Hintergrunde des Himmels hatten Selbsttäuschung und Einbildungskraft seine Erscheinung ins Uebermenschliche gewandelt, so daß sie sich entsetzten und den Dünengeist zu erblicken glaubten, der hier noch immer sein Wesen treiben sollte. Anfangs mieden sie die unheimliche Stelle, als aber dann ein scharfsichtiger Beobachter den jungen Helmold erkannt haben mochte, begann sich im Dorfe das Gerücht zu verbreiten, der treffliche, liebenswerthe Jüngling sei durch den schnellen Tod aller seiner Brüder binnen Jahresfrist, durch das stete Anschauen des Kummers der Alten, endlich auch durch die gänzlich veränderte Lebensweise ein Nachtwandler, wenn nicht gar irrsinnig geworden.

Aber noch früher, als die Spürkraft Fremder, hatte die Elternliebe und vor Allem das sorgende Vaterauge des alten Helmold den verzweiflungsvollen Kampf bemerkt, in welchem der Sohn mit seiner tiefsten Neigung, mit dem von der Natur selbst unbesiegbar in sein Innerstes gesenkten Triebe rang, und wie er in diesem Zwiespalte zu erliegen drohte. Der Greis erkannte und erwog sorgfältig Ursachen und Folgen und beschloß dem gewissen Verluste seines Lieblings, der ihm als letzte Freude dieser Welt geblieben war, zuvorzukommen. Geschäfte vorschützend, wanderte er schnell entschlossen nach B. und fand dort einen annehmbaren Platz auf dem verspätet ausfahrenden Schiffe eines ihm befreundeten Kapitains; heimgekehrt wußte er dann, in Uebereinstimmung mit seiner Frau, die Sache als eine zufällige vorzustellen, dem erstaunten Sohne als erklärende Begründung hinzufügend: der schöne dargebotene Verdienst sei ihm zu verlockend erschienen, um widerstehn zu können.

In einem wie hohen Grade der Geist des jungen Matrosen von Sehnsucht nach dem gewohnten Leben ergriffen war, und wie sehr er dadurch seiner sonstigen Klarheit des Urtheils entbehrte, zeigte sich darin, daß er diese ganz der Art seines Vaters wider-

sprechende Handlungsweise ohne Weiteres als Thatsache hinnahm. Da ein äußerlicher Ersatz für den Scheidenden in einem vom Vater gemietheten Fischerknechte bald gefunden war, ging die Trennung, wenn auch nicht ohne schwer zurückgedrängte Wehmuth, so doch scheinbar leichter von Statten, wie man hätte denken sollen, und das hervorbrechende Grün an dem knorrigen, verwachsenen Geäste der alten Hollunderlaube im Gärtchen fand das greise Paar allein in seinem lückenhaften Schatten.

Der Jüngling indessen war, da die Woge ihn schaukelte, der Wind die Segel zu frischer Fahrt blähte, und Meere, Küsten, Städte und Schiffe in buntem Wechsel an ihm vorübergingen, bald wieder der alte. Leicht und fröhlich genoß er das bewegte Treiben, und wollte in einer stilleren, arbeitsfreien Stunde das traurige Bild des vereinsamten Elternpaares in seiner Hülflosigkeit und in seinem Grame vor ihm aufsteigen, wollte eine Stimme in seinem Herzen ihm zurufen: er habe doch Unrecht gethan, von Hause zu gehn, so beschwichtigte ihn immer wieder der Gedanke, der Vater selbst habe diese Reise gewünscht; denn sein eigenes Verlangen glaubte er, den Alten völlig unbemerkt, in seiner Brust verborgen zu haben.

Das Schiff fuhr glücklich. Es war ein gesegneter Sommer voll köstlichen Wetters und himmlischer Klarheit der Lüfte. Auch die Angelegenheiten des Kapitains gingen äußerst gut und „glatt", er konnte seine Frachten zu sehr hohen Preisen verdingen und hatte, wenn er dazu in den Hafenstädten ans Land ging, immer den Helmold bei sich. Behauptete er doch, schon das Erscheinen des jungen Mannes errege bei den Kaufherren eine größere Lust zum Abschlusse, und es ist wahr, prächtiger, fröhlicher, vertrauenerweckender konnte niemand ausschauen, als grade Helmold.

Mit dem Beginne des Winters hatte der Kapitain dem alten Vater die Rückkehr des Sohnes zugesagt; als er nun aber in einen Englischen Hafen einlief und eine besonders vortheilhafte Ladung für die fernsten Zonen erhielt, war sein Sinn gewendet. Helmold dagegen erklärte, so oft auch der Kapitain ihn als unentbehrlich bezeichnete, so sehr die Genossen ihn baten, beschworen und schalten, — daß er auf dem Entschlusse beharre, in das Vaterland zurückzukehren. Anfangs theilte er trotz allen Drängens Niemandem die Gründe seines Handelns mit; da ihn aber der Kapitain, den er als Freund seines Vaters achtete und der sich

ihm stets wohlgesinnt bewiesen, am Abende vor der Trennung auf eine herzliche Weise befragte, gestand der Jüngling in tiefer Erregung, wie die nicht zu verscheuchende Ahnung eines dunklen Geschickes der Seinen ihn seit Kurzem erfaßt. In den schrecklichen Sturmnächten, die dem Einlaufen des Schiffes in den Hafen so schnell gefolgt seien, wären furchtbare Bilder vor ihm aufgestiegen, eine namenlose Angst lasse ihm nirgends Ruhe!

Helmolds Sorge wurde noch dadurch erhöht, daß in jener Zeit, welche über ein halbes Jahrhundert zurückliegt, die Verbindung zwischen den Ländern und Völkern eine ganz andere, um Vieles geringere war. Wo jetzt fast unzählbare Dampferlinien von bestimmten, Allen bekannten Häfen ein beständiges Kommen und Gehen von Reisenden, ein unendliches Senden und Empfangen von Waaren in wunderbarer Regelmäßigkeit unterhalten, fuhr damals in vielen Monaten kaum ein unzuverlässiges Segelschiff. Auch Helmold konnte bei der vorgeschrittenen Jahreszeit keine Gelegenheit in die Heimat, ja nicht einmal an die Deutsche Küste finden. Er mußte erst viele Meilen zu einem benachbarten Küstenorte wandern; dort endlich fand er ein Fahrzeug, welches ihn als zahlenden Passagier nach R., einer nahe bei Rustrow liegenden Handelsstadt, führen sollte. Die Reise dauerte nicht lange, denn die Zeit drängte zum „Einkommen" und die Buchten der Ostsee begannen sich mit Eis zu überdecken. Mühselig und langsam mußte das Schiff durch Schollen und Schlick zum Bollwerk heran geführt werden.

Auch in R., der wichtigsten und größten Handelsstadt unseres Nachbarlandes, fand der junge Matrose keinen, der ihm von seinem Dorfe hätte Nachricht geben können. Nachdem er sein mitgebrachtes Schiffsgut der Obhut eines sichern Mannes anvertraut hatte, eilte er daher, ohne die zweimal in der Woche stattfindende Wagenverbindung mit der Grenzstadt abzuwarten, zu Fuße der Heimat entgegen.

Es war ein Sonntag. Feierlich hallten die Glocken von den scharf in die klare Winterluft emporragenden Thürmen der ehrwürdigen, einst so mächtigen Hansastadt; einzelne Kirchgänger, mit dem altväterisch ausschauenden Gesangbuche in der Hand, begegneten Helmold, als er auf dem schmalen Bürgersteige längs der hohen Giebelhäuser dem zierlich und fest vor ihm sich erhebenden

Backsteinthore zuging, durch welches er auf den Weg nach Rustrow gelangte. Sein verdientes Geld in der Tasche, nur die nothwendigste Wäsche in ein buntes Tuch geknüpft, das er unter dem Arme trug, schritt er rüstig dahin — durch die lang gestreckte Vorstadt mit ihren allmälig niedriger und ärmlicher werdenden Wohnhäusern, zwischen strohgedeckten Scheunen und den durch Bretter- und Lattenwerk eingehegten Bürgergärten, an der Linden-besetzten Reiferbahn und den sich weit dehnenden Zimmer- und Sägeplätzen vorüber.

Obgleich im Verlaufe der letzten Tage die traurigen Ahnungen in Helmolds Brust durch die Aussicht baldigen Wiedersehens mit den Seinen verscheucht und freundlicheren Bildern gewichen waren, so athmete er doch erst jetzt, als er auf die offene Landstraße hinaustrat, vollkommen frei und fröhlich. Zwischen den hohen Steinmassen der Stadt hatte es wie ein Alp über seinem Wesen gelegen; nun grüßten Himmel und Erde so still und voll Hoheit, der Zug der Lüfte ging frisch und so stärkend an ihm hin, daß freudigster Jugendmuth ihn durchströmte und er sich gelobte, die zehn Meilen bis zum Vaterhause in einem Zuge zurückzulegen, wozu Wetter und Weg grade damals besonders geeignet waren.

Der kürzlich eingetretene, mäßige Frost hatte nämlich den Erdboden hart und klingend gemacht und da er, nach großer Dürre im Herbste und Vorwinter, plötzlich, nur von einem sanften Geriesel feinkörnigen Schnees eingeleitet, erschien, so bot die aus dem Mittelalter stammende, sich wie eine Schlange in weit ausgreifenden Windungen zwischen mächtigen, zu den Seiten aufgerichteten Steinblöcken hinziehende Landstraße dem Fußgänger einen herrlichen Wanderplan. Die wärmelose Sonne glitzerte hart und sprühend über dem leise beschneiten Blachfelde; an Erdabfällen und Biegungen, sowie auf den gepflügten Äckern schien der schwärzliche Boden trocken und rauh hindurch und in der Ferne an den Rändern, wo die blaue Luft mit der weißen Erde zusammenstieß, winkte in langen Streifen der winterliche Wald, trotzig, düster, starr und blätterlos.

Eine Meile nach der andern entschwand unter den eilenden Schritten des Rastlosen; — allmälig senkte sich die Straße tiefer und tiefer von der Hochebene durch sanft abfallende Hügel zu triftenartigen Dehnungen; da, als sich die Sonne bereits gegen

das Ende ihrer in jener Zeit so kurzen Bahn neigte, verließ Helmold eine kleine Strecke vor der Grenzstadt die Landstraße, um, links abbiegend, einen Weg durch Moor und Düne einzuschlagen, — zu jenem schmalen, seltsam gezogenen Streifen Sandes, welcher, die endlose Bläue der Meeresfluth durchschneidend, beide Nachbarländer mit einander verbindet.

Das Wenden-Dorf.

Noch glühte der Abendhimmel in feuriger Lohe, wie sie die schon geschiedene Sonne daran zurückließ, und doch lag der größte Theil der Gegend bereits in tiefes Dunkel gehüllt. So kam es, daß Helmold die niederen Strohdächer eines durch Erlen und Weidicht halb versteckten Dorfes erst bemerkte, als er dasselbe fast erreicht hatte. Als er früher einmal mit fröhlichen Genossen desselben Weges gezogen kam, waren jene in Scherz und Spott über die finster und seltsam aussehenden Bewohner der schmutzigen Torfhütten unerschöpflich gewesen. Besonders erschien es den an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnten Seeleuten ein Gräuel, wie aus diesen Wohnungen der Rauch seinen Weg statt zum Schornstein zu Thür und Fenster hinaus suchen mußte, und drollige Einfälle über diese durchgängige Eigenthümlichkeit des Dorfes kürzten damals einen Theil der anstrengenden Reise.

Es war ein Wenden-Dorf, als solches auch durch seinen Namen „Wendorf" bezeichnet, dessen Insassen fast ausnahmelos noch zu jenem der gewöhnlichen Meinung nach bei uns gänzlich erloschenen Volksstamme gehörten. Zwar hatten sie sich im Laufe der Jahrhunderte mit der ihnen eigenen Geschmeidigkeit in Sprache und Recht, in Religion, Sitte und Kleidung dem herrschenden Volke angeschlossen, aber man brauchte sie nur zu sehen, ihr Thun und Treiben nur oberflächlich zu beobachten, um eine gänzliche Abweichung vom Deutschen Sinn und Gebaren herauszufühlen.

Der junge Matrose ging durch die breite, gewundene, sehr unregelmäßige Dorfstraße, er sah die traurigen, schwärzlichen Hütten mit ihren nothdürftig geflickten Strohdächern, auf denen der Lauch üppig wucherte, neben ihnen das mangelhaft umzäunte Gartenland, bisweilen von einem alten Obstbaum überragt, und an der

oberen Öffnung mancher halbgetheilten Hausthüre auch wohl ein bleiches Menschenangesicht, das aber scheu zurückwich, sobald er etwas näher herankam. Drinnen wurde wahrscheinlich das Abendbrod gekocht, denn der Rauch war dicht vor mancher Hütte und stand fast still in der kalten, klaren Luft. An einer Stelle drang auch ein kräftiger Geruch von Speck und Zwiebeln zu dem ermüdeten Wanderer und plötzlich empfand er, was er bisher durch sehnsuchtsvolles Vorwärtsstreben zurückgehalten hatte, einen tüchtigen, kaum zu überwindenden Hunger.

Indessen lagen die letzten, sehr wenig zur Einkehr reizenden Hütten schon hinter ihm; da es nun einen Krug nicht gab und Helmold wußte, daß er fürs Erste kein Dorf wieder antreffen würde, so gewährte es ihm eine besonders freudige Ueberraschung, als er bald darauf an der rechten Seite des Weges zwischen in der Dämmerung kaum entwirrbaren Bäumen und Büschen mehrere Dächer emportauchen sah. Hier lag vereinzelt ein nicht unbedeutender Bauerhof. Beim Näherkommen konnte Helmold bemerken, daß hier Alles ordentlicher und stattlicher aussah, als in dem übrigen zusammen gelegenen Theile des Dorfes. Auch ein Schornstein, oder gar zweie waren vorhanden und das gab für ihn den Ausschlag, hier einzutreten und eine Stärkung zu erbitten.

An mächtigen Düngerhaufen vorüber ging er auf das von verfallenen Ställen und Scheunen umgebene Wohnhaus zu und pochte an die schon verschlossene Thür. Lange schien Niemand auf ihn zu hören und er wollte, da er auch an den kleinen, unregelmäßig gestalteten Fenstern kein Licht gewahren konnte, schon mißmuthig von seinem Versuche abstehn, als er schleppende Schritte vernahm, und, ohne daß die Thüre geöffnet wäre, die widerwillige Frage an ihn gerichtet wurde, wer er sei und was er wolle. Als er sein Begehren gesagt und abermals drinnen ein lässiges Gehen vernommen hatte, wurde wieder Alles still, so daß Helmold, welcher Anfangs glaubte, daß man über seinen Einlaß berathe, bei immer längerem Warten schon die Geduld verlor: da rasselte es an der Thür und, indem sie sich öffnete, fiel ihm der blasse Schein eines dünnen Talglichtes entgegen, welcher das mürrische Gesicht einer alten Frau beleuchtete.

Sie winkte, ohne ein Wort zu sagen, mit der Hand, ihr zu folgen, und führte Helmold über einen kleinen, niederen Flur in

die geräumige, gegen die Hinterseite des Hauses belegene Küche. Zuerst, da er eintrat, vermochte der Gast kaum irgend etwas zu unterscheiden, denn die schwache Leuchte der Alten gab nur einen kargen Schimmer, und sonst wurde der weite Raum einzig von dem düster glimmenden, mächtigen Kohlenhaufen erhellt, zu welchem das Herdfeuer bereits zusammen gesunken war.

Auf seinen Gruß antwortete ein mehrstimmiges „Guten Abend“, dann wies ihm die Alte einen Stuhl an, von welchem er, nachdem sich die Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, die einzelnen Dinge in dem weiten Raume zu unterscheiden vermochte. An dem Herde saßen und standen zwei Männer, ein Junge und drei Mädchen, aus denen mit der alten Frau die Einwohnerschaft des Hofes zu bestehen schien. Alle waren lautlos bei einander, und hätte die Alte nicht durch einige Worte eins der Mädchen zur Bereitung des Mahles für den anscheinend sehr unwillkommenen Gast aufgefordert, so wäre Helmold versucht gewesen, diese stummen und starren Gestalten eher für Steinbilder, als für Menschen anzusehn. Nun aber wurden, den Rest der Abendsuppe zu erwärmen, die Kohlen zu höherer Gluth entfacht, und durch Anlegen einiger Holzscheite ein helles Feuer hervorgerufen. Auf ein kurzes, für Helmold dem Sinne nach unverständliches Brummen des ältesten der Männer erhob sich der Knecht und der Junge und alle drei gingen hinaus; auch die Mädchen verließen, eine nach der anderen, die Küche, und da sich die Alte gleichfalls einen Augenblick in eine Nebenkammer schleppte, glaubte Helmold mit dem freundlichen Feuer ganz allein zu sein. Weil es ihm so traulich zuknisterte, stand er auf, um seine Hände daran zu erwärmen. Wie erstaunte er, beim Nähertreten hinter dem Herde ein Menschenantlitz zu gewahren, von dem er bisher noch gar nichts gesehen hatte.

In der schwärzlichen, berußten Küchenwand war ein Einschnitt, eine Art Nische, in der ein altväterischer Stuhl stand. Die Rücklehne desselben hatte ihm bis dahin den Anblick eines Mädchens entzogen, das starr, grade und wie leblos darinnen saß. Auch als Helmold ganz nahe trat, ging keine Bewegung über die bleichen Züge. Das Angesicht hatte eigentlich gar keinen Ausdruck, denn die dunklen Augen starrten regungslos in den leeren Raum. Die Glieder schienen sehr mager, zart und „vornehm“ gebildet, so daß die groben und rauhen, von „eigengemachtem“ Wollenstoff

angefertigten Kleider, die sie einhüllten, einen ungehörigen, beinahe schmerzlichen Eindruck gewährten.

Helmold empfand ein Gefühl der Theilnahme und des Mitleides und schaute immer wieder auf das Mädchen hin. Endlich, als ob seine Blicke sie erweckt hätten, wurden ihre Augensterne lebendig, begannen sich zu bewegen und richteten sich gegen die hohe Gestalt des Fremdlings.

„Es ist Nacht und sehr kalt", sagte das Mädchen mit einer klanglosen und doch aufregenden Stimme zu Helmold, „warum gehst du so allein zwischen den schwarzen Mooren und über die weißen, wechselvollen Sandberge?"

„Ich bin ein Seemann", erwiederte er, „und habe Sehnsucht, meine alten Eltern nach langer Fahrt in unserem Hause aufzusuchen. Ich eile so sehr, daß ich selbst die Nacht nicht scheue, denn ich weiß nach meinem eigenen Verlangen zu ermessen, wie große Freude und Beruhigung ihnen mein Heimkommen bereiten wird."

„Du bist sehr glücklich, wenn dein Vater und deine Mutter noch da sind", entgegnete sie abermals in dem seltsamen Laut, „die meinigen schlafen immer und ich sehe sie niemals mehr!"

Im Sprechen dieser Worte kam die alte Starrheit über das Mädchen; sie saß wiederum da, als ob sie mit offenen Augen schlummerte. Helmold fühlte sich tief ergriffen; er redete noch mancherlei Dinge zu der Unglücklichen, denn es war ihm, als müsse er sie wecken, trösten, erfreuen; sie aber sagte nichts mehr und sah auch nicht wieder zu ihm empor.

Nach einiger Zeit kehrte die Alte zurück, die Suppe war fertig, aber Helmold aß nur noch mit Ueberwindung, denn sein Hunger war fast ganz vergangen. Er fragte die Alte, welche neben ihm stand, ob das Mädchen hinter dem Herde krank sei; sie aber erwiederte: „Nein, die ist ganz gesund!"

Helmold schauderte. Die Art der Frau war so kurz, kalt und roh, — welch' ein Leben mochte das todesstarre Kind hier führen!

Das Abendbrod war nun verzehrt, der junge Matrose erhob sich, warf noch einen letzten, schmerzlichen Blick auf das Mädchen, dankte der Alten und verließ das unheimliche Haus. Als er am Stalle vorbei ging, trat jemand daraus hervor, der ihn grüßte.

Helmold erkannte ihn als den ältesten der Männer in der Küche. „Wohin wollt Ihr noch so spät?" sagte jener freundlich. „Nach Nustrow." „Da werdet Ihr ja erst lange nach Mitternacht ankommen, auch wenn Ihr noch so rüstig zuschreitet." Bei diesen Worten zündete er sich seine Pfeife an und ging mit ihm vom Hofe auf die Landstraße nieder. Beide kamen bald in ein lebhaftes Gespräch, in dem sich ergab, daß jener der Großknecht des Hofes war, und die gesammte äußere Wirthschaft leitete.

Endlich sagte Helmold: „Wer ist denn das arme Mädchen in dem hohen Stuhle hinter dem Herde?"

„Das ist unsere Herrin, die Besitzerin des ganzen Bauerhofs." „Ist sie krank?" „Nein, die ist immer so, seit sie Vater und Mutter vor nunmehr zwei Jahren verloren hat." „Sagt, wie ist das gekommen?"

„Je nun, der Bauer erlag einer Seuche, die Bäuerin, die sein Krankenbett nimmer verlassen wollte, wurde angesteckt, und folgte ihm wenige Tage nach seinem Tode ins Grab. Das Alles hat das Kind so erschreckt, — man kann wohl sagen, sie ist damals auch halb gestorben. Die Eltern haben festgesetzt, daß ich und die Alte hier fortwirthschaften sollen. Wir sind entfernte Verwandte des Kindes und schon viele Jahre in diesem Hause. Doch nun muß ich umkehren. Gute Nacht und glückliche Reise!"

Mit diesen Worten ging er wieder gegen den Hof zurück.

Helmold war nun allein in der stillen, von tausend Sternen erleuchteten Nacht, nichts regte sich, nur, wenn man horchte, vernahm man weit in der Ferne den leisen, gleichmäßig hallenden Klang der Brandung. Er kannte die gewaltige Entfernung des Meeres und staunte, hier schon seine Stimme zu vernehmen. Aber noch eine andere Macht nahm seine Sinne gefangen: das starre Mädchen stand vor seiner Seele, fest, todeskalt, und doch wie von seinem wärmsten Herzblut überströmt.

Langsam schritt er weiter, das Moorland wich und bald umgab ihn die Dünenwelt, deren Sandberge das Zwielicht der Sterne ins Ungeheure emporhob. Immer deutlicher, immer fester, sicherer und gebieterischer ging der Klang des Meeres gegen sein Ohr, doch nur von links; zur Rechten das Binnenmeer schlief still gebannt unter der Decke des Eises. Abermals winkten menschliche Wohnungen, zwei große Schifferdörfer zogen sich in langer Aus-

dehnung und kaum von einander geschieden neben der Straße fort, im Rücken der Häuser die bleichen Hügel, bald zu hohen Kuppen aufgethürmt, bald flach und gestaltlos dahinstreichend. Hinter mancher angefrorenen Fensterscheibe glomm noch ein Licht, blaß und gering, ein irrer Schimmer. Welchem Antlitze mochte es scheinen, welches Denken, Sinnen und Sorgen mochte die schwache Flamme, wie der zitternde, sehnende Schatten eines Nachtfalters, umkreisen!

Grade, indem Helmold an dem letzten Hause vorbei ging, erlosch darin das Licht plötzlich, einer sinkenden Sternschnuppe vergleichbar; es war ihm, wie ein Schmerz und er mußte kämpfen, ihn zu überwinden. Ein wenig weiter war kein Raum mehr zu solchem Empfinden der Seele, dort hallte der Donner der Brandung so furchtbar, wild, trotzig und rasend, daß er Alles bezwang, und den Geist und das Ohr durchaus erfüllte. An dieser Stelle ist die Landenge am schmalsten, und wäre sie nicht durch einen ganz gewaltigen, sehr festen Dünenrücken geschützt: das Meer hätte hier sich schon lange mit dem Binnenwasser vereinigt.

Ein Fürst des Mittelalters hatte einst den Plan, diese ragenden Sandberge zu durchstechen; aus dem herrlichen Becken des Binnenmeeres sollte ein Riesenhafen werden, der größte und sicherste an allen Baltischen Küsten, die kleine Grenzstadt, an der Helmolds Weg vorüberführte, war zu einem Weltemporium ausersehn; — doch wie des Fürsten Leib in seiner Gruft zu Staub geworden, so sind auch seine Pläne Träume geblieben, vergänglich und wandelbar wie der Sand der Meeresufer.

Von der höchsten Hebung dieses Dünenrückens empfängt der Wanderer zur Sommerzeit bei klaren Lüften den Anblick eines erhabenen Panoramas: rechts liegen die weiten Buchten des friedlichen Binnenmeeres, an dessen Ufern Kornfelder, Triften und Laubwälder wechseln, hier ein Kirchthum ragt und dort die umbuschten Walme eines Bauerndorfes malerisch hervortauchen; gegen Norden dehnt sich die seltsame Halbinsel, zuerst Weideland, dann Brüche, endlich der ungeheure Tannenwald, dessen Wipfel, Kronen und Zweige in ihrer düsteren Trauerfarbe aus solcher Entfernung derartig in einander fließen, daß er anzuschauen ist, wie ein Riesenteppich von dunkelgrünen Moosen. Zur Linken sieht er das offene Meer in seiner ganzen Herrlichkeit, aber auch

mit allen seinen Schrecken. Weit gegen den Rand des Himmelsgewölbes stehen in düsterer Pracht die drohenden, sich im ewigen Wechsel erneuenden Wälle der Brandung. Sie kommen näher, berühren und zerwühlen sich, von weißen Wellenrossen umringt, — ein Ueberschlagen, Sprühen, Zerfallen, ein Wiederauftauchen, Neuwerden und Erstarken ohne Gleichen, — endlich ist das Ufer erreicht: der Sandboden der Düne bebt in seinen Grundfesten, zittert nach wie ein Echo, Schaum und Gischt fliegen in wilden, zerrissenen Flocken umher und überschütten selbst die Höhe des Grats der Dünenrücken; — rückwärts gleiten die Wasser und aufs Neue beginnt der Kampf.

Jetzt in der Winternacht, als Helmold hinüberging, war das von dem matten Scheine der Sterne beleuchtete Bild ein ganz anderes; alles Freundliche, Friedliche und Beruhigende war mit dem Abendrothe hinweggenommen, alle Einzelheiten in Schatten getaucht, nur die geisterhaften Dünenketten in der Nähe, zur Seite das brandende Meer und in der Ferne der schwarze Wald blieben erkennbar.

Allmälig, wie die Gestade in weiten Bögen von seinem Pfade zurückwichen, wurde es stiller um Helmold; schon auf der wegelosen Haide, welche der Düne nachfolgt, rauschte die Fluth um Vieles schwächer, als er aber dann den Forst betrat, herrschte tiefes Schweigen, nur selten durch einen wiederhallenden Tonstoß der fernen Brandung, einem Seufzer aus gepreßter Menschenbrust vergleichbar, unterbrochen. Düster und lautlos standen die Tannenwände zu beiden Seiten, über ihnen aber, zwischen den gleichmäßigen, schwarzen Häuptern, zog der klare Sternenhimmel der Winternacht seinen schnurgraden Flimmerstreifen.

Eingeengt von den schwärzlichen, ununterbrochen fortstreichenden Nadelwänden, vertiefte sich Helmolds Denken wieder in die eigene Brust. Das starre Wendenmädchen stand noch immer vor seiner Seele, keines ihrer Worte war ihm verloren und der nicht zu beschreibende Laut ihrer Stimme beherrschte sein ganzes Wesen. Wieder und wieder kehrte ihm die Erinnerung an sie, jede Wandelform des erschütternden Tones fand ihren Wiederhall im Ohre des Jünglings und unbegreiflich qualvoll erregten ihn die traurigen Worte: „Du bist sehr glücklich, wenn dein Vater und deine Mutter

noch da sind, die meinigen schlafen immer, und ich sehe sie niemals mehr!"

Kreuzwege kamen, Pfade schlangen sich durch den Wald, Lichtungen und eingesprengte Dünenhügel folgten, von kriechenden Föhren armselig überwuchert; die Bäume wurden immer kleiner und streckten ihre verkümmerten Zweige, wie Hülfe suchend in die Luft; sie alle aber waren alte Bekannte von Helmold, mit denen so viele Erinnerungen und Gedanken seines einfachen Lebenszuges sich verknüpften. Bilder aus der Knabenzeit wurden beim Anblicke dieser Schauplätze farbenreicher, lange untergetauchte Gestalten erhoben sich, Kinderfreuden und Jugendluft, selten durch einen schmerzlichen Laut unterbrochen, schwebten im bunten Reigen vorüber.

Aber aus Jedem und hoch über Alles hinaus schimmerten nunmehr die beiden ehrwürdigen Silberhäupter, denen der Jüngling mit solcher Sehnsucht entgegenschritt, daß er nimmer Ermatten fühlte; sie zu schauen, sie zu umfassen, ward endlich der einzige Gedanke, der die gesammte innere und äußere Welt überwindende Trieb seines Wesens.

Auch der sich mehr und mehr senkende Weg wurde freier und lichter. Durch die sehr dünnen Fichtenstämme, denen der Nordsturm ihr tieferes Geäste fast gänzlich abgeknickt hatte, blickte der erste Schimmer der Morgendämmerung und endlich standen die letzten schwächlichen Ausläufer des Waldes mit weit und phantastisch auf die Oberfläche der Sandwellen hinausgreifendem Wurzelwerk neben dem Wanderer.

Sein Herz pochte laut und stürmisch, mußte er doch von dieser Freiung den Wipfel der großen, das elterliche Dach beschirmenden Schwarzpappel über den Sandberg emporragen sehn, welcher nun noch die letzte Scheidewand zwischen ihm und dem Orte seiner Sehnsucht bildete. Aber unerklärlich, — der Wipfel war nicht da!

Helmold rieb sich die Augen, — er blickte wie fragend, wie Hülfe suchend auf der Freiung umher: der Grat des Sandberges zog seine scharfe Linie nach wie vor, ohne Unterbrechung vor seinen angstvoll hervortretenden Augen durch die stillen, vom ersten Morgenhauche sanft veränderten Lüfte, — doch der Wipfel war nicht zu erspähen.

Ausgereutet konnte der Baum nimmer sein, da er der Lieb-

ling des Vaters war; der Großvater hatte ihn gepflanzt, allen Familienmitgliedern erschien er immer, wie ein Wahrzeichen ihres geliebten Eigenthums, — was konnte mit ihm vorgegangen sein!

Ein Schwindel ergriff ihn, — ein schrecklicher Gedanke fuhr durch Helmolds Haupt. Gleich einem Wahnsinnigen flog er über die Trift den Sandberg hinauf. Oben angekommen, sah er unten eine öde Stätte!

Der väterliche Hof war verschwunden. Die Düne wider den Nordstrand des Meeres stand ein zertrümmerter Wall und zeigte eine tiefe Bresche, nur nach Osten ragten noch die unversehrten Kuppen. Zwischen dem Sandberg und ihr — das ganze Besitzthum des Vaters war leer, kein Haus, kein Hof, weder Baum noch Strauch ragte empor; der viel durchwühlte Boden, in seinen Vertiefungen mit Wasser gefüllt, war mit feinem, zerbrochenem Eise überkrustet.

Wie Helmold den Sandberg hinabgekommen, auf welche Weise er über die knisternde Eisesfläche zu der Stätte gelangte, auf der sein Vaterhaus einst gestanden, — das wußte er später nie zu sagen.

In den Höhlungen des Sandes lagen noch einige der größten Steine aus der Grundmauer; hinter dem einen steckte ein zerknicktes Balkenende, wirres Wurzelwerk der Schwarzpappel und ein wenig struppiges Gestänge von der Hollunderlaube — das war Alles. Auf solchen Trümmern fand der alte Kerkow, ein vieljähriger Freund und Genosse des Vaters, den Jüngling, da er bei Sonnenaufgang gegen den Ankerplatz im Meeresdurchbruch ging, um nach seinem Fahrzeuge auszuschauen.

Dem jungen Manne stand der ganze Umfang seines Verlustes im Herzen. Er wußte, daß eine Sturmfluth gekommen war, plötzlich ohne vorherige Anzeichen, mit vernichtender Gewalt. Er ahnte, daß sein Vater unvorbereitet nicht hatte weichen können, vielleicht nicht hatte weichen wollen von seinem Hause und seiner altersschwachen Gattin. Als ob er es miterlebt, war das Bild vor seinen Augen.

Sein erster Blick auf den alten Schiffer, den väterlichen Freund, bestätigte ihm, daß Alles dahin, nichts mehr zu hoffen sei. Er erhob sich von dem Eise, auf dem er neben einem Steine der Grund-

mauer gekniet hatte, ergriff die dargereichte Hand des weinenden Greises und schritt stumm neben ihm dem Dorfe zu.

Um das furchtbare Ereigniß selbst lag es wie ein undurchdringlicher Schleier. Ganz Nustrow hatte in jener Schreckensnacht einzig an die eigene Rettung gedacht; denn überall drohete die Fluth, die Düne und ihre künstlichen Verbindungen und Stützen zu durchbrechen. Die Männer arbeiteten mit dem Aufwande ihrer ganzen Kraft und selbst Frauen und Kinder halfen, wenn auch nur, um zwischen den Leitenden von einer ausgesetzten Stelle zur anderen Botschaften zu überbringen, was in dem Rasen des Sturmes und dem Sprühregen der empörten Wogen keineswegs gefahrlos war. Des vereinzelt liegenden Hofes des alten Helmold gedachte niemand in der Todesnoth, und, als dann der Morgen grauete, der Sturm nur noch bisweilen in kräftigen Stößen blies, auch die Wasser zu fallen begannen, — war das Unglück geschehen — die Stätte bot denselben Anblick, wie jetzt, da der Sohn sie betrat, nachdem Wochen vergangen waren; und weder die Leichen der beiden Greise, noch die des Knechtes, noch sonst ein Gebälk oder Stück des Hausrathes gab die erbarmungslose Fluth zurück.

Der Gemüthszustand Helmolds war trostlos. Er hatte Alles verloren, was ehedem seine Seele auf Erden in Liebe, Hingebung und Ehrfurcht umfaßte, Alles bis auf die verwüstete Scholle, welche die Trümmer seines Glückes trug. Selbst die Gräber seiner Eltern konnte er nicht besuchen, kein Freund vermochte ihm die Schrecken ihrer letzten Stunde schonungsvoll vorüberzuführen, — er stand, nach dem frühen Tode aller seiner Brüder, ganz allein in seinem Gram. In den ersten Tagen kam eine tiefe Bitterkeit über ihn; die innige Theilnahme der Freunde und Verwandten, selbst der Besuch des würdigen Geistlichen konnten ihn nicht beruhigen, stärken, erfreuen. Es erschien ihm in seinem noch immer ungebrochnen Hochmuthe fast unerträglich, ein Gegenstand des allgemeinen Mitleids zu sein.

Eine qualvolle Unruhe erfüllte sein Gemüth und täglich sah man ihn trotz Sturm und Wetter, welche in dieser Jahreszeit selten an jenem Strande rasten, das gastliche Haus des alten Kerkow verlassen, um dem Schauplatze des Verderbens abermals und abermals zuzueilen. Er beobachtete dort mit dem ihm eigenen Scharfblicke Alles bis in die kleinsten Einzelheiten; er gab sich Rechenschaft

von dem Durchbrechen der Wasser und ihrer furchtbaren, jedes Entgegenstehende vernichtenden Gewalt, suchte sich ihren plötzlichen Abfluß, den geringen Umfang des Raumes, auf dem sie ihr zerstörendes Wirken ausgeübt, zu erklären und brachte, unter Beihülfe einiger anderer Männer, die Trümmerreste wie heilige Reliquien in Sicherheit.

Als man ihm mittheilte, die Gemeinde werde sogleich beginnen, zu ihrem Schutze die zerrissene Düne mittels eines Deiches wiederherzustellen, drang zum ersten Male wieder eine freudige Erregung durch sein Wesen, und als der Frost vorüberging und man mit der schweren und großen Arbeit anhub, wich er gar nicht mehr vom Platze. Bald sah man mit Staunen, wie durch solche ungewohnte Thätigkeit neuer Lebensmuth in dem Tiefgebeugten erwachte. Er handhabte nicht nur Karre und Schaufel, als wenn er Zeit seines Lebens kein anderes Geräth geführt hätte, sondern wußte auch so besonnen, umsichtig und klar in der schwierigen Sache zu rathen, daß man sich bald gern unbedingt seinen Anordnungen fügte, und ihm schließlich die Leitung des gesammten Unternehmens vertrauungsvoll überließ.

Der Winter war verhältnißmäßig milde, man konnte fast unausgesetzt fortschaffen. Als Ende Februar und Anfang März viele der mitarbeitenden Seeleute ausschieden, um wieder ihrem Berufe nachzugehen, gewann Helmold mit eigenen Mitteln und nicht ohne Schwierigkeit neue Kräfte vom Festlande; er selbst ermüdete niemals. Gegen den nahenden Frühling stand der Deich vollendet; der Bodenbesitz Helmolds erschien nun weit gesicherter als ehedem. Die Verwaltung dieses ihm über Alles theuren Stückchens Erde übertrug er dem alten Kerkow und im Falle von dessen Absterben seinem Sohne, einem nicht mehr zur See fahrenden Schiffszimmermann, — dann nahm er Abschied von allen Bekannten, ging noch ein letztes Mal, seine Heimstätte zu sehen und wanderte an einem herrlichen Lichtmorgen des Vorfrühlings nach B., eine „Heuer" zu suchen. Es waren gar eigene Gefühle, mit denen er von der Düne noch einmal auf das alte Rustrow zurücksah. —

Heimkehr zum väterlichen Erbe.

Lange Zeit verfloß; das Andenken an Helmolds Familie, einst so lebendig in jedem Nustrower Herzen, wurde allmälig schwächer; als ein Jahrzehnt vergangen war, dachte eigentlich nur noch der Schiffszimmermann Kerkow, dem sein Land übergeben war, an den Verschollenen, wenn er herzukam, das arme Stückchen Sand zu bestellen. Der alte Kerkow ruhte schon lange hinter den getheerten Planken des Kirchhofs. Nur selten hörte man noch eine Kunde von Helmold; so hatte einmal ein Matrose, ein wilder, rauher, unzuverlässiger Geselle, an einem Winterabend im Kruge erzählt, er sei ihm in Alexandrien am Hafenthore begegnet, der „Hüne" habe gar stattlich ausgeschaut, viel nach Nustrow geforscht und gesagt, ihm gehe es gut, — jeden Nustrower solle er grüßen, wenn er heimkomme, vor Allem aber den alten Kerkow — der damals noch lebte — und dessen Sohn, den Schiffszimmermann. Dieser letztere glaubte eigentlich noch allein an die Heimkehr des Freundes. Selbst ein alter zweiundachtzigjähriger Kapitain, der letzte überlebende Genosse von Helmolds Vater, welcher Anfangs immer vertrauensvoll zu dem Hoffenden gestanden, meinte endlich: „Der hat mir, wenn ich's so ganz überdenke, stets trotz aller Frische und Freudigkeit ausgeschaut, als ob ihn die See nicht lassen wolle, — sollt mal sehen, Jungen, der liegt nun schon lange still da unten an seinem Kiel, wie es einem rechten Seemanne zukommt."

Und doch war's nicht so. Eines Tages — die Sonne schien grade recht hell und das alte, dunkele Dorf zwischen seinen grauen Dünenhügeln gewann beinahe ein heiteres Aussehen — saß ein gar stattlicher Mann plötzlich, ohne daß man sein Kommen vorher bemerkte, in der Wohnstube des jüngeren Kerkow, dessen Haar nun auch schon grau wurde, und dieser Mann war — Helmold. Keiner wollte es glauben, als er sagte, wer er sei, weder die Frau noch ihre Töchter. Sie standen um ihn, fuhren sich mit der Hand über die Stirne und riefen einmal über das Andere im komischen Erstaunen: „Ist's denn möglich! Kann es denn wahr sein!" Die Mädchen fanden sich schon eher und eine lief freudig nach der Werft, den Vater heimzuholen, ohne ihm jedoch zu verrathen, wen

er vorfinden werde; sie wollte sehn, ob er den Freund erkenne und sich dann an seiner Ueberraschung weiden.

Sogleich, als Kerkow eintrat, wußte er, wer „der fremde Herr" sei, und ein Blitz hoher Freude fuhr über das wetterbraune, eisenharte Gesicht des fast immer sorgenvollen Mannes, für einen Augenblick alle seine Züge verklärend. An die Arbeit ging der sonst Rastlose diesen Tag nicht mehr, auch nicht den folgenden und noch viele kommende; es war vielleicht die allergrößte Freude, die er in seinem schweren Dasein erlebte, und die wollte er auskosten.

Nicht einzig, daß der treue Genoß von ehedem wieder da war, mit dem er so manchen frohen Tag und so manche lustige Nacht, so manche Noth und Gefahr bestanden, — machte das im täglichen Einerlei harter Arbeit und schwerer Sorgen eingeschrumpfte Herz des gealterten Mannes so plötzlich wieder aufquellen: — nein, vor Allem, daß er nun seine uneigennützige Treue und Freundessorgfalt zeigen konnte, daß er Helmold seine Scholle unverletzt, in der Bodenbeschaffenheit gebessert und außerdem eine hübsche Summe des daraus gezogenen Ertrages zu überantworten vermochte, — das hob ihn in seinen eigenen Augen und machte ihn fast lustig.

Trennen wollte er sich Anfangs gar nicht von dem Freunde, überallhin mußte er ihn begleiten, von Jedem mittheilen, oder auch hören, lauschen, staunen, wenn jener redete. Keine Stelle des alten Dorfes blieb unbesucht, und alle Tage zeigte sich dasselbe Helmold zu Ehren in seinem Staatskleide; denn der Himmel war immer blau, die Sonne vergoldete auch die schwärzeste Theerplanke und die See schlug so allmächtig hehr und doch nicht zürnend gegen seinen Strand, daß gar kein Leid in der Menschenbrust aufzukommen vermochte, oder doch, wo es geschah, zur mildesten Wehmuth gesänftigt, aus einander floß.

Helmold war um Vieles anders geworden und doch — so seltsam es klingen mag — ganz der alte. Der Grund lag eigentlich in ihm zu fest, — das Schicksal konnte wohl daran rütteln, aber ihn niemals ganz umgestalten. Und doch war er anders — er war ein Mann geworden. Er hatte Jedes erlebt, was nur ein Mensch erleben kann: das furchtbarste Geschick, die höchste Seligkeit der Liebe. Rauschende Freuden, aber auch Monate, Jahre

von einer Einförmigkeit und Stille, wie man sie kaum für möglich halten sollte, waren an ihm vorbeigegangen. Er hatte die Länder der Tropen mit ihren Palmenwäldern und die Meere mit Blöcken ewigen Eises abermals durchzogen, den Menschen in tausend Gestalten und Wechselzuständen geschaut, oft in der Wüste der Woge den sichern Tod vor sich zu erblicken gewähnt und bei Alledem nicht nur die Augen und den Verstand, sondern auch das Herz offen gehalten, — das wandelt, wenn auch die eigentlichen Fundamentsteine unverrückbar liegen bleiben. Auch Geld hatte er verdient, Manches erworben, ein nettes, kleines Vermögen in Arbeit und Rechtschaffenheit zusammengebracht, aber das schönste von Allem, was er heimgeführt, welches er beinahe verloren, als er fortging, das er aber nun, wie er fühlte, für ewig wieder gewonnen, war ein echtes, rechtes, felsenfestes Gottvertrauen. Aus diesem Schatze zog der Mann eine Seelenruhe, einen Frieden und eine Festigkeit, welche seinem alten Wesen ein geläutertes, verändertes Aussehn verlieh.

In die Kirche des „St. Nikolas" war er damals, als er Nustrow verließ, bei der Bitterkeit seiner Empfindungen gar nicht gekommen, jetzt ging er mit Kerkow zuerst dorthin. Die Abendlichter spielten freudig und flimmernd durch das große Westfenster über dem Portale der Thurmhalle gegen den goldenen Schrein auf dem Altare und umgaben die ehrwürdige Statue des Patrones der Seefahrer mit einem Glanze der Verklärung. Dort weilte Helmold lange, und von den innigsten Gefühlen bewegt, gingen seine Gedanken an dieser Erinnerungsstätte in die frühste Jugend zurück.

Am Grabe seines Bruders, draußen auf dem höchstgelegenen Raume des Kirchhofes, sah er das Abendroth verglimmen, feurig lagen Land und Meer in der Runde, und bald standen auch wieder die Sterne droben, jetzt aber matten Scheines am duftgrauen Himmelsgewölbe.

Erst am folgenden Morgen wanderte er den allbekannten Wirrsteg zum Dorfe hinaus, sein Erbe anzusehen. Die Zeit hatte die Schrecken des Ortes in seiner Seele fast erlöscht, und nur das Schöne, Liebe und Gute der goldenen Tage, Kindheit und Jugend, Elternsorgfalt und Geschwistertreue fand er hier. Sie alle, diese versunkenen Dinge, standen da, leibhaftig, gegenwärtig

und innig, wie nirgend sonst. Durch die Lüfte ging ihr Hauch, über die grauen Dünenkuppen schritten ihre Gestalten, in jedem Halme der Gräser und Getraide, in jedem Zweige der trockenen Eriken, ja in jedem Sandkorn und wellengehobenen Kiesel lag ein Wehen, Sagen und Schallen von Ehedem, daß alle Pracht und jedes Wunder der Fremde dagegen verblich zu traurigen Schatten. Es war ein köstliches Wiedersehn! In dieser Stunde reifte denn auch der still, unausgesprochen, aber unumstößlich durch viele Jahre in Meeren und Fernen gehegte Plan zum Entschluß: hier, hier allein konnte Helmold sich eine neue Heimstätte gründen!

Kerkow, welcher auch an diesem Morgen neben ihm weilte, begriff die wortlose Freudigkeit des Freundes nicht. Er hatte entweder einen neu erwachten Schmerz, oder ein Vergnügen über sein Handeln, den gut bestellten Acker, die unangetastete Festigkeit der Düne und ihrer verbindenden Deiche erwartet: von dem Allem sah er nun keine Spur. Wie ein Glanz lag es über Helmolds Angesicht, und doch verhielt er sich schweigend; kein frohes, kein trauriges und auch kein Wort der Ueberraschung, der Anerkennung, des Dankes für alle jahrelange Arbeit, Mühe und Sorgfalt kam über seine Lippen.

Erst in Kerkows Hause, da der enge Raum, die Sorge um das Bedürfniß des täglichen Brodes, die geschäftigen Gestalten der Frau und der freundlichen Mädchen um ihn waren, kam der Sinn Helmolds in die gewöhnlichen Schranken zurück. Er gedachte jetzt des versäumten Dankes, suchte seine Vergessenheit eifrig wieder gut zu machen und fand denn auch ein williges Gehör. Einige Enttäuschung blieb aber dennoch in Kerkow zurück, bis ein mehrmonatliches ferneres Zusammensein auch den letzten Rest der Verstimmung tilgte. — — —

Dazumal baute man in Nustrow eigentlich nur, wenn ein Haus durch völlige Altersschwäche und Hinfälligkeit nicht länger zu stützen und nicht mehr zu erhalten war, oder wenn ein elementares Unglück Beschädigung, wohl gar gänzliche Vernichtung gebracht hatte. Eine Vermehrung der Wohnungen war, da kein Zuzug von außen her stattfand, im Gegentheil viel junges Volk sich in fernen Landen ansiedelte, verscholl, oder in den Wogen „blieb", nur selten nöthig. Seeleute verstehen es außerdem, von ihren im Platz beengten Räumen und Kojen her, Alles trefflich,

sicher, enge und fest zusammen zu rücken und „einzustauen" und kriechen selbst in den wenigen Winterwochen, die sie am Lande zubringen, so frisch, luftig und frei sonst ihr Sehnen und Gebaren sein mag, gern warm und traulich unter. Es wohnen daher in den großen Schifferdörfern unserer Küstengegenden bisweilen auf kurze Zeit mehr Menschen in dem alten, heimlichen Neste der Vorfahren zusammen, als sonst bei unsern wohlhabenden Landsleuten Brauch und gut ist. Aber da nur selten ein Fremdling als Gast unter ihrem Dache verweilt, da sie ferner durch ihren sippschaftlichen Sinn und die durch lange Trennung von den Ihrigen eher verstärkte, als geschwächte gegenseitige Anhänglichkeit, selbst ihre Schwächen und Eigenheiten in ungewöhnlicher Geduld ertragen, so befinden sie sich wohl in diesem Zustande. Das etwas eingepferchte, jedoch immer in größter Ordnung und Sauberkeit geführte Hauswesen erinnert sie an ihr liebes Schiff, mit dem die meisten doch einmal Zeit Lebens unzertrennlich verwachsen sind; und braust dann in den endlosen Winternächten der Sturm, tobt die Brandung, so erscheint es ihnen doppelt köstlich, hier im alten, geborgenen Heim so recht nahe bei einander zu sitzen, sich liebevoll anzuschauen und, nachdem der Genossen draußen mit ihrem Kämpfen und Ringen theilnahmvoll gedacht, zu erzählen von allen den wilden Fahrten durch ähnliche Schrecknisse, wo das eigene Leben gleichfalls nur an einem seidenen Fädchen zu hängen schien.

Mußte am Ende durchaus ein Neubau errichtet werden, weil alles tausendfache Bessern und Flicken kaum noch recht haften, die unendliche Oelfarbe, der jährlich aufs Frische dick und sorgsam aufgetragene Theer die morschen Ständer und Balken in ihrem Verfalle keineswegs mehr zu retten im Stande waren: so blieb die alte Stelle, und wäre sie die ungünstigste von der Welt gewesen, fast ausnahmelos der wie von Gott selbst bestimmte Platz auch für die neue Anlage. In diesem Punkte, wie in manchen andern, sind die Seeleute beharrliche Anhänger des Herkömmlichen; grade ihnen, denen die schrankenlose Weite des Meeres als Schauplatz zum Erproben ihrer Kräfte gilt, eine Bühne ohne Gleichen, um Ausdauer, Kaltblütigkeit, Umsicht, Seelengröße und echten Heldenmuth zu erwerben, ist der Strand, abgesehen von dem Treiben in großen Hafenstädten, ein Platz für kurzes Ausruhn. Da finden sie gern das von früh her Gewohnte wieder vor, sehn die

meisten, oft ganz nothwendigen Neuerungen mit Aerger oder Schmerz vor sich gehn, und sind in diesen Verhältnissen pedantischer, als die von ihnen so gewaltig mißachteten „Landratten". Trotz Alledem war das Staunen allgemein, selbst die Mißbilligung bei Manchem groß, als Helmold seinen Entschluß kundthat. Einen derartig ausgesetzten Ort wieder anzusiedeln, das schien doch fast, wie Gott versuchen. Auf eine Gegenrede, oder gar Gründe zur Vertheidigung seines Unternehmens ließ er sich jedoch gar nicht ein. Er empfand die Nothwendigkeit, seinen Plan auszuführen, gleich einer unausweichbaren Bestimmung, beschloß jede Vorsicht, die menschlicher Verstand nur ersinnen könne, bei der Neuanlage des Gehöftes anzuwenden, und gab im Weiteren das Vollbringen einem höheren Schutze anheim. Ueberdies war die Gefahr in der Gegenwart um Vieles geringer, seitdem die Dünen und die sie verbindenden und stärkenden Deiche durch die von Helmold selbst geleiteten Arbeiten, sowie durch die unausgesetzte Fürsorge der Nustrower während seiner Abwesenheit, eine viel größere Widerstandsfähigkeit besaßen; endlich war auch eine Sturmfluth, wie jene, in solcher Gewalt, Plötzlichkeit und vernichtender Kraft seit Menschendenken an dieser Küste ohne Beispiel; hatten doch Helmolds Vorfahren über ein Jahrhundert in dem alten, von den Wogen spurlos hinweggenommenen Hause in unangetasteter Sicherheit gewohnt, und obwohl mit dem Meere vertraut, doch niemals geahnt, an einem besonders gefahrdrohenden Orte zu leben.

Aber wäre dies Alles auch nicht gewesen, hätte Helmold in seinem neuen Hause auch mit Sicherheit einem täglich und stündlich gefährdeten Dasein entgegensehen müssen, — er hätte es dennoch gethan; er fühlte, deutlich, sicher, unumstößlich: die Grundlage zu einer echten Heimat konnte für ihn auf der ganzen Erde nur dort gelegt werden.

Der ehrliche Kerkow schaute ganz verwundert drein, als Helmold an einem Abend, da sie beide lange auf der Bank vor der Thür neben einander gesessen, und sich von Hoffnungen in der Zukunft unterhalten hatten, aus seiner Brieftasche ein Papier hervorzog, auf welchem der bis in die kleinsten Einzelheiten genaue Riß des neuen Hauses, zwar mit ungeübter, schwerer Hand, aber dennoch verständlich genug gezeichnet war, um den ganzen Plan

deutlich erkennen zu lassen. Je länger er das in den Brüchen nur noch lose zusammenhängende, vergilbte Blatt betrachtete, desto bewegter wurde sein Gemüth, denn die ganze Anlage des Gehöftes, die Zahl und Eintheilung der Räume, ja selbst ihre Größe, erwies sich als eine genaue Nachahmung des väterlichen Hauses. Rührung ergriff ihn, als ihm der Freund erzählte, wie er den Entwurf in jenen Tagen tiefen Grames mit blutendem Herzen und ohne eine Aussicht, ihn jemals zu verwirklichen, gezeichnet, damit doch das Andenken des Verlorenen wenigstens in diesen dürftigen Linien gesichert sei. „Ich ahnte nicht", setzte er seufzend hinzu, „daß die Erinnerung solcher Dinge in ihrer Klarheit und Schärfe nur mit dem Leben erlischt, — vielleicht hätte ich dann meine Mühe gespart. Und doch war sie mir nicht vergeblich; — dieses vergilbte Papier lag Jahre lang, wie ein Anhalt, wie ein Trost, ja wie ein Heiligthum auf meinem Herzen. Sobald meine Augen die unsicher geführten Striche betrachteten, erschienen sie mir wie ein Denkmal der alten Zeit, wie ein Band mit der Vergangenheit, mit der Heimat, mit euch Allen, mit einer Zukunft im alten Nustrow. Wie oft sah ich sie an, wie oft haben sie mich beruhigt, gestärkt, ermuthigt, ohne sie wäre ich vielleicht im Treiben der Fremde verschollen!"

Kerkow drückte dem Freunde die Hand, dann sagte er nach längerem Stillschweigen: „Das ist Alles gut und schön; ganz so, wie das alte Haus war, darfst du jedoch nicht bauen, denn Einiges war doch recht ungeschickt und fast widersinnig daran eingerichtet." Helmold antwortete: „Du wirst Recht haben, weil du diese Dinge um Vieles besser verstehst, ich will mich darin auch gern deiner Einsicht ergeben. Nur in der Hauptsache soll es werden, wie damals, als die alten Eltern darin schalteten, die hellen Stimmen meiner armen Brüder fröhlich und oft überlaut durch die engen Kammern tönten, und die Sonne — es mag seltsam klingen — goldener schien, wie jetzt, am prächtigsten Frühlingsmorgen!"

Der Schiffsbau.

So geschah es. An demselben Tage aber, an welchem Morgens die wenigen, großen, aus dem Fundamente von Helmolds Vaterhause geretteten Feldsteine — eine seltene, werthvolle Sache

in Nustrow — unter stillem Gebete beider Freunde in die sehr umsichtig gelegten Grundmauern des Neubaues gefügt wurden, verlief in den Frühstunden des Nachmittags unter der Theilnahme ganz Nustrows eine andere Feier, wenn auch nicht hoffnungsreicher, so doch um Vieles lauter und fröhlicher: der Schiffszimmermann Kerkow nämlich, der seit Kurzem mit Helmolds Hülfe eine eigene kleine Werft eröffnet hatte, legte dort seinen ersten Kiel — so stattlich, daß ein Kenner — und wer war das nicht in Nustrow — auf ein Barkschiff von sehr großer Bedeutung schließen mußte, wie man solches noch nie auf den bisher nur zum Ausflicken oder zum Neubau von Booten verwendeten Schiffsbauplätzen des alten Dorfes emporgerichtet hatte. Dazu war es auf folgende Art gekommen.

Helmold hatte schon längere Zeit die Absicht geäußert, sich eine eigene Bark anzuschaffen, und dazu einen der größeren Hafenorte unseres Landes als Bauplatz ausersehn. Dort konnte er unter den Hölzern eine Wahl treffen und geschickte, erfahrene Schiffszimmerleute zu Riß, Anschlag und Ausführung finden; da er bereits sechs Jahre vor seiner Rückkehr als Kapitain auf eigene Rechnung gefahren war und während dieser Zeit mehrere Schiffe fremder Leute mit entschiedenem Erfolg geführt hatte, durfte er sich auch die Einsicht in alle zu einem tüchtigen Fahrzeuge erforderlichen Dinge zutrauen. Während er nun neben der Förderung seines Hausbaues mit diesen Plänen beschäftigt war, bemerkte er, daß Kerkow noch stiller und gedankenvoller wie sonst umherging, und begann zu fürchten, den Freund bedrücke außer den gewöhnlichen Sorgen noch ein neu heraufgezogener Kummer. Als es gar nicht anders wurde, und er ihn in einer vertraulichen Stunde befragte, entgegnete jener: „Einen Kummer habe ich nicht, aber beim Vorzeigen deiner Zeichnung des alten, lieben Hauses ist mir die Aehnlichkeit von deinen und meinen Empfindungen in Betreff der Vergangenheit lebhaft vor Augen getreten, denn wisse, auch ich habe meine Träume, auch ich hatte meine Pläne! Nur der Unterschied ist zwischen dir und mir, daß es dir gelingen wird, dein Sehnen in Wirklichkeit erfüllt zu sehn, während ich Zeit Lebens nur einem stets zurückweichenden Schatten nachgegangen bin, oder, wenn es hoch kommt, ein nutzloses Spielzeug ausgeführt habe."

„Du sprichst in Räthseln", sagte Helmold, „erkläre deutlicher, was du meinst."

„Du erinnerst dich", erwiederte Kerkow, „daß mein alter Vater einst ein wohlhabender Mann war; er hatte es durch Fleiß und Ausdauer dahin gebracht, eine schöne Bark zu führen, in welcher ihm selbst der größte Theil gehörte. Meine Mutter begleitete ihn nach damaliger Sitte fast immer, ich wurde zwischen jenen Planken geboren, uns Allen dünkte das Schiff das schmuckste, herrlichste, das vollkommenste und liebste Ding, welches Menschenhände je bereitet. Später, da meine Mutter ihrer Kränklichkeit wegen hier blieb, und auch ich als heranwachsender Junge die Schule besuchen mußte, — wie freudig begrüßten wir den Tag, wenn Briefe des Vaters uns nach B. riefen, um ihn und seine Bark nach jahrelanger Abwesenheit wieder zu sehn. Er und sein Schiff und wir mit jenen beiden — das gehörte, so dachten die Mutter und ich, unzertrennlich zusammen; und als ich auch erst „ausging", da wurde meine Freundschaft mit der Bark immer größer, denn es war ein flinkes, festes Fahrzeug, „räumig" und ausbündig nett eingerichtet, ich glaube noch jetzt: zwischen besseren Planken hat nie ein Seemannsherz geschlagen! Du warst noch zu jung, um so recht davon gehört zu haben, wie das Alles eines Tages auseinander ging, so daß der Vater und ich nichts als das nackte Leben retteten, — es war oben im Kattegat — ich will auch jetzt davon schweigen. Wir kamen mit unseren Stöcken über der Schulter, an denen ein winziges Bündel hing, recht jammervoll zurück. Dem Alten, der alle seine Ersparnisse in dem Schiffe stecken gehabt, und nun — weil auch gar nichts versichert war, — keinen Pfennig besaß, ging seitdem Alles quer, und auch mir hat, soviel ich mich mühete und auch noch mühe, nie mehr etwas gelingen wollen. Aber unsere Bark konnte ich zu keiner Zeit aus dem Gedächtniß scheuchen, die blieb immer mit den besten Tagen meines Lebens in meinem Sinnen zusammen. War es einmal gar nicht länger zwischen den Sorgen auszuhalten, wußte ich mit der Kinderschaar und bei dem geringen Verdienst fast nicht aus noch ein, dann wurde an sie gedacht, und es kam sogleich ein Trost in mein Herz — kurz, es ging mir mit ihr grade, wie dir mit eurem Hause. Einmal an einem langen Winterabende, wo sie mir wieder sehr lebhaft vor Augen stand, fiel mir ein, ich

wolle versuchen, ob ich sie mir nicht wenigstens im Abbilde herstellen könne. Ich sammelte mir sorgfältig in den folgenden Wochen Alles, was zu einem kleinen Modell nöthig sein mochte, arbeitete, sobald ich Muße fand, immer fleißig daran, und ob ich mir auch oft sagte, das Ganze sei nur ein Spielwerk, so waren es doch immer gute und heitere Stunden, die ich dabei zubrachte. Nun ist das Ding schon eine Zeit lang fertig — der erste Kiel, den ich auf eigene Rechnung gelegt, er wird auch der letzte sein. Das thut aber nichts; mein Machwerk und die Gedanken, welche es begleiteten, haben mir Freude und Trost gewährt, und das Ganze ist, soweit ich urtheilen kann, nicht grade mißlungen. Komm und sieh es dir einmal an."

Die Freunde stiegen die enge und steile Treppe zu einer unbewohnten Dachkammer im Giebel des Hauses hinauf. Dort hing ein alter Schrank, wie man ihn hier zu Lande zum Aufbewahren des täglichen Brodes und seines Zubehörs an Butter, Schmalz und Speck zu gebrauchen pflegt, an der Wand; doch war er von ungewöhnlicher Größe. Kerkow öffnete ihn leicht, holte das Schiffchen hervor und setzte es, indem er einen strahlenden Freudenblick gegen Helmold warf, in das möglichst günstige Licht auf die abgestaubte Platte eines vor dem kleinen Giebelfenster aufgestellten rohen Holztisches.

In der Sinnesweise unseres Volksstammes liegt ein merkwürdiger Drang nach plastischer Gestaltung. Wer die Geschichte der Künste in diesen dem eigentlichen Culturleben des Erdtheils entlegenen Ländern, von den Zeiten des verklingenden Wendenthumes bis auf heute hinab, in ihren auf den ersten Blick oft unscheinbaren Gebilden mit liebevoller Theilnahme verfolgt, der erkennt auch, einen wie wahren, tiefen und reinen Ausdruck die Empfindung, ja das ganze charakteristische Wesen des so durchaus eigen gearteten Geschlechts, namentlich während des Mittelalters in jenen aus Holz geschnitzten Altarschreinen gefunden hat, die, in großer Zahl vorhanden, theilweise zu den vollkommensten Leistungen nicht nur der Deutschen, sondern auch der Kunst aller Länder und Völker gezählt werden müssen.

Das Schnitzen und Bilden in Holz ist aber auch vielfach noch jetzt in den Mußestunden eine Lieblingsbeschäftigung der Knaben, Jünglinge und Männer des Volkes. Bisweilen offenbaren sich

darin, namentlich, was das Technische anbetrifft, wahre Talente, und die Theilnahme, welche solche Arbeiten in den engen Kreisen finden, denen sie der Natur der Verhältnisse nach einzig zugänglich werden, ist ein sicheres Zeichen dafür, daß auch solchen, denen Zeit oder ausübendes Geschick zu diesen Dingen mangelt, das Gefühl für ihren Werth im hohen Grade innewohnt.

Im Binnenlande sind es vorzugsweise die Schäfer, diese auch sonst durch eigenthümliche Geistesrichtung merkwürdigen Menschen, an der Küste aber die Seeleute, welche in solcher Weise thätig sind. Erstere wählen ihre Darstellungen meist aus der ganzen Fülle der Erscheinungswelt, und es tritt deshalb ein großer Wechsel, wie im Stofflichen, so auch in der Auffassung bei ihrem Schaffen zu Tage; den letzteren erfüllt das Meer und ihr Fahrzeug immerdar Herz und Haupt, so daß es nichts Befremdendes haben kann, wenn das Schiff in seiner Wandelgestalt immer und immer wieder der Gegenstand ihres nachbildenden Eifers werden muß.

Das kleine Werk, welches nun Kerkow dem Freunde mit einem so innigen Vergnügen vorwies, durfte als ganz vorzüglich schön und richtig erachtet werden. Es zeigte in den Formen ein Maaß, ein Verständniß und einen Schwung, in der Arbeit eine Zierlichkeit, die ans Wunderbare grenzten, nichts war ausgelassen, jedes Segel, das geringste Tauwerk an der richtigen Stelle und das Bild der „Hoffnung" — so hieß die Bark des alten Kerkow — am Vordersteven machte einen derartig anmuthigen, lieblichen Eindruck, daß man nichts Puppenhaftes, sondern im Gegentheil ein echt künstlerisches Empfinden daraus sprechen fühlte.

„Siehe", sagte der Schiffszimmermann, und eine Bewegung war in dem Falle seiner tiefen Stimme nicht zu verkennen, „so sah unser gutes Schiff aus. Es ist mir so lieb, das kleine Bild vor Augen zu haben, denn in der Wirklichkeit ersteht doch keins mehr von der Art, dazu war es viel zu schmuck."

„Was haben aber jene Papiere zu bedeuten, die daneben lagen, und welche du so schonungslos zurückschobst, als du mir das Modell hervorholtest?" sagte Helmold, als er sich an der meisterhaften Ausführung des Schiffes und der liebevollen Erklärung des Freundes über jede Einzelheit genugsam gefreut.

„Ach, das sind ebenso nutzlose, traurige Schatten, wie mein

kleines Spielzeug hier", erwiederte Kerkow, halb unwirsch über die Frage, „und es jammert mich nur die viele schöne Zeit, die ich früher darauf verwendet habe!" „Nun so lasse doch wenigstens einmal hineinsehn!" sagte Helmold.

„Es ist wohl gar nichts daran, ich glaube, noch weniger, als bei unserer kleinen „Hoffnung", meinte Kerkow, indem er eine ziemlich dicke Rolle herauslangte, welche Schiffszeichnungen, Gesammtansichten, Pläne, Durchschnitte und Einzelheiten enthielt. „Du erinnerst dich noch wohl, daß ich nach unserem Unglück manches Jahr in der Fremde, ja selbst in England gewesen bin und dort auf großen Werften gearbeitet habe. Nicht der höhere Lohn zog mich aus der Heimat fort, aber ich dachte dort etwas Rechtes zu lernen und so in meinem Berufe einst tüchtig zu werden. Gemerkt habe ich mir Alles, und damit ich nichts vergessen und mich auch sonst im Risse und Veranschlagen üben möchte, wurde Abends unter der Leitung eines schon in solchen Dingen bewanderten Freundes eifrig gezeichnet. Das ist es, worauf du neugierig warst; ich habe Alles zum Andenken aufgehoben und späterhin manche Gedanken und Einfälle, die sich auf unsere hiesigen Verhältnisse beziehn, hinzugethan. Gebraucht kann das mühevolle Zeug niemals werden, denn ich hatte zu keiner Zeit Geld genug, um selbständig etwas anzufangen und mehr als einen ganz gewöhnlichen Arbeiter für Tagelohn abzugeben."

Helmold blieb lange bei den Zeichnungen und dem Modell des Schiffes. Dann bat er Kerkow, ihm den Schlüssel zu dem Wandschranke anzuvertrauen, damit er unbehindert hinaufgehn und Alles wiederholt betrachten könne, was jener auch gern zugestand. —

Nach einigen Tagen, in welchen Helmold oft auf der Giebelstube verkehrt hatte, sagte er, als er wieder herabkam, zu dem Freunde: „Wenn du willst, wie ich denke und hoffe, so sollen sich deine Träume erfüllen, deine Pläne und dein Modell zur Ausführung kommen. Es ist mein inniger Wunsch und ich bitte dich darum, daß du und kein anderer der Baumeister meiner Bark werdest. Lasse das Schiff dem guten und mir in jedem Stücke wohlgefälligen Fahrzeuge deines Vaters gleichen. Wir wollen es, wenn es vollendet dasteht, wie jenes, „die Hoffnung" heißen; daß es gut wird, daran hege ich, nachdem ich all' dein Können sorg-

fältig geprüft habe, keinen Zweifel; an Geld zu einer Werfteinrichtung im bescheidenen Maaße, zum Ankauf der Hölzer und aller sonst erforderlichen Dinge, soll es nicht fehlen, — und nun mit Gott frisch und freudig ans Werk!"

Es kam ein trockener Frühling voll Klarheit in den Lüften, und sehr freundlichen Sonnenscheins; die nördlichen und nordöstlichen Winde gingen mäßigen Zuges fast unausgesetzt vom Meere herüber, nur um den Johannistag gab es einige Regenschauer. Aber der eigentliche Sommer war dann wieder, — ein seltener Fall in diesen Gegenden, — heiß und dürre, endlich Hochsommer und Herbstesanfang wie fast immer von wundervoller Pracht und Herrlichkeit. Dies Alles begünstigte die Unternehmungen Helmolds außerordentlich, die Anlage von Kerkows Werft, ihr erstes Ausstatten hatten zwar den Fortgang des Schiffsbaues Anfangs sehr zurückgehalten; dafür förderte der eifrige und in seiner selbständigen Thätigkeit überglückliche Meister jetzt die Sache aber auch desto schneller; und das wiedererstandene Vaterhaus hinter den Dünen konnte am Ausgange des Septembermonates als fast vollkommen hergestellt angesehen werden.

Helmold selbst war in diesem hoffnungsreichen Streben, unter allen Sorgen, Mühen und Arbeiten, stets rüstig, klug und ermuthigend voran gewesen; er legte die Hände nicht lässig in den Schooß, oder ging mäkelnd umher, um wohlfeilen Rath zu ertheilen; nein er griff, bald auf der Werft, bald beim Hausbau, selbst wacker mit zu und manche Mittagsgluth fand ihn in Hemdsärmeln, mit triefender Stirn, die Axt in der Faust am Werke.

Diese Art, sowie sein einfaches, natürliches, überall hülfreiches Wesen gefiel den Nustrowern, vorzugsweise aber seinen Bauleuten überaus wohl und letztere erwiesen sich in Folge dessen um Vieles ordentlicher, tüchtiger und fleißiger, so daß Haus und Schiff schnell und schön emporstiegen.

Zur Schwelle der Hausthüre nahm Helmold das eichene Gebälk, welches sich damals bei der Fluth zwischen den großen Steinen geborgen hatte; später im Herbst, als die Pflanzzeit kam und feuchte Witterung eintrat, setzte er eine durch schlanke aber sichere Tannenpföste wohl geschützte junge Schwarzpappel ganz genau an die Stelle des Baumes, dessen Mangel ihm einst das größte

Wehe seines Lebens zuerst verkündigte, und pflanzte ebenso am alten Platze eine neue Hollunderlaube.

In den kürzesten Tagen, als das Haus vollendet war, und an dem Schiffe bei der großen Trübe, welche die ununterbrochnen Nebel verursachten, wenig gearbeitet werden konnte, theilte Helmold mit, daß er auf kurze Zeit verreisen werde. Ein so eben von der See zurückgekehrter Sohn Kerkows bezog indessen mit seiner Schwester Anna das Gehöft, um während der Abwesenheit des Besitzers zum Rechten zu sehen, und man hörte mehrere Wochen hindurch gar nichts von dem Helden von Nustrow.

Das Mädchen aus dem Wendendorfe.

Am heiligen Abende des Weihnachtsfestes kam Helmold zurück, aber er kam nicht allein. Es dunkelte früh und ein eisiger Nebel stand undurchdringlich und fest über Land und See, als der leichte, von ihm geführte Wagen vor der Hausthüre der neubegründeten Heimstätte anhielt. Die Kinder Kerkows eilten froh zum Empfange herbei, um den Freund des Vaters zu begrüßen, und der Fremden, welche, sorgfältig verhüllt und gegen die Kälte geschützt, neben ihm saß, behülflich zu sein. Diese jedoch wendete sich, wie scheu, und nur mit einem flüchtigen Blick ihrer großen, dunkelen Augen an ihnen hinstreifend, zu Helmold; der aber nahm sie zu ihrem größten Erstaunen wie ein Kind aus dem Sessel des Wagens, hob sie leicht über die Seitenlehne und trug sie über die Schwelle in das Innere der Wohnung, wo er sie am wärmenden Kachelofen niedersetzte.

Der junge Kerkow blieb draußen, die Pferde abzuschirren und in den Stall zu führen, sowie Kisten und Gepäck vom Wagen ins Haus zu tragen; seine Schwester Anna sah jedoch verwundert zu, wie Helmold der Fremden Pelzwerk und Mantel, sowie die wärmenden, weichen Wollentücher, eins nach dem andern, vom Haupte nahm, und wie aus ihnen ein glänzendes, schwarzes Haar von seltener Fülle emportauchte. Als sie nun, der Menge ihrer Gewande enthüllt, dastand, so erschien sie Kerkows Tochter im Bau der Glieder, in den Formen des Angesichts, und vor Allem nach den Bewegungen, den seltenen Worten und dem ganzen Ausdruck

des Wesens, gleich einem bangen, durch Härte oder ein sonstiges Leiden arg erschütterten Kinde. Denn, nachdem sie einen Blick der Sorge auf Annas freundliche und dienstbereite Gestalt geworfen und sich ebenso in dem sauberen Gemache umgeschaut hatte, wagte sie doch nicht von der Stelle fortzuschreiten, auf die Helmold sie im Anfange getragen. Auch seiner Aufforderung, sich niederzusetzen, folgte sie nicht eher, bis er sie an der Hand faßte, zu einem bequemen Stuhl geleitete und ihr diesen wie einen für sie bestimmten Platz bezeichnete. Dort schien sie sich angenehmer und freier zu fühlen, ihre Augen gingen mit Wohlgefallen an der netten, ansprechenden Umgebung hin, und nachdem sie auch Anna und ihren hereintretenden Bruder mit wachsender Theilnahme betrachtet, rief sie mit einer sehr tiefen, von innigster Beseelung getragenen Stimme: „Helmold!" Da er sich nun zu ihr wandte, und ihre ihm dargereichte Hand ergriff, ging ein Strahl so allmächtiger Liebe aus ihren braunen Augensternen, daß ein tagelanges Sprechen, Versichern und Beschwören nicht im Entferntesten so ergreifend hätte bezeugen können: „Ich habe dich lieb, du bist mein Ein und mein Alles."

Gleichsam aber, als hätte das Wort, welches sie mit einem so wunderbaren Klange hervorgestoßen, als hätte der ihn begleitende Glanz des Blickes ihre Kräfte ganz erschöpft, — sank sie dann völlig in ihrem Sitze zusammen, sprach nicht mehr und ließ auch die langen, schwarzen Wimpern ihrer Augen tief hinabgleiten, sodaß sie einer Schlafenden ähnlich sah. Einem Winke Helmolds folgend, traten die Geschwister mit ihm in die Nebenkammer; dort sagte er zu ihnen: „Die Fremde, welche ich heimgeführt habe, heißt T r i n a und ist meine Gattin. Sie hat einst, gleich mir binnen kurzer Frist, ihre Eltern in einer jammervollen Weise eingebüßt, und zeigt seit jener Zeit in ihrem äußerlichen Sein eine sehr schmerzliche Schwäche. Doch ihr Herz ist so herrlich, so voll Kraft und Liebe, ihr ganzes Wesen von einer so vollkommenen Reinheit, daß, wer sie recht kennt, seine Zuneigung, ja seine Verehrung nicht zurückhalten kann. Ich bitte euch Beide, und besonders dich, liebe Anna, ihre Schwäche zu tragen und Rücksicht auf jenen Mangel zu nehmen, welchen die hohe Schönheit ihres Innern tausendfach ersetzt." Die jungen Leute, besonders Anna,

waren tief gerührt und versprachen gern nach Helmolds Willen zu handeln.

Am folgenden Tage kamen mehrere große Leiterwagen über den knarrenden Schnee zu Helmolds Hof gefahren und mit ihnen eine vieljährige Dienerin der jungen Frau. Sie brachten mancherlei Geräthe, dicht mit Stroh bedeckt, namentlich große Kisten mit Leinewand aus Trinas Heimat, dem Wendendorfe.

Mit dem Beginne des neuen Jahres wurde es draußen immer kälter, aber im Hause hinter der Düne war es warm und sehr heimlich, denn es wehte an dieser Stätte der zarte Hauch echter göttlicher Liebe!

Mehr als zwanzig Jahre waren vergangen, — viele glückselige Tage, einzelne Augenblicke und Stunden von fast überirdischer Herrlichkeit; aber auch mancher Schmerz, ganze Reihen von unerfüllten Hoffnungen und selbst einige unaustilgbare Flecken hatten nicht gefehlt, doch nahm man Alles zusammen, so überwog das Licht.

Helmold hatte gelebt, er hatte gearbeitet und auch der Gram hatte sein muthiges Herz gebeugt, — jetzt aber, wo er sich dem sechzigsten Jahre nahte, fühlte er ein leises, unabweisbares Bewußtsein, daß seine Zeit vorübergehe. Im „verwichenen" Frühjahre, als er seine beiden untadeligen Schiffe in B. verkaufte, — nahm er Abschied von der See.

Niemand begreift, was das heißt, — Niemand ahnt, was Helmold empfand, als er dies that! Und doch, auf der Höhe seiner Kraft, entschloß er sich, zwanglos, ein freier Seemann, zu dem ernsten Schritt, — Abschied zu nehmen, und den letzten Gruß der alten, ewig jungen Geliebten darzubringen, der er den besten Theil jener Gluth geopfert, welche ihn übermächtig durchloderte.

Gern hätte er seinen Kindern die Fahrzeuge erhalten, aber es ging nicht; Nikolas war noch zu jung, um das Ding so anzufassen, wie der Vater es wollte und meinte, und Olaf, — der war ja gar kein Seemann, — was machte der sich aus einem Schiff! Das war der Wurm, der selten von jemand bemerkt, aber leise und spitz in seinem Innern züngelte, und an seinem edelsten Marke sog.

Es war ein sehr schwerer Kampf und mehr denn ein Mal hatte Helmold gedacht zu unterliegen, aber endlich ging es doch. War auch die Gliederstärke des Mannes nicht mehr dieselbe geblieben, wie in jenem Winter seiner Jugend, da er den Eltern zu Liebe eine gleiche Trennung versuchen wollte, so war nunmehr eine andere Kraft in ihm, mit deren Hülfe er zu siegen vermochte.

An dem schmerzlichen Tage, wo die beiden Schiffe in B. verkauft werden sollten, war er früh Morgens in einem Boote dorthin gesegelt. Er hatte, nachdem hohe Summen geboten, in äußerlicher Ruhe den letzten, klingenden Hammerschlag des Versteigerers mitangehört, den jungen Kapitainen, welche die Fahrzeuge erstanden, und sich freundlich zu ihm drängten, theilnahmvoll die Hand geschüttelt, — länger aber vermochte er den Schein nicht zu wahren. Ins Haus seines städtischen Gastfreundes zurückgekehrt, bat er, daß man ihn allein lasse, — in der Stille des Kämmerleins brach er zusammen.

Hier zog noch einmal sein ganzes Leben in wunderbarer Helle an ihm vorüber, — manches tiefe Wehe, viel schwere Mühe hatte er erduldet, aber Alles verschwand und war ausgelöscht in der Freudigkeit, welche wie ein Glanz über seiner Vergangenheit lag, — sein Herz pochte in stürmischer Sehnsucht: — daß sie wiederkehre und noch einmal über ihn dahingleite. Und als er sich fragte, woher dieser Wunderhauch wehe, woher dieses Strahlenlicht falle, — da war es wieder und immer die See, die das gethan! Tiefer stieg sein Sinnen, und in größerer Klarheit erkannte er, was in ihm war. Sie war ihm gewesen, sie hatte in ihm gewirkt, was keinem Menschen je gelungen; er vermochte es nicht auszudenken, noch in Worte zu fassen, und doch wußte er, daß es so sei: Gott war ihm in ihr genaht, sie, die allmächtige war sein wogenfaltiges Gewand, — das konnte er nicht lassen, — darum seine unsägliche Qual.

Nieder warf sich der gewaltige Mann auf die Kniee, faltete die Hände, — weinte bitterlich und flehte: „Muß ich auch jetzt den Saum deines Kleides missen, Herr, bleibe bei mir, und gehe nicht von hinnen in der Nacht!"

Da kam ihm Trost und allmälig gewann er auch Fassung. Aber zurück fuhr er doch nicht mit dem Boote — er ging — ein unerhörter Fall in dieser Jahreszeit — den weiten, beschwerlichen

Landweg, und ließ sich nur an den schmalen, seichten Meeresdurchbrüchen übersetzen. Auf der Halbinsel wanderte er nicht längs des Strandes, wo der Weg so fest und glatt wie eine Tenne liegt, sondern blieb auf der Landseite der Dünen. Dort watet man bisweilen knietief in dem ruhelosen Sande, aber die See blickt zwischen den grauen Kuppen nur selten hindurch und ihren Anblick wollte Helmold meiden, — er fühlte sich noch zu schwach, ihn zu ertragen.

Erst die letzte Strecke vor Nustrow, wo der Fluthenhall am lautesten geht, schritt Helmold wieder dicht an den Wellen, — sie verendeten neben seinen Füßen, ihr Schaum sprühte darüber hin und sie waren nun wieder beisammen, die alten Genossen, ob auch anders wie ehedem.

Helmolds Hof.

Christine.

Wir kehren zu jenem Morgen zurück, der mit dem Gespräche zwischen Vater und Tochter begann.

Helmold hat inzwischen mit Nikolas den Nustrower Strand verlassen, schon trägt sie das Boot über das Binnenmeer dem Hafen von B. entgegen, — und Christine liegt wieder einsam in ihrer Kammer, auf dem schneeweißen Linnen, in den weichen Kissen ihres schmalen Bettes. Alles ist lautlos, wie zuvor, nur die ferne Brandung tönt in leisen Schlägen.

Allmälig tritt immer höherer Glanz in das Gemach, immer weißer und zarter geht das Strahlenlicht über die Kissen, denn der volle Tag ist schon gekommen und die fortdauernde Stille erregt fast ein bängliches Gefühl; da plötzlich wird sie durch ein derbes Geräusch unterbrochen, Schritte nahen auf schweren, rasselnden Holzpantoffeln.

Dicht vor der Thüre mäßigt sich ihr Ton, ja er verliert sich gänzlich, die Nahende hat ihr ungelenkes Schuhzeug abgelegt und schleicht jetzt auf Socken. Sie zögert noch einen Augenblick, dann dreht sich die Klinke und zwei freundliche, graue Augen trachten nach der weißen Lagerstätte. Christine hat schon lange, sobald sie das Pantoffelklappern aus ihren Gedanken riß, nach der Thür

gesehn; jetzt, da sie das Drehen und Knarren hört, da die Thürritze immer weiter klafft, beginnt sie hell und fröhlich zu lachen; sie weiß, obschon sie die freundlichen, grauen Augen noch nicht deutlich sieht, dennoch, wer kommen will.

„Tritt doch ein, gute Anna!“ ruft sie mit ihrer lieblichen Stimme, — ihrem mütterlichen Erbe, — „tritt doch ein; hättest du einen Schläfer nicht stören wollen, so hättest du die Pantoffeln schon früher abziehen müssen. Aber sei ruhig, ich bin keine so arge Langschläferin, als es scheint. Der Vater ist, ehe er fortging, schon bei mir gewesen und der wollte, ich solle noch still hier bleiben. Sonst wäre ich schon lange zu dir gekommen und hätte versucht, ob ich nicht endlich geschickter werde, dir zu helfen.“

Anna — die Tochter Kerkows — jetzt schon in der Mitte der vierziger Jahre, ist noch unverändert frisch und rüstig von Ansehn, und treuherzige Gutmüthigkeit spricht aus ihren Zügen. Sie setzt sich zur Seite auf das Fußende des Bettes und zärtlich die Wange Christinens streichelnd, entgegnet sie: „Was das wieder für Worte sind, Herzenskind! Wozu sollst du denn helfen? Schlafen mußt du und ruhig liegen, und wenn du aufstehst und bei mir bist, dann sollst du dich freuen über den klaren Sonnenschein heute Morgen, der den Frühling anzeigt und sollst in deinen lieben Büchern lesen und einmal, wenn du grade magst, und nichts Besseres zu thun hast, mit mir plaudern!“

„Ach, Anna, du und ihr Alle seid fast zu gut und nachsichtsvoll für mich, ich glaube, daß ich noch ganz verzogen werde, — aber sage einmal“, fuhr sie nachdenklich fort, „war der Vater traurig heute Morgen, da er fortging? Du weißt, mir zeigt er das nicht eigentlich gradezu, und doch kam er mir so sorgenschwer vor, wie seine Augen auf mich herabsahen.“

„Nein, Herz, zuerst heute ganz in der Frühe schien er sogar recht aufgeräumt. Wir aßen unsere Suppe zusammen, als es noch dunkel war; wir hatten ein schlechtes Talglicht, das ich selbst gezogen, und dies gab den Grund, daß der Vater mich zu necken begann; du kennst ja seine Art mit mir. Aber ich bin ihm keine Antwort schuldig geblieben, und der Nikolas kam darüber so ins Lachen, daß er kaum etwas herunterbringen konnte, und wir nur aufhören mußten, damit er satt werde. Nachher freilich, als er bei dir gewesen war, kam er mir stiller vor, und dann schalt er

den armen Jungen, den Nikolas, mehr wie er verdient und wie gut war. Denn wisse, ich war mit hinabgegangen zum Strande, um die Kiepe mit den Lebensmitteln selbst einzustauen ins Boot und Alles gut zu decken und zu verwahren, daß es nicht wieder geht, wie das letzte Mal, wo alle die trefflichen Dinge, die ich ihnen eingepackt, von dem Sprühregen des Meerwassers zu Grunde gerichtet wurden, und sie zu nichts weiter taugten, als in die See hinausgeworfen zu werden."

Beim Beginne von Annas Rede hatte sich Christine im Bette emporgerichtet, und dieselbe, während sie von des Vaters Verstimmung sprach, mit einer solchen Spannung angeblickt, als wolle sie ihr die Worte von der Zunge nehmen. Dann, als etwas Anderes kam, wie sie zu erwarten schien, sank sie wieder in die Kissen herab, und schloß eine kurze Weile die Augen, ganz in der Art, wie ihre Mutter zu thun pflegte. Nach längerem Schweigen fragte sie dann: „Hast du eine Vermuthung, was den Vater drücken kann? O, vertraue sie mir. Ich finde ihn jetzt oft nachdenklicher und trüber, wie vor einem Jahre, da er sich von seinen Schiffen trennen mußte, und kann doch keinen Grund entdecken, der, gleich jener unabwendbaren Nothwendigkeit von damals, auf ihm läge."

„Nein, Christine, wie sollte ich davon wissen! Du kennst den Vater, er ist ein ganzer Mann, — im gewöhnlichen Leben offen und grade, ohne Gefält und Hinterhalt im Gemüth, — und was ihn selbst betrifft, hat er auch niemals Grund, etwas zu verbergen. Im Außergewöhnlichen aber, oder wenn's Andere angeht, da soll einmal jemand kommen, der ihn reden macht, sobald er nicht will. Eine Sache giebt es schon, die ihn nie mehr ganz den alten sein läßt und die es auch verdient, daß sie ihm leid ist über die Maaßen: — ich meine den Olaf, den er nun erst ganz durchsieht, nun, da er nicht mehr fährt. Aber das thut uns ja Allen weh, nur daß wir daran gewöhnt sind und so manches Jahr mit ansehen mußten, daß sich nicht das Geringste daran ändern ließe. Ja, erwäge ich Alles genau, so wird es das sein, was deinem Vater im Sinne liegt. Gewiß, der Olaf ist's!"

„Du magst Recht haben, Anna, es schmerzt gar zu sehr, den armen Bruder in seiner Mißgestalt zu sehen. Oft bemerke ich das Achselzucken des Vaters, wenn jener den Rücken wendet und bis-

weilen gehen seine Augen in einem angstvollen Staunen über ihn hin, sobald er redet."

„Herzenskind, so ist es nicht, aber in deiner Güte und Unschuld kannst du es nicht anders glauben. Und doch ahnst du selbst, wie ich's meine, denn du hast lange genug mit Olaf gelebt. Nicht die Mißgestalt seines Körpers grämt den Vater so sehr, ob er auch manches Jahr darüber ein herbes Leid getragen: die mißgestaltete Seele seines Sohnes die ist's, welche, seit er sie nun völlig erkannt, ihm fast das Herz abdrückt und ihn weder Tag noch Nacht zur echten Freudigkeit und zur rechten Ruhe kommen läßt, — und anders kann das ja auch nicht sein."

„O Anna", rief Christine, weinend ihren Hals umschlingend, „wie kannst du, gute Anna, nur so sprechen, so hart, so ganz lieblos wider Olaf! Nimm es zurück, verlösche, was du so eben sagtest, daß ich nicht glauben muß, du denkst wirklich so von meinem Bruder."

„Nein, Kind, das geht nicht; wie ich geredet, so bleibt's. Gegen meine innerste Ueberzeugung kann ich nimmermehr, obwohl ich jetzt erkenne, daß es thöricht von mir war, dich zu betrüben mit einem Ding, woran du nichts zu helfen vermagst. Aber wahr ist's leider, und weil ich's grade in diesen Tagen so schmerzlich wieder gefühlt, kam es heraus ohne mein Wollen, ich weiß selbst nicht, wie. Doch nun zu etwas Besserem, weißt du schon — —

„Anna", fiel Christine bittend ein, „nicht so; erst schiltst du den Bruder, der es nicht hören kann, und nun schneidest du mir das Wort ab, ihn zu vertheidigen. Ist denn das gut und gerecht?"

„Was willst du denn, Kind?" sagte Anna, der man das Ueberwinden ansah, „Was willst du denn? Laß hören!"

„Glaube nicht, Anna, ich werde so Vieles zu Gunsten Olafs reden", sagte Christine mit zitternder Stimme, „aber an Eins will ich dich erinnern. Wenn er Schwächen hat und oft weniger gut ist, als ihr andern, so sollst du seinen Leib ansehn und bedenken, daß er sehr unglücklich sein muß. Wer von uns fühlt wohl seine Empfindungen, da er weiß, kein Auge ruht mit Freude auf seiner Gestalt, ja Manchen ergreift ein Schreck, wo er ihn nur kommen sieht, oder gar Widerwillen und Ekel in seiner Nähe. Ach, Anna, ist's möglich, dem Armen genug nachzusehn. Er hat nur selten zu mir davon geredet; zu euch spricht er nicht darüber, oder sobald

es geschieht, ist es in jenem Tone des Scherzes, dessen erschreckliche Bitterkeit mich noch um Vieles trauriger macht, als die schmerzlichste Klage. Du, der Nikolas, die Knechte und Mägde, ja Alle im Dorf und auf dem Hofe der Mutter sagen, er sei versteckt und — — hinterlistig", — das Wort ging sichtbar schwer über Christinens Lippen, — „und doch lebt jemand, dem er nichts verbirgt, was er thun will, oder that, — brauche ich dir zu sagen, daß es die Mutter ist, und soll ich hinzufügen, daß sie nichts billigen kann, was schlecht ist!"

„Die Mutter — — ja, du hast Recht, Kind, — tausendmal Recht, aber nun komm, steh auf, ich will dir behülflich sein, daß du dich schnell und recht warm kleidest, und dann sollst du frühstücken. Es wird heute ein sehr spätes Mittag geben, wenn wir, wie ich denke, die Rückkehr der Mutter und des Olaf dazu abwarten. Denn sind sie auch ihrer Absicht nach früh von Wendorf aufgebrochen, so ist der Weg doch zu weit, und zu schwer zu fahren, als daß wir sie zur rechten Essenszeit hier sehen können."

Trinas Museum.

Das allgemeine Wohnzimmer, in welches sich Anna und Christine, sobald sie sich angekleidet hatte, begaben, war freundlich und warm; die Sonne schien hell auf die sauberen Dielen, die kalkgetünchten Wände, und die netten, bequemen, sehr dauerhaften Geräthe.

Gebrach es diesem Raume trotz aller Ordnung und Reinlichkeit an Zierlichkeit und Schmuck, wie ihn die Wohlhabenheit der Bewohner hätte erwarten lassen, so fand man diesen Mangel in der angrenzenden Kammer, einem vorzugsweise für die Hausfrau bestimmten Gemache, vollständig ausgeglichen, denn dort ließ sich keine Stelle entdecken, welche nicht mit seltenen Dingen von kostbarem Stoffe, oder von reizender Form erfüllt gewesen wäre. Es war, so zu sagen, das Boudoir einer vermögenden Schifferfrau, und enthielt in einer reichen Auswahl sogar einzelne Stücke, welche den Mann der Wissenschaft und den echten Kunstkenner zur Theilnahme und Bewunderung anzuregen vermochten.

Besonders merkwürdig erschien es, daß die unendliche Menge

dieser verschiedenartigen, sich in ihrer Wirkung leicht gegenseitig widerstreitenden Dinge mit einem Feingefühl für Einklang im Ganzen und doch auch wieder mit Heraushebung ihrer Vorzüge und ihrer Eigenart geordnet waren, die einen im hohen Grade entwickelten Schönheitssinn verriethen. Was hier in so staunenerregender Fülle zusammengetragen war, gehörte nach seinen Stoffen fast ausnahmelos der See und hatte auch, sofern es von Menschenhand geformt wurde, ein näheres Verhältniß zum Meer und Seeleben; so empfing das Ganze auch beim genaueren Eindringen im höheren, geistigen Sinne eine einheitliche Haltung.

Die Mitte der Hauptwand, der Eingangsthür gegenüber, schmückte der prächtige Kupferstich des Engländers Woollet, den Kunstfreunden unter dem Namen „The Fishery“ bekannt, in einem alten, schwarzen Originalrahmen, wie ihn Helmold vor Jahren auf dem Markte einer kleinen Irländischen Hafenstadt erstanden, und für Trina als Geschenk mitgebracht hatte. Zu den Seiten jenes Meisterblattes, wohl unbestritten der vollendetsten Meeresdarstellung, welche die vervielfältigenden Künste hervorgerufen, befanden sich zwei Consolen mit Schiffsmodellen unter Glasglocken; das eine war das von Kerkow mit so vieler Liebe ausgeführte Abbild seiner väterlichen Bark, nach dessen Muster Helmold sein erstes Schiff erbaute, das ihn so viele Jahre glücklich in gottgesegneter Fahrt durch Meere und Stürme dahingetragen. Das andere stellte ein Canoe dar, wie es die Anwohner der Südsee zu führen pflegen, gleichfalls von zierlicher Bildung und sorgfältiger Arbeit.

Dann folgten zwei schöne Sepiazeichnungen: eine ruhige See vom Boote aufgenommen, — Nustrow mit seinem Kirchthurm in der Ferne, im Vordergrunde größere und kleinere Fahrzeuge in malerischen Gruppen; und daneben: ein sturmbewegtes Meer, auf welchem ein gewaltiger Dreimaster mit dem empörten Heere der Wogen kämpfte; zur Seite hob sich, über den Wipfeln eines auf vorspringender Erdzunge hingedehnten Tannenwaldes emporragend, die Spitze des eine Stunde von Nustrow belegenen Leuchtthurms. Beide Bilder waren das werthvolle Geschenk eines jungen Malers aus der großen Hauptstadt des Binnenlandes, der kurz zuvor, von der Schönheit der See und ihrer Gestade angezogen, mehrere Monate auf der Halbinsel verweilte und unter Helmolds gast-

lichem Dache die freundlichste Aufnahme gefunden hatte. Zwischen diesen Hauptstücken erblickte man noch manche andere Sachen von Bedeutung, namentlich Kleider, Geräthe und Waffen der meeranwohnenden Völker Asiens, Afrikas und Amerikas, so wie einige Alterthümer aus den zahlreichen Heldengräbern der Vorzeit, welche die benachbarten Küstenländer erfüllen.

Am Fenster endlich, so daß ein volles Seitenlicht sie streifte, standen zwei hübsche Glasschränke. Der kleinere enthielt Englisches Zinngeräth in schwungvollen Formen, niedliche Porcellansachen, einiges Wedgewood, jenes im vorigen Jahrhundert in England bereitete Steingut, und einen sehr schönen, prangend ausgebreiteten Fächer von China. Der größere Schrein aber barg Trinas Lieblinge: phantastische Muschelgebilde, zierliche Korallen und als höchsten Schatz den heimischen Bernstein. Letzteren zeigte die Sammlung theils künstlerisch zu anmuthigen Formen umgeschaffen, theils in noch unbearbeitetem Zustande, wie er aus Sand und Torf herausgenommen war, oder wie ihn die empörte Woge, die plätschernde Rieselwelle an den Strand getragen hatte.

An diesen Werken war, in der Anfangs noch von Scheu und Unsicherheit erfüllten Vergangenheit Trinas, allmälig der schönere Theil ihres inneren Lebens emporgerankt. Aus ihnen strömte, während Helmold abwesend und mit ihm der Wecker und Erhalter, der Mittelpunkt und Umkreis ihrer Erdentheilnahme durch See und Graus von ihr geschieden war, ein Licht der Erkenntniß für den Geist, eine erziehende Kraft für das Gemüth, ohne welche sie vielleicht in Einsamkeit und Sehnsucht verschmachtet wäre. Und ein solches Verhältniß dauerte, wenn auch nun in veränderter Gestalt, noch immer.

Die lange Schmerzensnacht, welche einst so plötzlich über den Geist des Kindes hereingebrochen war, konnte, nachdem Helmold den edlen Kern des Innern dieser eigen gearteten Seele erkannt hatte, nur allmälig befreit, entwickelt und zur größeren Helle hinüber geleitet werden; ein unvermitteltes, grelles Licht hätte sie sicher für immer in die Düsterheit gebannt. Mit dem seltenen Zartgefühl tiefster Neigung hatte er daher Anfangs Trina nur seine Rücksicht und Sorgfalt empfinden lassen, seine Liebe ihr aber noch verborgen. Sie freilich, einer wirklichen Theilnahme seit dem Tode ihrer Eltern ungewohnt, war schon durch ein solches

Wohlwollen wie geblendet, trug ihm voll Hingabe die ganze Wärme ihres mit mächtigem Pulsschlage aus dem schrecklichen Banne sich loswindenden Seins entgegen und hätte schon damals gern ihr Leben für ihn geopfert. Weil er aber fühlte, daß dieses Ringen und Glühen weit über ihre schwache Kraft hinausgehe, daß es sie zu überwältigen, ja zu zerstören drohe, zwang er sich zu größerer Kälte und ging, als er einsah, daß er diesen Schein nicht länger zu wahren vermöge, früher, als sonst seine Absicht gewesen, mit der erst eben vollendeten Bark in See. In Anna ließ er eine treue Pflegerin für Trina zurück; ihren Geist aber im Andenken an sich wach zu erhalten, und so ihrer Gedankenwelt eine bestimmte, belebende und stärkende Richtung zu geben, schenkte er ihr das ihm von Kerkow dargebotene Modell seiner Bark, welches, als der Beginn von Trinas Museum, bei ihr ebenso, wie bei dem Urheber, abermals seine tröstende, aufrichtende Wirkung bewähren sollte. Denn die junge Frau saß Stunden und Tage davor, und schaute auf das niedliche Spielzeug, welches ihr in jedem Theile die Welt vergegenwärtigte, in der ihr Gatte waltete und schuf, — ihre Gedanken waren weit entfernt von ihrem Hause, von Nustrow, von dem düsteren Wald und den traurigen Dünenbergen um sie her.

Den Anblick der allmächtigen See, von der sie unbewußt ahnen mochte, daß sie die wahre, vor Gott angetraute Gattin Helmolds sei, konnte Trina damals und auch später nicht ertragen; die Größe und Kraft des erhabenen Elementes war zu überwältigend für ihre Schwäche. Aber alles Kleine, Zierliche, Anmuthige, was von ihr herstammt und an sie mahnt, hieß sie mit Freuden und als eine Erinnerung an Helmold und an sein Treiben willkommen. Er erkannte dies in den Zeiten, da er bei ihr war und nun auch den Reichthum seiner Zuneigung allmälig schrankenloser um sie breiten durfte, und kehrte später niemals heim, ohne solchen Wünschen in sinniger Wahl genug zu thun. Auch als die Kinder geboren wurden, ging dies so fort, denn selbst die innigste mütterliche Liebe vermochte Trinas Neigung zu ihren Meereskindern nicht zu verringern; war sie doch von ihnen erzogen, unterhalten, getröstet und aufgerichtet durch alle Zeiten, da Helmold fern weilte, bildeten sie doch eine stille geheimnißvolle Welt, in der ihr Herz lebte und webte mit einer

Sehnsucht, deren Tiefe ihre Umgebung kaum zu ahnen im Stande war.

Die Freude an dem Wunderstoffe des Bernsteins war Trina in einer seltsamen Weise erstanden. In der ersten Zeit ihrer Ehe, solange ihr Gatte noch bei ihr verweilte, hatte sie ihr Haus theils wegen der winterlichen Kälte, theils deshalb nicht verlassen, weil sie in der eigenen, ihr noch fremden Wohnung, so enge und einfach sie auch sein mochte, täglich neue Räume und ungeahnte Merkwürdigkeiten entdeckte. Auch fühlte sie sich in Helmolds Nähe so überschwänglich reich, daß die ganze übrige Welt kaum etwas zu ihren Schätzen hinzuzufügen vermocht hätte.

War das Gefühl solchen Besitzes für die junge Vermählte beinahe zu aufreibend, so war das Empfinden nach des Gatten Abfahrt ebenso tief ergreifend und erschütternd. Oft dünkte es die Vereinsamte, als sei sie wieder in die alte Nacht zurückgesunken, und die alte Starrheit lag abermals viele Stunden des Tages, trotz der Lieblichkeit und Milde des erwachenden Frühlings, über ihren Gliedern, — auch, als die heißen Junitage kamen, lag ihr die erschreckende Kälte von ehedem über Brust und Stirn: und dennoch, — in manchen Augenblicken fühlte sie es lebhaft und konnte sich Rechenschaft davon geben, — war es sehr viel anders, als in der Einsamkeit ihres Hofes. Ein Punkt, so hell, daß alles Sonnenlicht dagegen erblich, stand in der Dunkelheit ihres Innern, geheimnißvoll, nimmer schwindend und sich im Laufe der Tage vergrößernd.

Eines Morgens lehnte sie neben Anna am Fenster in der sehr strengen Frühlingsluft, welche selbst die Öde der Dünen so gewaltig belebte, daß man in jedem Sandkorne das Pulsen und Keimen zu vernehmen wähnte —, da gerade, als der Lufthauch so recht lind, und doch so kraftvoll und duftig zu ihr fächelte, das Licht so siegreich ihr Angesicht überstrahlte, schien es ihr, als ob jener helle Punkt mit schwellender Gewalt mächtig anwachse, und seitdem trat sie häufiger an das offne Fenster.

Als dann der Sommer in voller Herrlichkeit über den Ländern und Meeren stand, unter leisem Windeshauche die Brandung murmelte, und die Wipfel des Tannenwaldes ganz ohne Wiegen gegen den Azur des Himmelsgewölbes strebten: wagte sie zuerst, ohne Helmold, am Arme Annas hinauszugehen; bald wurde sie

muthiger und versuchte auch allein ihre Wege zu wandeln. Da saß sie oft still mit gesenktem Angesichte in dem warmen Sande der Dünen, die blaue Luft wogte über ihrem schwarzen Haar und ihre feinen, biegsamen Finger spielten mit den kreisenden Häuptern der Gräser, welche dieser traurige Boden allein zu ernähren vermag. Bisweilen grub oder baute sie mit den weißen, sich allmälig bräunenden Händen leichte Formen der Einbildung in die lockeren Mäntel der bleichen Hügel, oder schüttelte die feinen Körner des Sandes durch die sich langsam öffnenden und wieder schließenden Finger, — und immer mehr erweiterte sich der helle Punkt in diesem Stilleben der Düne.

Die Bernsteinhanne.

Wiederholt fand Trina bei dem Häufen und Vertiefen des Sandes manchen bunten Kiesel und vereinzelte kleine Muscheln, wie sie solche daheim in dem torfigen Erdreiche des Wendendorfes niemals bemerkt hatte. Als sie nun in freudiger Erregung eifriger suchte, entdeckte sie ein Stück, dessen Stoff ihr unbekannt war, das ihr aber in seiner köstlichen Farbe und wundervollen Klarheit um so werthvoller erschien. Da sie es fest in die Hand schloß, und der Stoff sich zu erwärmen begann, fühlte sie eine wohlthätige, sanfte Ruhe am Arme emporsteigen, die sich allmälig friedevoll über Leib und Glieder verbreitete. Obwohl sie es deshalb täglich lieber gewann und stets bei sich trug, wagte sie Anna dennoch nicht nach seinem Namen zu fragen, denn diese, obwohl stets freundlich und fürsorgend gegen sie, hatte doch für ihr sinniges Treiben wenig Verständniß und antwortete stets, wenn Trina nach Kieseln und Muscheln forschte, in einem gleichgültigen, oft wegwerfenden Tone: „Ach, das ist ja gar nichts!“ Da jedoch Trina an einem Abende, wo sie mit ihrer treuen Pflegerin zusammen saß, das Stück von ungefähr hervorzog, leuchtete es Anna in seiner Schönheit so stattlich entgegen, daß sie es schnell ergriff und freudig ausrief: „Welch’ schöner Bernstein? Woher hast du denn den?“ So lernte Trina kennen, was sie gefunden; denn nun erzählte Anna ausführlich von dem herrlichen Stoffe, sagte, daß größere, zusammenhängende Blöcke von besonderer Eigenthüm-

lichkeit sehr hoch bezahlt würden, und entsann sich, wie ihr Vater vor Jahren auch einmal solchen Fund gethan. „Wenn du aber darnach suchen willst, Trina, so mußt du an den Strand niedergehn", fügte sie wohlbedächtig hinzu, denn sie hoffte so Trinas Schrecken vor dem Meere, der ihr kindisch und unbegreiflich vorkam, zu beschwichtigen.

Doch hierin hatte sie sich getäuscht, Trina saß wie zuvor hinter den Dünen im Sande, und der lichte Punkt ihres Innern mußte sehr voll und leuchtend sein, wenn sie es über sich bringen konnte, hier oder dort an einer Senkung der Hügel einen verstohlenen Blick auf die gesättigte Bläue der Wogen draußen hingleiten zu lassen. Nach Bernstein suchte sie trotzdem unabläßig; sie fand zwar kein so bedeutendes Stück mehr, sondern nur winzige Brocken, doch gewannen für sie die verschiedenen Färbungen, sowie der Wechsel ihrer Klarheit und Dichte fortwährend einen neuen Reiz.

Wiederum senkte sich über den Dünen ein Tag voll Gluth gegen Abend, ein Anflug wirbelnden Windes verkündete, diesen Küsten eigenthümlich, den nahen Sonnenuntergang, da schritt eine Frau vor ihr im Abendroth über die Sandhügel; Trina, eifrig nach Bernstein suchend, hatte ihrer nicht geachtet und schrack empor, als jene plötzlich neben ihr stand, die Hand auf ihre Schulter legte und mit ermuthigendem Klange, gleichwie man zu einem Kinde redet, zu ihr sprach: „Was treibst du hier, Trina, warum sitzest du so im dürren Sande, du, die es zu Hause so gut und weich haben könnte.?"

Trina empfand ein geheimes Grauen und schwieg, aber als jene ihre Frage wiederholte, entgegnete sie nach wiedergewonnener Fassung und Sammlung: „Ich suche Bernstein." Erst jetzt unter der Empfindung, mit ihrer Antwort eine nothwendige Pflicht erfüllt zu haben, hob sie das Haupt, und ließ ihre Augen, wie in angstvollem Forschen, über die Fragende hingleiten, ohne jedoch beim Anschauen eine Beruhigung zu erlangen, oder Vertrauen für sie zu fassen, denn die Gestalt der Frau und noch mehr der Ausdruck ihrer Züge gewährte einen unheimlichen Anblick. Sie war, im Gegensatze zu Trina, über das Gewöhnliche groß, von einem für weibliche Formen fast zu mächtigen Bau der Glieder, einstmals, wie man ahnen durfte, von üppiger Schönheit, — aber das Elend hatte Alles zerrüttet. Obgleich in den Jahren der

Kraft, neigte sich ihr Rücken vielleicht mehr im Unmuthe, als aus Schwäche; Angesicht, Hals und Nacken zeigten auf der rauhen, von Wetter und Sonnenbrand arg gebräunten Haut tief gezogene Falten; das düstere Haar entbehrte der Pflege und lag ungeordnet um das mächtige Haupt, einige aus wirren Knoten des Nackens entwichene Strähnen fielen, vom Hauche des Meerwindes umgetrieben, über Schläfen und Schultern. Die Kleider zeigten die äußerste Mißachtung der eigenen Erscheinung, wie sie selbst die bitterste Armuth nicht aufkommen läßt; Ursprung, Stoff, Schnitt und Farbe waren kaum zu enträthseln, der untere Saum des Rockes hing in Fetzen.

Anfangs glitt ein unheimliches Lächeln aus ihren, im wilden Glühen aufsprühenden Augen über Trinas Gestalt, dann aber verschleierte sich ihr Blick, die Frechheit ihres Antlitzes wich einer maskenartigen Gewöhnlichkeit und nur noch bisweilen zuckte es über den wüsten Zügen mit wilder Verbitterung, oder grenzenlosem Hohn; endlich begann sie, indem sie ihre harte, entweihte Stimme zu größerer Milde zwang: „Bernstein suchst du, Trina! Da pfuschest du ja in mein Geschäft, hast du denn auch die Erlaubniß dazu?“

„Eine Erlaubniß?“, sagte die junge Frau und blickte fragend auf die Sprecherin, „Nein! Ich bin stets auf dem Boden geblieben, den Helmold mir als unser Eigenthum bezeichnet hat. Weiter gehe ich überhaupt niemals.“

„Das ist ganz gleich, meine Taube! Der Bernstein gehört an diesen Küsten der Regierung, wo er auch sein mag; und wer ihm nachtrachtet, muß sich einen Schein für vieles Geld kaufen, darauf zu lesen steht, daß er das Zeug suchen darf. Nimm dich in Acht, daß man dir nicht auf die Spur kommt; alle die Grenzjäger, oder wie die Buntröcke sonst heißen mögen, halten ihre Augen offen, und du kannst gar schlimm in die Patsche kommen, wenn sie dich betreffen.“

Trina blickte in rathlosem Schrecken um sich, aber jene blieb ungerührt, im Gegentheil wurde ihre Anfangs gemilderte Stimme allmälig härter, und als sie Trinas Angst gewahrte, wetterte ein schnell verlöschendes Zucken häßlicher Genugthuung über ihr Gesicht. Doch nach kurzem Schweigen, während dessen man das qualvolle Pochen von Trinas Herzen hätte vernehmen können, beugte sie

sich über die wie zerschmettert dasitzende junge Frau und sagte in freundlicherem Tone: „Was fandest du denn, Trina? Es war wohl nicht viel, oder doch? Mir kannst du's immer sagen. Glaube nur, es giebt gar keinen, der all' dem Geschmeiß, das hier um uns herspürt, so in tiefster Seele gram ist, wie die Bernsteinhanne, und das bin ich! Wissen auch die Leute, soweit die Dünen ziehn, auf was für eine Art wir mit einander stehn, ich und die Grünen! Und hast du nicht tausend Mal Recht, du arme Taube, in deinem Sande zu spielen, zu sieben und zu sammeln! Aber die da oben brauchen Geld; wie sie's nehmen und woher, das ist ihnen ganz gleich, und haben müssen sie's und darum geht es nun selbst an die wenigen Bernsteinbrocken in unserem Sande! Aber zeige doch Trina, was fandest du?"

„Hier ist mein Bestes!", sagte Trina, mit sichtlichem Widerstreben ihr großes Stück Bernstein unter dem Brusttuche hervorholend.

„Ei, ei, das ist ja ganz hübsch! Wie ein blindes Huhn doch auch bisweilen ein Waizenkorn aufpickt. Ja, wenn es nur sein soll! Wo hat denn das gelegen? Ausgegraben, das sehe ich, wird es nicht sein,"

„Nein, es lag dort nicht weit vom Gartenzaun beim großen Hollunderbusch und eine ganz leichte Sandwelle stand darüber."

„Wie mag es an die Stelle gekommen sein! Doch ich entsinne mich, die Sturmfluth damals, wo deines Helmolds Vater und Mutter mit Haus und Hof dran glauben mußten, die wird es gebracht haben. Aber das Stück will noch wenig bedeuten. Magst du wirklich den Bernstein, lernst ihn erst ordentlich kennen in seiner Schönheit und bekommst einen richtigen Geschmack darauf, da will ich dir ganz andere Dinge bringen, Dinge, daß dir das Herz darüber im Leibe lachen soll. Glaub mir, ich meine es gut mit dir wegen deines Helmold und auch um deiner selbst willen. Deinen Helmold habe ich von je an gekannt, wir sind von demselben Jahrgang und Spielkameraden gewesen, und als ich noch eine schmucke Schiffertochter war, — Was siehst du mich so an, Trina, frage nur deinen Helmold und in Nustrow Haus bei Haus, wie ich aussah mit achtzehn Sommern, und ob ich nicht so vornehm war, wie Eine, und so viel Geld in der Lade hatte, wie manch' Eine nicht, — also damals haben wir oft gesprungen und ge-

tollt in der Winternacht. Und dein Helmold ist immer ein guter Junge geblieben, flott, wie es einem rechten Seemanne zukommt, aber honett und billig. Als alle die Andern mir den Rücken kehrten, die hochnasigen Weiber voran, wie wenn sie mich nimmer gekannt, mich, die doch mit ihnen groß geworden war, — da hat er mich gegrüßt, als er heimkam, und ich ihm auf dem Kirchplatz bei Kerkows Hause begegnet bin. Da hat er zu mir gesagt, er wisse, ich sei elend, doppelt elend, weil ich's selbst verschuldet; und hat mir ein hübsch Stück Geld gegeben von seinem sauren Verdienst und hat wieder gesagt: Wenn dir's einmal recht schlecht geht, Hanne, dir, oder deinem Jungen, so komm nur zu mir, wir sind ja Nachbarskinder und Spielgefährten gewesen und die dürfen einander nimmer verlassen! Das Geld, Trina, das ich so erhielt, hat mir gut gethan, das kannst du mir glauben; aber daß er mich gegrüßt hat, und bei mir still stand und so mit mir redete, grade auf dem Platze, da doch alle Leute und das ganze unbarmherzige, tugendstolze Volk umher es sehn konnte, sehn mußte, und daß der Helmold, der Staatskerl, es war, der das that, — ja Trina, das hat mich tausendfältig mehr erquickt, als alle mitleidigen, schönen Worte und die widerwillig hingeworfenen Gutthaten, welche die Andern mir in der ganzen Zeit meines Elends haben zukommen lassen, das kann ich beschwören, so hoch ich's immer soll!"

Während sie so redete, wurde ihre Stimme seltsam gewandelt; auf der Höhe der Schilderung, wo das ganze Bewußtsein des Einst, des Späteren und der Großmuth Helmolds über ihr Gemüth kam, brach der rauhe Ton, wie die Eiseskruste im Thauwinde; ein hartes Schluchzen ging zwischen den gezwängten Worten durch ihre Kehle, und die Augen glommen thränenlos, wie bei einer Fieberkranken.

Trina war sichtlich ergriffen, mehr durch Klang und Geberde, als durch den Inhalt der Rede, deren Sinn sie nur theilweise verstand; von dem Schreck, dem Widerwillen, ja dem Grauen, welches sie zuerst beim Anblick und bei ihren ersten Worten empfunden, baute sich allmälig eine sanfte Brücke zum Mitleid und auch das Lob Helmolds, selbst aus diesem Munde vernommen, erfüllte sie mit einer Freude, welche die Theilnahme für die Unglückliche noch erhöhte. Anfangs schweigend, richtete sie sanft den Blick zu ihr

empor, — inzwischen war der letzte Lichtstrahl vom Westhimmel verschwunden und die Hochsommernacht wölbte schon in wolkenloser Klarheit ihre sternbesäete Runde über ihrem Haupte, — da sprach sie freundlich: „Lebe wohl!“

„Lebe wohl, Trina,“ sagte jene leise und zögernd, „willst du mich wiedersehn?“ Und als ihr dann ein schüchternes, sanftes Neigen des Hauptes die Zusage gab, da fuhr sie flüsternd fort: „Nun, so höre mich an, ich bringe dir Bernstein, so schön, so köstlich, als du es nicht denken kannst; ich will dir Geschichten von ihm erzählen, froh und schauerlich, wie Märchen und doch wahr! Ich will dir seine Arten und Farben erklären, — willst du behalten, so nimm; ich gönne es dir tausendmal lieber, als dem schmutzigen Händler, der mir sonst in B. Alles abschachert, oft — ich weiß es genau — das Zehnfache und Zwanzigfache dafür wiedererhält, und doch noch stets so thut, als gäbe er mir ein Almosen. Ja, es steht fest, das Allerschönste ist von nun an dein. — Aber der Anna darfst du nichts davon sagen, gar nicht, daß du mich kennst, nicht einmal, daß du mich gesehn hast. Die ist auch eine von den Tugendstolzen und wähnt ein Recht zu haben, mich zu verachten, weil ihr kälteres Blut sie vor allem Fehltritt behütet hat. Und, wenn ich zu dir komme, morgen — nein, übermorgen — bei Sonnenuntergang so wie heute, da sollst du nicht hier sitzen, daß sie mich auswittere und uns die Freude verderbe, sondern — komm einmal hier hinauf — dort hinter dem Knirkbusch, am Rande der Tannen ist ein Abfall gegen den Wald, und weißer Sand wie hier; da späht uns keiner aus, und auch jene Ecke gehört noch zu deines Helmolds Besitz. Willst du?“

„Ich will. Gute Nacht!“ „Gute Nacht, Trina!“

Oft kamen beide in den folgenden Tagen im Schutze des Busches zusammen, aber dennoch hatte Anna bald ihre Begegnungen ausgekundschaftet, haderte darüber mit Trina, und wollte ihr verbieten, die Bernsteinhanne wieder zu sehn. „Denn,“ sagte sie, „die Hanne ist die Schlechteste in ganz Nustrow, sie wird dir ein Leid anthun, sei es am Körper, sei es an der Seele, und ich soll dich bewahren, pflegen und kräftigen, wie ich es Helmold habe zuschwören müssen. Ich leide es nicht!“

Aber Trina blieb standhaft, und nichts förderte ihre Ent-

wickelung schneller und kräftiger, als daß sie einmal gegen den Willen ihrer Umgebung that, was ihr gefiel.

Als Helmold heimkehrte, stimmte er Trina bei, betrachtete mit Vergnügen den schönen Bernstein in ihrem Schranke, hörte freudig auf Alles, was sie davon zu sagen wußte, und begleitete sie auch mehrere Male zu dem Knirkbusche, wo sie die Bernsteinhanne erwartete. Zu Anna sagte er: „Lasse Trina gewähren, an ihrer Reinheit gleitet alles Unlautere ab, wie vom Oelzeug das Meerwasser; und die Bernsteinhanne, die kenne ich von je, die ist nicht so arg. Wüßtest du, was man an ihr verbrach, und wie sie die eigene Schuld büßen mußte, du würdest Erbarmen mit ihrem Elende haben, und sie nicht verdammen. Vielleicht ist es auch eine Schickung, daß eine so ganz lautere Natur, wie Trina, der Gefallenen nahe gekommen ist, und es wäre möglich, sie würde durch solches Begegnen noch wieder emporgerichtet. Störe sie also nicht, Anna, es könnte eine Todsünde sein!"

Auf dieses fügte sich Anna, jedoch ohne eigentliche Zustimmung, im Gegentheil, sie tadelte auch Helmold in ihrem Innern, und zwar zum ersten Mal in ihrem Leben.

So hatte Trina denn lange Jahre mit der Bernsteinhanne in den Sommermonaten verkehrt; nur im Winter, wo sie kaum das Haus verließ, wo ja Helmold fast immer bei ihr war, und sie eigentlich außer ihm keinen andern Gedanken hatte, sah sie dieselbe fast gar nicht. Aber allmälig empfing sie aus ihren Händen die ganze, staunenswerthe Sammlung des Wunderstoffes, der nun so lieblich durch die Glastafeln ihres Schränkchens hervorsah. Bisweilen brachte sie auch zierliche Arbeiten, welche ein eigen gearteter Geist und eine sehr gewandte Hand aus ihm zu schönen Formen gebildet. Lange verbarg sie den Namen des Verfertigers, endlich aber wiederholt gedrängt, gestand sie, daß ihr Sohn — Hans — der Urheber sei. Den jedoch einmal mitzubringen, wozu Trina sie aufforderte, wies sie heftig zurück, so heftig, daß jene nicht wieder davon reden mochte.

Später als Olaf und Nikolas, Trinas Söhne, heranwuchsen und die Dorfschule besuchten, erzählten sie, daß der Hans blöd-

sinnig sei; er könne an dem öffentlichen Unterrichte nicht theilnehmen, aber der alte, ehrwürdige Küster lasse ihn alle Woche mehrere Male in sein Haus kommen, um ihn allein und seiner Fassungskraft gemäß in Gottes Wort zu unterrichten.

Olaf lachte, sobald die Rede auf den unglücklichen Knaben oder auf seine Mutter kam, und der Küster hatte einst gegen Helmold geklagt, daß sein ältester Sohn den Hans mit Schimpf, Spott und Hohn verfolge, sobald er sich nur blicken lasse, was doch selten genug der Fall sei.

Die Bernsteinhanne war übrigens ungeachtet ihrer Begegnung mit Trina unverändert geblieben; nur wenn sie neben ihr und Helmold stand, schien ein milderer Geist in ihr zu erwachen; — sonst zeigte sie sich wüst, roh und erbittert, wohin sie kam. Oft gab ihr Treiben Anstoß, sei es im Dorfe, oder im Walde oder auf den Dünen; auch mit den Schmugglern es zu halten, wurde ihr nachgesagt. Und doch glommen zwei lichtere Stellen unter der Asche ihres sonst erstorbenen Herzens: die Zuneigung und Ehrfurcht vor Helmold und Trina, und die abgöttische Liebe für ihren Sohn, den unglücklichen, blödsinnigen Hans.

Gegensätze.

Anna und Christine warteten lange; schon begann sich der Tag zu neigen, und noch immer waren Trina und Olaf nicht zurückgekehrt. Anna hatte einen Theil der Zeit in Küche und Vorrathskammer, auf dem Hausboden, sowie in Hof und Garten gewirthschaftet, die Mägde angestellt und hundert Dinge mit Umsicht und Pünktlichkeit betrieben, wie es ihre Art war, endlich machte sie sich fertig und ging wieder zu Christine.

„Ich habe das Lied gelernt, welches wir morgen in der Christlehre hersagen sollen", sprach diese, „willst du es einmal hören, liebe Anna; aber es ist traurig, wirst du auch betrübt davon werden?"

„O gewiß nicht, aber willst du mich recht erfreuen, so singe es mir gleich, denn dann klingt es noch viel herrlicher; mir ist dann immer, als wäre ich in der Kirche!"

Nun erhob sich Christine, faltete die zarten Hände über der

Brust und begann das ergreifende Lied: „Komm, laß uns Jesum sterben sehn!“ Ihre Stimme erinnerte in einzelnen Tönen und Wendungen der Rede unzweifelhaft an die ihrer Mutter; sobald sie sprach, trat dasselbe Ergreifende, zum tiefsten Mitempfinden Leitende, dasselbe Rührende darin hervor, jetzt aber im Gesange zeigte sich ein Unterschied. Aus dem schönen, eigenartigen Klange, welcher von Trinas Lippen drang, und welcher Helmold in jener Nacht, da er das starre Wendenmädchen zuerst am Herdfeuer erblickte, sogleich mächtig bewegt hatte, sprach eine unentwickelte, gebannte, oder unterdrückte Leidenschaft, ein inniges, süßes Finden, Fühlen und Erkennen schöner Erdendinge, eine glühende, edle wie in keusche Schleier gehüllte Sinnlichkeit. Aber in dem Gesang Christinens tönte kein Wiederhall irdischer Wonne; aus zarter Kindesbrust emporsteigend, mußten diese Laute Jeden, und wäre es das düsterste Herz gewesen, mit einer Ahnung göttlicher Herrlichkeit und ewigen Lichtes ergreifen; denn sie kündeten weder Glück noch Wehe, keine schmerzliche Absage der schönen Welt, kein Hoffen auf traumhafte Liebesherrlichkeit, kein Rückblicken oder Sehnen nach versunkenen Paradiesen, aber ein ungetrübter, unnahbarer Glanz lag darauf, und die Weihe des Friedens ohne Kampf schwebte darüber.

Sie sang das Passionslied in einer getragenen Feierweise, welche sich ihr unbewußt mit den Worten des Liedes verbunden zu haben schien und den innigsten Einklang hervorrief; an einigen Stellen, wo der Inhalt es bedingte, wallte ein Hauch leiser Trübung, eine sanfte, wehmuthsvolle Klage über dem Krystall der Tonwellen. — Am Schluß verhallte die Stimme in so zarten Tönen, daß Anna im ersten Moment gar nicht wußte, ob das Lied schon geendet sei; erst ein sehr wilder Stoß der Brandung und das vernehmlichere Brausen der Märzluft, ohne die Begleitung der sanften Kinderstimme, erweckten sie aus ihrer sprachlosen Andacht. Der Gegensatz des fessellosen, wilden Naturlautes zu den milden Tönen kindlicher Unschuld und tiefen religiösen Gefühls überkam sie mit unbezwinglicher Gewalt; alle durch Christinens Gesang erwachten und enthüllten Empfindungen, die sonst lange Zeiten durch das Treiben der Gewöhnlichkeit im Innern des guten Mädchens in Schlummer gewiegt sein mochten, rangen sich plötzlich

und stürmisch aufwärts; sie erhob sich schnell, eilte in das Vorgemach und brach dort in Thränen aus.

Christine verharrte nach dem Verklingen des letzten Tones noch eine kleine Weile in ihrer angenommenen Stellung, die Hände über der Brust gefaltet und den Blick emporgehoben; erst als sie das laute Schluchzen Annas vernahm, eilte sie ihr nach und rief, die Weinende mit ihren Armen umschlingend: „Sagte ich es dir nicht voraus, daß dich das Lied betrüben würde! Ach, ich weiß, was ich dir auch vorsinge, traurig macht dich ja doch Alles, und wäre es selbst das Munterste von der Welt!"

„Ich bin nicht traurig, Christine, gewiß, ich bin es nicht — —" vermochte Anna endlich, noch immer unter Thränen, hervorzubringen; aber ihre ferneren Worte wurden durch Peitschenknall und das Geräusch eines Fuhrwerkes unterbrochen. „Sie kommen, sie kommen!", rief Anna, sich aus ihren Armen loswindend und lief auf den Flur zur Hausthür, die Nahenden zu empfangen. Christine folgte ihr, aber die mahnende Stimme der Mutter, welche sie in die Luft treten sah, scheuchte sie in das Zimmer zurück. „Bleib drinnen, theures Kind, gleich bin ich bei dir!", rief Trina vom Wagen herab und bald hielten sich Mutter und Tochter mit freudestrahlenden Blicken in den Armen.

Anna indessen unterstützte die alte Wendische Magd, welche Trina einst bei ihrer Verheiratung in das Haus des Gatten mit sich nahm, und welche ihr noch jetzt in hohen Jahren, wenn auch mit gesunkenen Kräften, treue Dienste leistete, vom Wagen herabzusteigen. Aber sie konnte der Greisin kaum mit Umsicht und Ruhe behülflich sein, denn Olaf, der statt des zum Fahren bestimmten Knechtes die Zügel geführt hatte, rief jetzt ein Mal über das andere in einem ungeduldig hastigen Ton: „Ist denn der Nikolas fort? Ist denn mein Bruder weg?"

„Ja, ja", sagte Anna ärgerlich, „er ist nicht mehr da, beruhige dich doch nur!"

„Was! Beruhige dich doch nur? Darf ich denn nicht mehr fragen? Mit deiner Laune wird es wohl immer besser? Das nenne ich mir einen freundlichen Guten-Tag."

Damit warf er dem Knechte widerwillig die Leine zu, sprang seiner Mißgestalt ungeachtet mit Gewandtheit vom Wagen, und ging, eine scharf ausgeprägte Melodie pfeifend, in das Haus hinein.

Während Anna mit der alten Wendin und dem Knecht beim Auspacken des Wagens zu thun hatten, sagte letzterer: „Gott sei Dank, daß wir endlich da sind, so lang wie heute ist mir niemals ein Weg geworden!“

„Ihr seid wohl ziemlich spät von Wendorf abgefahren?“ meinte Anna. „Nein, so früh wir heute morgen nur sehen konnten.“

„Wie ist denn das möglich, kaum vier Meilen und solche Zeit?“ „Ja, das ist es eben“, sagte der Knecht, „der Weg ist wohl schlecht und voll tiefen Sandes, aber bisweilen giebt es doch auch eine Narbe von Haide darüber, oder fester gelegene Pläne; denen ist nun heute der Olaf immer ausgebogen, weil ihn das junge Handpferd gleich beim Abfahren am Morgen geärgert hatte. Da hat er's ihm wett machen wollen; immer in die Düne hinein ist es mit den armen Thieren gegangen, daß sie oft bis zum Bauche im Sand gesteckt haben. Seht, Anna, wie sie mit Schaum und Schweiß überdeckt sind; ich habe mitunter gedacht, ich müsse dem schändlichen Quäler die Zügel aus den Händen reißen, so hat mich das arme Vieh gedauert. Es ist eine Schande und sündlich dazu, daß man eine solche Schlechtigkeit mit anschauen muß und nichts dabei thun darf.“

Anna schüttelte schmerzlich das Haupt, und ließ die rührigen Arme sinken, da begann auch die alte Wendenmagd: „Kann dir gar nicht sagen, Anna, was für eine Angst ich um meine Trina gehabt habe. Ich glaubte an vielen Stellen, das geht nimmer gut, der Wagen wirft um, oder birst auseinander und die feinen Glieder meiner Herrin müssen zerbrechen. Aber das war noch das Geringere: die Pein anzusehn, die in ihr war, neben ihr sitzen und doch gar nichts thun, gar nicht helfen können, – das — das war hart. Sie hat's gleich in der Frühe, da es anging, dem gottlosen Buben verboten, so zu thun, wie's ihn gelüstete in seiner Grausamkeit. Nun, Anna, du kennst seine Art — was hat er darnach gefragt, da geschah es erst recht. Hätte Helmold das miterlebt – wohl ihm, daß er's nicht hat — keinen gerechten Fetzen hätte er an dem Jungen gelassen, und das wäre Gerechtigkeit gewesen, vor Gott und Menschen.“

Gleich einem Schwesterpaar, nicht wie Mutter und Tochter, saßen Trina und Christine bei einander; seit ihrer Trennung waren nur wenige Tage verflossen, aber sie hatten so wenig Uebung im gegenseitigen Entbehren, daß die Freude des Wiedersehens ebenso innig, als das Bedürfniß der Mittheilung unerschöpflich war. Beide empfanden es daher wie eine Störung, da Olaf hereintrat, doch die Mutter sichtlich am meisten. Christine ging liebreich auf den Bruder zu, fragte, wie es ihm ergehe, und band ihm das dicke Tuch von dem tief zwischen den Schultern steckenden Halse. Dann ergriff sie seine Pudelmütze, die er wie eine Last zwischen den Fingern drehte, hing sie an den Riegel und sagte, da sie hierbei seine von der Kälte starren Hände streifte: „Du hast wohl arg gefroren, mein armer Olaf, aber nun sollst du warm werden und dich satt essen. Anna hat heute dein Leibgericht gekocht, wie wird dir das munden nach einer so scharfen Reise."

„Du bist gut und ermuthigend, wie immer, Schwesterchen, und ich danke dir", erwiederte Olaf, indem zum ersten Mal ein freundlicher Zug über sein breites Angesicht spielte. „Wann sind denn der Vater und Nikolas von dannen gesegelt? Es war ja Alles so ungewiß bei unserer Abfahrt."

„Heute Morgen." „Erst heute Morgen — und kommt denn der Nikolas noch einmal wieder?" Ein lauerndes, gieriges Warten stand bei diesen Worten in seinen Mienen.

„Ja gewiß! Der Hafen von B. ist ja noch zugelegt; ich bin grade dabei, der Mutter Alles zu erzählen. Komm, Bruder, setze dich zu uns, so sollst du erfahren, was während eurer Abwesenheit geschehen ist."

Enttäuschten Gesichts wandte sich Olaf von seiner Schwester. „Laß mich vorher erst eine Pfeife anmachen; die Zunge klebt mir am Gaumen", — sagte er mürrisch, holte aus einem Eckschrank eine kleine, weiße Thonpfeife, wie Seeleute sie zu führen pflegen, und wollte sie eben aus dem dabeistehenden Tabackskasten füllen, da unterbrach Trina das Schweigen, mit dem sie bisher seinem Verhalten gefolgt war: „Ehe du beginnst, schließe die Thür zu meiner Kammer; du weißt, ich habe es nicht gern, daß der Rauch in sie eindringt, und meine Sachen verdirbt."

„Nun, wenn's so steht, will ich auch hier nicht länger geniren", rief Olaf rauh und mit einem wilden, stechenden Blick

gegen die Mutter. „Ich weiß es ja, daß dir deine Scharteken drinnen wichtiger und lieber sind, als dein eigener Sohn — der Olaf nämlich, wohlgemerkt — und da kann sich der auch seine Bequemlichkeit außerhalb suchen, wie er es schon so oft gethan und nun immer mehr gewohnt werden wird. Gott sei Dank, es giebt ja noch ein „Anker" in Nustrow!" Und damit riß er seine Pudelmütze vom Nagel und schritt rasch der Thüre zu. —

Trina saß in tiefer Erregung. Bei den letzten Worten des Sohnes erhob sie sich mühsam, ging etwas vorwärts und wollte sprechen; aber indessen war Olaf schon zur Stube hinaus und die donnernd zugeschlagene Hausthüre ließ seine Wuth bis in's Zimmer zu Mutter und Tochter verhallen. —

Olafs Geheimniß.

Olaf schritt indessen eilig dem Dorfe zu; doch bog er, als er den ersten Wohnstätten nahe kam, durch eine Dünensenkung gegen den Strand nieder, verfolgte diesen eine geraume Zeit und tauchte dann, nachdem er der ganzen, langgestreckten Häuserreihe jenseits der Sandberge vorbeigewandert war, durch eine ähnliche Tiefung wieder zur Binnenlandseite empor. Bald hatte er nun das Helmolds Hof entgegengesetzte Ende des Dorfes erreicht und gelangte am Saume des Waldes zu einer verfallenen Hütte, wo er mit ungeduldigem Pochen Einlaß begehrte. Die Thür wurde nach kurzem Zögern geöffnet und gleich darauf standen sich in dem einzigen niederen Raume, den die von Torf aufgeführten Wände umschlossen, Olaf und die Bernsteinhanne gegenüber.

„Was führt dich denn einmal zu mir, mein sauberer Prinz?" redete sie den Ankommenden in höhnischem Tone an. „Willst wohl nachsehn, wie es deinem Schützling, meinem armen Jungen, geht, ob er noch immer eine so schöne Zielscheibe ist für den Witz eines Herumtreibers von deiner Art. Kann es mir schon vorstellen, Theilnahme und Mitgefühl sind es allein, die dich zu so später Stunde daher führen! Gewiß, der Hans würde sich zu dir gefreut haben und auch du sehntest dich wohl lange vergeblich nach ihm. Ist ein so geduldig Vieh, wie du sonst so leicht nicht auftreiben magst für deine hübschen Einfälle. Aber sieh, es thut

mir Leid um euch Beide, dein Sündenbock ist nicht daheim, und zum Warten möchte dir die Zeit zu lang werden; denn du kennst das wohl noch, du und ich, wir sind immer wie Oel und Wasser gewesen, das will nicht recht zusammen kommen, und bei einander aushalten noch weniger!"

„Seid Ihr endlich fertig mit Eurem unsinnigen Sermon?", sagte Olaf ruhig, und setzte sich auf einen der gebrechlichen Stühle in der unwirthlichen Kammer nieder.

Die Bernsteinhanne gab keine Antwort, aber ihre Augen redeten die Sprache des Hasses, wenn sie über Olafs verwachsenen Leib glitten, oder sie wendeten sich mit Forschen und Sorge zu den wenigen bleigefaßten Glastäfelchen des kleinen Fensters, vor dem jetzt draußen schon die dunkle Nacht stand. „Wo steckt denn nur eigentlich der Hans, daß er so spät nicht daheim ist?", unterbrach Olaf die Stille, und als sie auch dann nicht antwortete, fuhr er fort: „Hanne, seid doch vernünftig, und tragt mir nicht mehr nach, was ich, als ein unbedachtsamer Bursche, vor Jahren gethan habe. Nun, da ich ein gesetzter Mensch bin, werdet Ihr doch unmöglich glauben, daß ich zu Euch komme, Eurem armen Jungen, der mir und keinem Andern jemals in den Weg getreten, etwas Uebles zuzufügen."

„Und warum bist du denn hier, wenn's beliebt, mein Prinz?"

„Nennt mich nicht immer Prinz, sondern Olaf, wie ich getauft bin! Warum ich zu Euch komme heute Abend? Nun, das ist eine bedenkliche Geschichte, und ich habe deshalb eine Bitte an Euch; wollt Ihr mir beistehn, Hanne?"

„Kann eben nicht sagen, daß ich dazu große Lust spüre!"

„Hanne, seid nicht so barsch und hart mit mir. Bedenkt, ich bin mit meinem buckligen Leibe, was Euer Sohn in seinem Geiste ist, eine verkrüppelte, Jedem anstößige Mißgestalt. Was der Hans durchzumachen, zu tragen und zu leiden hat in dieser rauhen, erbarmungslosen Welt, das wißt Ihr und das drückt Euch, weil Ihr ihn lieb habt, wie es einer Mutter zukommt. Und doch ist der arme Bursche, gegen mich genommen, ein Glückskind, weil er in seiner Schwäche kaum fühlt, was es heißt, ein Ausgestoßener zu sein. Aber ich, Hanne, ich, der Olaf, kann davon sagen, wie es thut. Oder eigentlich sagen kann man's nicht; was in mir

brütet, ist zu schrecklich, von Schaam verhüllt, und Keiner würde es glauben!"

Doch diese qualvolle Offenbarung verhallte an ihrem Ohr, sie blieb ungerührt, und eine peinliche Stille herrschte in der Kammer.

„Nun, Hanne, seid Ihr denn gar nicht neugierig auf mein Begehren."

„Nein, behalte deine Gedanken für dich, ich helfe dir doch nicht."

Olaf bezwang seinen Zorn und fuhr fort: „Und wenn Ihr mir auch keinen Beistand leisten wollt, meine Vertraute sollt Ihr dennoch werden; ich habe, außer meiner Christine, niemanden auf der weiten Welt, dem ich sagen möchte, was mich drückt, und für sie paßt es nicht, und sie ist überhaupt zu sehr ein Kind und zu unerfahren, um in diesen Dingen zu rathen, oder gar zu helfen. Aber Ihr, Hanne, die Ihr eine so langjährige Bekannte der Eltern seid, und so manches Gute aus unserm Hause erfuhrt, Ihr mögt Euch anstellen, wie Ihr wollt, Ihr müßt einige Theilnahme für den Sohn von Helmold und Trina haben, der ein Unglücklicher ist, gleich Euch und Eurem Hans, und der sich, was Geld und Gesinnung anbetrifft, wenn Ihr ihm zu Willen seid, dankbar beweisen wird, so lange Ihr lebt und so viel es in der Kraft steht des Sohnes vom reichsten Manne in Nustrow. So wisset denn, daß ich einem Mädchen gut bin, so gut, wie ein Mensch dem andern nur immer sein kann, ja, daß ich dieses Mädchen lieb habe über Alles, und daß jedes Wort, welches ich Euch über ihre Güte und Schönheit vertrauen könnte, doch gar nichts wäre gegen ihr selbsteigenes Wesen. Seit einem Jahre gehe ich diesem Mädchen nach, so daß ich des Tages an nichts denken kann, denn an sie, und des Nachts von nichts träume, als von ihr; aber wisset, daß sie mich nicht mag, und in letzter Zeit gar ihre Neigung einem Andern zugewendet hat. Aber ich lasse nicht von ihr, und sollten wir Beide darüber zu Grunde gehn! Und Ihr sollt mir zu ihrem Besitze verhelfen, Ihr sollt es, versteht Ihr mich?"

Die sich mit jedem Worte steigernde Gluth und Leidenschaft Olafs war entsetzlich anzuschauen, aber jene erwiederte kalt: „Bist du unsinnig, was soll ich dabei machen? Finde es sogar

sehr natürlich, daß sie dich nicht leiden kann. Müßte ein großer Künstler sein, der dich herauszuputzen verstände, zu einem Vogel, der den Mädchen wohlgefällt!"

„Weib!" schrie Olaf, wüthend vom Stuhle aufspringend, und seine rechte Hand fuhr blitzschnell in die Seitentasche seiner weiten grauleinenen Oberhose, wo bei den Rustrowern das lange, haarscharfe Klappmesser zu stecken pflegt, „Weib, halte ein!"

„Nun, was soll's?", sagte Hanne ruhig, ohne von ihrem Platze zu weichen, „und was geht mich überhaupt deine ganze Geschichte an?"

Wie mit einem Zauberschlage kam jetzt eine Wandelung über Olaf, die Wuth wich urplötzlich, aber seine Augen leuchteten unheimlich lauernd, und mit einem hämischen Lächeln sprach er: „Was Euch die ganze Geschichte angeht? O sie geht Euch ein wenig an, Hanne, mehr vielleicht, als Ihr in Eurem Bettlerhochmuthe ahnt; und ich brauche nicht zu sorgen, daß ich den weiten Weg vergebens zu Euch gegangen bin."

„Du bist wahnwitzig, Bursch!" „Noch ist es nicht so weit, kann aber auch noch passiren, wie so Manches geschehn ist, was weniger zu glauben stand, als das!"

„Das klingt ja Alles gewaltig schaurig und geheimnißvoll, aber behalt's nur bei dir, mein Junge, oder bring' es einer Würdigeren vor. Sieh, ich frage nach dem, was du sagen kannst, grade so viel, als nach deiner edlen Person selbst."

„Hanne", sagte Olaf, indem er seine Stimme zum Flüstern dämpfte und ihr leise näher schlich, „Hanne, der Vater meines Mädchens — wißt Ihr, wer das ist? Ich will es Euch sagen: Es ist der Leuchtthurmwärter Wilmers! Ich glaube, Ihr kennt ihn noch so ein Bischen von ehedem? He!"

Gleich Feuerlohe schlug die Gluth über das Antlitz Hannens bis unter's wirre Haar hinauf. „Schandbube!", murmelte sie dumpf, aber ihre Kraft, ihr Trotz waren sichtlich gebrochen. Einen Augenblick schien sie, da sie emporgefahren war, zu wanken, dann setzte sie sich auf den einzigen noch übrigen Stuhl ihres Hausrathes mit erschlafften Gliedern, und ihre Augen irrten mit schmerzlicher Sorge abermals gegen das Fenster und in die schweigende Nacht hinaus.

„Ah, das hat gezogen!", sagte Olaf mit häßlichem Lächeln.

„Nun wird meine Bitte wohl eher Erhörung finden. Sieh, Hanne, der Wilmers liebt sein Kind, — das heißt wohlverstanden die Marie, — denn von einem andern Sprößling von ihm, welcher hier auch irgendwo herum hausen soll, kann man ihm ein Gleiches wohl kaum nachsagen, — also der Wilmers liebt seine Tochter zwar so auf seine Art, aber er liebt sie doch. Sein innigster Wunsch, all' sein Denken und Streben, — seinen Erfindungskrimskrams ausgenommen, — ist es, ihr einen guten Mann zu verschaffen, und da hat es sich denn herrlich getroffen, daß mein Nebenbuhler gekommen ist und sie heiraten will. Einzuwenden giebt es gar nichts gegen den Burschen, ja man kann es eine ausbündige Ehre für einen Kerl, wie Wilmers ist, nennen, daß ein solcher Freier seine Tochter will. Denn er wird künftig ebenso viel Geld bekommen, als ich, ist von gleich angesehener Familie mit mir, und man darf behaupten, er sei ein leidlich geschickter und ziemlich hübscher Junge, — ein Bischen dumm wohl, aber daraus machen sich die Frauensleute ja nicht viel, — also Alles in Allem eine große Partie. Um den Kohl vollends fett zu machen, kommt noch hinzu, daß das Mädchen — verdammt, daß ich es sagen muß, — bis über die Ohren in ihren Schaafskopf verschossen ist, und von gar nichts Anderem sehen oder hören mag. Die Eltern des Jungen werden die Heirat wohl nicht gern zugeben, aber zuletzt werden sie es doch thun. Ich aber, Hanne, gebe es nun und nimmer zu! Mein muß, mein soll die Marie werden, es geh' wie es wolle, und nun heraus damit, wie fang ich's an?"

Sie aber entgegnete tonlos: „Ich weiß es nicht."

„Hört einmal, Hanne, nun ist es zu Ende mit meiner Geduld. Wollt Ihr mir helfen oder nicht? Ihr könnt es, das weiß ich vom Steffen, dem Ihr einen Trank für seinen Schatz gegeben habt und der Trank ist gut gewesen!"

„Nun meinetwegen, ja denn, ich will. Aber ich muß mich erst auf etwas besinnen und das verlangt seine Zeit, und heute Abend habe ich Sorge im Herzen, weil der Hans so lange ausbleibt, da geht es überdies nicht. Und nun, weil ich es dir zugesagt, laß mich in Ruh' und geh heim, mir ist so wirr in meinem Kopfe!"

„Das mag ich leiden, so ist's vernünftig, ich danke Euch. Gute Nacht, Hanne!"

Olaf schritt jetzt gegen das Dorf. Kaum war er einige Minuten von der Hütte entfernt, als er durch den dichten Nebel, welcher sich inzwischen ausgebreitet hatte, eine lange, dürre Gestalt auf sich zukommen sah, in welcher er sogleich den Hans erkannte. Dieser ging mit gesenktem Haupte und blickte erst auf, als Beide an einander stießen; da schreckte er zurück und hätte sicher die Flucht ergriffen, wenn es nicht bereits zu spät gewesen wäre, denn Olaf faßte ihn mit eiserner Faust um das Handgelenk und sagte: „Sei ruhig, Hans, ich thue dir nichts Böses, im Gegentheil, ich meine es gut mit dir. Woher kommst du denn so spät, mein Junge?"

„Von der Arbeit. Ich drehe das Rad, das die Taue für's Schiff spinnt."

„Also bei einem Reifer bist du; erhältst du da einen guten Lohn?"

„Ja, alle Tage zwei Groschen und Kartoffeln und Brot zu Mittag."

„Armer Junge, und dafür mußt du den ganzen Tag das Rad drehn bis so spät in die Nacht?"

„Sonst komme ich früher heim, aber jetzt giebt es viel zu thun, da drehe ich noch, wenn die Laternen an der Reiferbahn brennen."

Olaf hatte während dieser Unterredung den Arm des Burschen wie in einem Schraubstock umspannt gehalten und jener hatte sich vergebens loszuwinden gesucht; jetzt griff er mit seiner frei gebliebenen Hand in seine Jackentasche, holte einen harten Thaler heraus und sprach, indem er ihn dem Hans zusteckte: „Hier nimm das, mein Junge, und thue dir dafür eine Gütlichkeit. Es wird nicht lange währen, so sollst du wieder so etwas von mir haben. Aber nun mach zu, daß du zur Mutter kommst; sie wartet auf dich mit Sorgen." Damit ließ er den Arm des Blödsinnigen fahren und war bald darauf in Nacht und Nebel verschwunden.

Hans aber verharrte noch eine Weile wie angewurzelt auf seinem Platze. Sein Staunen über Olaf, der ihn bis dahin nur mit Schimpf und Spott, ja mit Püffen und Schlägen verfolgt

hatte, wo er ihn nur sah, war überaus groß und eine so plötzliche Wandelung des Benehmens hätte selbst einem klareren Kopf, als dem seinen, ein unauflösbares Räthsel scheinen müssen. Als Olafs Gestalt endlich ganz verschwunden war, gewannen seine Glieder wieder Leben. Er schnellte mit einem Sprunge hoch empor und warf, indem er ein schauriges Lachen ausstieß, den geschenkten Thaler, soweit er es vermochte, in den Sand der Dünen.

„Das hat gebrannt" sagte er und rieb die Hand, in der er das Geldstück gehalten, gegen das zerfetzte Kleid, „nun bin ich es los, Gott sei Dank!" Er lief, was er konnte, und war gleich darauf in der Hütte seiner Mutter.

Erst in einer grauen Morgenstunde hörte Christine, wie Olaf pfeifend die Treppe zu seiner Schlafkammer emporstieg. Es war eine sehr ausgelassene Gesellschaft in jener Nacht im Gasthause „Zum Anker" bei Punsch und Grog zusammen gewesen; am Tollsten aber von Allen hatte es Helmolds Sohn getrieben.

Der Deichbau.

Die Rückkehr Helmolds verzögerte sich mehr, als die Seinen erwartet hatten; da er endlich kam, war Nikolas nicht mit ihm. Er erzählte, wie er in B. einen seiner besten Freunde grade in der Vorbereitung zur Abfahrt getroffen. Das sehr milde Wetter der letzten Tage hatte das Eis selbst in dem geschützten Raume des Hafens mürbe gemacht und es stand dem Hinauslegen des trefflichen Schiffes nur die einzige Hinderung entgegen, daß noch „ein Mann" an Bord fehlte. So fand Nikolas einen Platz, wie der Vater und er selbst ihn nur irgend wünschen konnten.

„Der Junge ist froh, die Mittelländische See und alle die Prachtstädte an ihren Küsten einmal schauen zu dürfen", schloß Helmold seinen Reisebericht, „denn die Brigg nimmt ihren Curs auf Konstantinopel und wird Genua, Messina und Malta unterwegs anlaufen. Einzig, daß er so ohne Abschied von Mutter und Schwester und von dir, Anna, fort mußte, hat ihm Leid gethan. Ich habe ihm versprochen, euch tausendfach zu grüßen; und dich,

Christine, soll ich noch besonders bitten, eines Auftrages zu gedenken, den er dir bei seiner Abreise von hier hinterlassen. Du mögest, was er damals gesagt, — meinte der fröhliche Junge und wurde bei solchen Worten ganz ernsthaft und wehmüthig anzuschauen, — nun den Umständen nach noch verstärken. Auf eine weitere Erklärung wollte er sich nicht einlassen. Du wirst es schon wissen, liebes Kind, wohin es zielt."

Trina und Christine waren traurig, ihren Nikolas so plötzlich entbehren zu müssen, Anna jammerte aber unaufhörlich, daß der Junge nun Manches von seiner vollständigen Seeausrüstung, welches sie vorbereitet und jetzt beinahe fertig habe, nicht mitbekomme, und selbst Helmold konnte viele Tage den alten Gleichmuth der Stimmung nicht wieder finden, denn der gutmüthige, frische und großherzige Sohn, in dem er sein Ebenbild aus schöner Jugendzeit wieder aufleben sah, war sein heimlicher Stolz, und wenn er bisweilen ein wenig mit ihm haderte, ja sich vielleicht strenger und unnachsichtiger gegen ihn erwies, wie gegen irgend jemanden sonst aus seiner Umgebung, — den Olaf ausgenommen, — so geschah dies eben aus dem Empfinden, daß er ihn beinahe zu sehr liebe und als eine seiner eigenen so innig verwandte Natur eigentlich milder beurtheile, wie gut und gerecht sei.

Eigene Beobachtung und die schmerzlichen Mittheilungen Annas, in Betreff der sich steigernden Rohheit von Olafs Gesinnung und seines wüsten Treibens, drängten nun Helmold, auch zum Wohle dieses Sohnes einen Entschluß zu fassen, durch dessen Ausführung er möglicherweise noch von dem Abgrunde gelenkt werden könnte, dem er sonst mit schnellen Schritten zuzueilen schien. Aber eine Rettung zu erdenken, war unter den seltsamen Verhältnissen, welche obwalteten, schwer, wo nicht grade unmöglich; Helmold wendete viele schlaflose Nächte an, endlich glaubte er den richtigen Weg gefunden zu haben.

Er bemerkte mit unsäglichem Kummer schon früher, wo ihm sein Beruf nur kurze Zeit in seiner Familie zu verweilen gestattete, daß er selbst ohne jede nachhaltige Einwirkung auf den Charakter seines ältesten Sohnes sei: — als Veranlassung dazu ergaben sich zwei naheliegende Verhältnisse. Eins derselben war die Schwäche Trinas, welche besonders ungünstig auf Olafs Erziehung wirkte. Sie hatte nämlich seit der schweren Stunde, da das Kind

mit einem Buckel verunstaltet und einem Krüppel gleich auf die Welt gekommen war, das Bewußtsein, eine schwere, unaustilgbare Verschuldung gegen dasselbe zu tragen, obgleich zu einer derartigen Annahme nicht der entfernteste Grund vorlag, und sie sich auch nicht des geringsten Versehens zeihen konnte. Aber wenn auch Helmold, dessen ganz leicht hingeworfene Meinung ihr sonst als Gesetz galt, solches Vorurtheil mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfte, ja ihr das Sündhafte ihres Wahnes wiederholt vorhielt, so blieb sie dennoch unerschütterlich in ihrem Selbstvorwurf und handelte demgemäß. Gewiß lebte in ihr das glühende Verlangen, gegen ihre Kinder diejenigen Pflichten in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, welche ihr die Natur auferlegte; sie hatte die trefflichsten Ansichten über ihre Stellung als Mutter, und fand sich doppelt aufgefordert, Alles zu vollbringen, was in ihren Kräften stand, weil Helmold sie so selten bei der wichtigen Aufgabe der Erziehung unterstützen konnte. Bei dem gutgearteten Nikolas, bei der edlen und reinen Christine ging auch Alles nach Wunsch, aber die reinigende, bildende und emporrichtende Hand an Olaf zu legen, konnte der schwachen, von einer fast zu großen Innigkeit bewegten und von der Wundermacht einer übergewaltigen Einbildungskraft zu Zeiten ruhelos umgetriebenen Frau um so weniger gelingen, wie ihr selbst vermöge der Unkenntniß von Welt und Leben ein durch Erfahrung geschärftes Vergleichen mangelte, noch mehr aber jenes ungerechtfertigte Schuldgefühl sie jeder Festigkeit gegen ihr Kind, ja jeder klaren Einsicht in seine Fehler beraubt hatte.

So wurde Olaf mit seiner schlimmen Naturanlage denn bald nicht nur der Tyrann der Mutter, sondern auch der böse Geist des sonst so freundlichen Hauses, und selbst ein heimlicher Verächter der väterlichen Ansichten und Befehle. Nur Anna allein trat ihm noch bisweilen entschieden entgegen.

Die andere Ursache von Helmolds mangelndem Einflusse lag in seiner Unkenntniß des Bösen, welches er, sofern es, wie bei seinem Sohne, mit kalter Hinterlist gepaart war, nicht zu fassen vermochte. Er hatte zwar mehr von der Verderbtheit der Welt erfahren und die Beweggründe unlauterer Thaten und Gesinnungen richtiger gefaßt, als Trina: aber sein ganzes Wesen beruhte auf Geradheit, seine Augen hatten vorzugsweise nur solche Ver-

brechen und Thorheiten gesehn, die ein rauher Seemannstrotz in Uebereilung und Leidenschaft, nicht jedoch aus wirklicher Lust am Wehe Anderer vollbringt, so daß ihm das Wesen Olafs vielfach undurchschaubar bleiben mußte.

Nachdem er Anfangs ein liebevolles Einwirken vergebens versucht, hatte er dem Zügellosen gegenüber unnachsichtige Strenge, ja eine seinem innersten Wesen fremde Härte gezeigt, jedoch Alles ohne Erfolg. Äußerlich freilich mußte Olaf den Willen des Vaters unweigerlich erfüllen, und da Helmold ihn wiederholt im Zorn hart bestrafte, so war eine aus Furcht und Empörung qualvoll gemischte Scheu in dem Herzen des Sohnes entstanden, ohne jedoch eine wirkliche Besserung zu bringen. Daß es anders werden mußte, darüber waltete selbst bei Trina kein Zweifel und darauf war auch Helmolds Sinnen und Plan gerichtet.

Weil Olafs mißgestalteter Leib Anfangs zu keiner nachhaltigen Anstrengung fähig galt, auch Helmolds Wohlstand, vom Glück begünstigt, eine sorgenfreie Zukunft in Aussicht stellte, so hatte man die Wahl eines eigentlichen Lebensberufes für jenen unterlassen. Es war einst der Eltern inniger Wunsch, ihn eine wissenschaftliche Laufbahn ergreifen zu sehen, namentlich weil er schon als Knabe bedeutende Verstandesgaben zeigte; aber seine eigene Neigung, welcher Trina mehr als billig nachgab, stellte sich entschieden dagegen; er vernachlässigte sogar von der Zeit an, wo ihm diese Absichten klar wurden, so geflissentlich und andauernd jede fernere Ausbildung seines Geistes, daß sie endlich schweren Herzens davon abstehn mußten.

Damals war der Ehrgeiz Olafs, wie der Traum aller Knaben und Jünglinge an diesen Küsten, einzig auf die See gerichtet und mit dem Erkennen der Unmöglichkeit, ihr einst, gleich Vater und Bruder, gleich allen geachteten und hervorragenden Männern des Dorfes oder des Landes, soweit es ihm erschlossen lag, anzugehören, kam die erste unaustilgbare Bitterkeit in seine Seele. Mehr als durch seine Mißgestalt, fühlte er sich seitdem ein Ausgestoßener, ein nur der Seinigen wegen in Nustrow Geduldeter, und keineswegs ohne Grund. Denn längs des ganzen Strandes und namentlich auf der Nustrower Halbinsel gilt allein der Seemann dem Seemanne ebenbürtig, jeder Andere, und sei er der Tüchtigste, ist ihm in seinem ungemessenen Vorurtheile nur ein halber Mensch.

Selbst Vater und Bruder hatten sich nicht ganz frei gehalten von mancher unbedachtsamen Äußerung, die gleiche Gesinnungen bei ihnen voraussetzen ließ; so daß auch eine Abneigung gegen Nikolas entstand.

Der See, dem seemännischen Wesen überhaupt schwor Olaf nun vollständig ab, und was zuerst nur eine mit Ueberwindung gepaarte Auflehnung des Trotzes gewesen war, wurde in der Folgezeit zur zweiten Natur; er haßte das Meer und Alles, was daran hing, nun wirklich von ganzem Herzen, und die Kluft zwischen ihm und der Welt umher vergrößerte sich täglich.

Im Allgemeinen hatten die Eltern für den Sohn, nachdem er die Schule verlassen, auf den Beruf des Landwirthes gesonnen und damit den Plan verbunden, ihm einst das mütterliche Freigut anzuvertrauen, aber Olaf zeigte auch für solche Absichten kein Entgegenkommen. Von Zeit zu Zeit kam ein lobenswerther Thätigkeitstrieb über ihn; was er dann unternahm, ergriff er meist mit natürlichem Geschick und nach guter Einsicht, aber sehr bald trat eine Ernüchterung seines Eifers ein und sein ruheloser Sinn ging zu andern Dingen über. Zugleich verengte und zerstörte er oft selbst durch Härte und Ungerechtigkeit gegen die ihm untergebenen Arbeiter, oder durch Mißhandlung der Gespanne seines Vaters die Möglichkeit eines günstigen Erfolges. Wenn ihn deshalb schon zu Hause in Nustrow Mensch und Vieh scheuten und Alles vor seiner häßlichen Gestalt ausbog, so war dies noch in höherem Grade auf dem mütterlichen Hofe in Wendorf der Fall. Früher hatte er sich wohl zu Zeiten dort aufgehalten, den Gang der Wirthschaft zu erkunden und sich namentlich den Kornbau anzusehn, von dem um das heimatliche Schifferdorf kaum die Rede sein konnte; nun kam er seit Jahren nur noch in Begleitung des Vaters oder der Mutter zum flüchtigen Einblicke dorthin, denn Verwalter und Knechte hatten ihren sofortigen Abzug angemeldet, sobald der boshafte Ruhestörer wieder eine längere Zeit bei ihnen verweilen würde.

Oft war in Helmold, namentlich seit seinem Abschiede von der See, der Gedanke aufgestiegen, den Ungerathenen von der Heimat loszulösen und den Versuch zu wagen, ob Welt und Leben nicht günstig an ihm arbeiten möchten; aber sowohl Trinas Einsprache, wie das eigene Erwägen, daß eine solche Natur mehr

als jede Andere den stärksten Versuchungen waffenlos preisgegeben sei, hatte ihn schließlich ganz davon zurückgebracht. In der Heimat unter eigener Leitung wollte der Vater noch einen Versuch der Wandelung seines Sohnes anstellen, und hatte schon im Winter die Vorbereitung dazu getroffen.

Der Stachel des Ehrgeizes, welchen Helmold an Olaf wahrgenommen hatte, sollte die Handhabe sein, an welcher er ihn faßte; die Arbeit aber und das aus ihr entspringende Bewußtsein, das Wohl Anderer durch eigene Anstrengung zu fördern, war die eigentlich sittliche Macht, welche er zum Beistande herzu rief. Helmold selbst kannte aus Erfahrung diese Macht, er hatte sie während seines langen Lebens als eins der höchsten Erdengüter empfunden, wie sie das Gute in uns steigert, das Schlimme bekämpft und zu Boden wirft; eine Quelle reiner Freuden und berechtigten Selbstgefühls, war sie ihm in den Tagen der Trübsal und der Verzweiflung Trost und Beruhigung und endlich die feste Leiter geworden, um zu jener lichteren Höhe emporzuklimmen, auf der er jetzt wandelte. Arbeiten sollte daher Olaf lernen, arbeiten mit Lust und Liebe, und war erst das erreicht, so lag eine Grundlage zu jeder berechtigten Hoffnung.

Ein gewöhnliches Geschäft durfte es nicht sein, zu dem Helmold den Sohn aufforderte, und dankbar begrüßte er es als eine göttliche Vorsehung, daß sich ihm in nächster Nähe und ungesucht ein sehr bedeutendes, ein unumgängliches Unternehmen darbot, welches seinem Zwecke entsprach.

Seit jener gründlichen Ausbesserung, welche die Helmolds Besitz nach der Meeresseite schirmende Dünenreihe in Folge der großen Sturmfluth erfahren hatte, war eine lange Zeit verflossen. Die Brandung hatte indessen Tag und Nacht ihre tobenden Wasser gegen das trotzige Bollwerk der Hügel getragen und ihren Gischt bis zu den Häuptern emporgesandt, durchbrochen aber waren sie nirgends. Doch konnte dem Scharfblicke des alten Schiffers ein leises Schwinden des Dünenkörpers nicht entgehn, und er unternahm aus diesem Grunde seine letzten Fahrten nicht ohne Besorgniß; denn an vorzugsweise ausgesetzten Punkten zeigte sich ein geringes Neigen der Kuppen, einige sandige Wände hatten sich verdünnt, mancher den ersten Anprall hemmende Vorsprung war hinweggenommen, und mancher Sattel zeigte eine tiefere

Kurve. Auch nach innen, dem Lande zu, waren die Abdachungen durch Ueberschütten und Vergehen der festigenden Gräser ohne eigentlichen Halt, und der Sand rieselte indessen über die unter Kerkows sorgfältiger Pflege zu mäßiger Ertragsfähigkeit heran-gebildeten Ackerflächen und Wiesengründe. Schon seit Jahren nahm die Menge des Getraides und des Futters in den der Düne angrenzenden Lagen mehr und mehr ab, und die Güte war, mit der früheren verglichen, sehr geringe.

Ein ziemlich planloses Neubesamen der sturmbewegten Hänge, mehrere Zäune mit Tannenzweigen durchflochten, um den Wander-sand hinwegzufangen, ehe er die Saaten zu beschädigen vermöge, so wie andere ähnliche, in Helmolds Abwesenheit hervorgeholte Mittel hatten sich doch alle nur für kurze Zeit als wirksam er-wiesen, und das Uebel wuchs, weil Niemand da war, der Ein-sicht, Muth und Kraft besaß, die Sache in der richtigen Weise zu erfassen.

Der alte Schiffer hatte oft auf seinen Reisen die Bauten vor Augen gehabt, mittels welcher die verschiedenen Küstenvölker der Erde ihren Strand gegen die herandringenden Wasser zu schützen wissen, vor Allem die Deiche der Holländer und Friesen, diese Riesenwerke von Menschenhand, aus denen tausendjährige Erfahrungen, schreckliche Leiden, Heldenmuth, Vaterlandsliebe und eine Ausdauer ohne Gleichen reden. Jene Gegenden zeigten frei-lich eine andere Beschaffenheit, die Bildungen der Küste waren dort schon in der Vorzeit durch andere Ursachen, namentlich durch die Strö-mung großer Flüsse und das Hinausführen der von ihnen losgespülten Erdmassen bestimmt, während in Helmolds Heimat kaum ein Rinnsal sickerte; auch Entstehungsart und Form der Düne waren häufig abweichend, weite Strecken lang mangelte diese natürliche Schutz-wehr oft gänzlich und forderte dort, wo sie bestand, doppelt zum Kampfe heraus, endlich waltete ein erheblicher Unterschied zwischen dem Charakter der zu überwindenden Feinde, — zwischen der Nordsee und dem Baltischen Meere.

Demgemäß mußte Helmold, sobald er auf Besserung seines Grundstückes Bedacht nahm, sehr abweichende Dinge ersinnen, denn es lag weder die Nothwendigkeit eines eigentlichen Deich-baues im Sinne der Holländer vor, noch waren die entsprechenden Mittel dazu vorhanden. Aber er sah ein, daß er damals, als

er vor mehr als dreißig Jahren die Sache mit kühnem Jugendmuthe angriff, Vieles falsch eingerichtet hatte, und dies zu ändern und eine Verstärkung der Düne mit Berücksichtigung des Guten und Neuen, welches er anderwärts wahrgenommen, auszuführen, — dahin ging jetzt seine Absicht.

Es traf sich sehr günstig, daß Olaf für Unternehmungen in dieser Richtung von jeher eine Theilnahme bewiesen hatte, vielleicht im Gefühle eigener Unsicherheit, welche dadurch gewendet werden sollte, oder indem sein verbittertes Gemüth in dem Auflehnen gegen die Macht eine Genugthuung fand, die, weil sie nicht sein Freund sein durfte, allmälig in der Stille zu einem Widersacher für ihn herangewachsen war. Schon im Winter hatte Olaf zu den Vorbereitungen des Baues geholfen, ohne den Zweck zu kennen, jetzt enthüllte sich der Vater.

Als er seinen Plan dargethan, sagte er: „Im großen Ganzen werde ich die Sache leiten, bis ich einsehe, du habest ihre Wichtigkeit erfaßt, und deine Erkenntniß und Geschicklichkeit seien unter der Arbeit so herangewachsen, daß ich mich zurückziehn kann. Ich hoffe, dieser Stand wird bald erreicht sein, denn ich bin oft gezwungen, in unseren Angelegenheiten zu verreisen, und dann, oder wenn gar, wie es bei meinem Alter sich leicht ereignen kann, eine Krankheit mich befällt, so bin ich sicher, in dir einen Stellvertreter auf dem Platze zu haben, der meine Erfahrung benutzt, meinen Willen genau kennt und dessen Geist stark genug sein muß, aus eigener Einsicht manches Mittel zur Erreichung unseres Zieles zu schöpfen.“

Bei den Worten des Vaters war in den Mienen Olafs von einer freudigen Zustimmung nichts zu gewahren, aber ebensowenig verrieth sich in ihnen ein Einwand. Er sagte in seiner gewohnten, Helmolds Befehlen gegenüber angenommenen, halb lässiggleichgültigen, halb scheuen Art, er werde seine Schuldigkeit thun, und damit war die Sache abgemacht, bis man ans Werk ging.

Dies geschah sehr bald, denn der Frühling kam dieses Jahr schnell und machtvoll, und auch über die Öde der Dünen fuhr sein belebender Hauch. Als seine ersten Herolde erschienen die oft in unabsehbaren Dehnungen einherschwebenden Züge der Reiher, Kraniche und wilden Gänse, welche die Länder des Südens und die süße Winterrast jetzt wieder, einem tief in ihre Brust gelegten

Triebe folgend, mit dem rauhen Meere, den wilden Klippen Norwegens, oder gar den Regionen ewigen Eises vertauschen wollten. Bisweilen hatten diese Schwärme einen Umfang und eine solche Dichtigkeit, daß eine Trübung durch die reinen Lüfte ging. Auch am Seestrande wurde es mannigfaltiger, die furchtbaren Winterstürme waren vorübergebraust, die stahlgrauen Wogen hatten eine mildere Farbe und einen sanfteren Ton, — Schnepfen, Enten, Taucher und Seeraben zeigten sich, besonders gegen die Seite des Binnenmeeres; die Möwe spannte ihren zierlichen Doppelbogen schneeweiß wider die blauen Wasser, und fuhr in unendlichen Wendungen voll Anmuth und Kühnheit, bald hoch, bald niedrig, als wolle sie durch die Schäume der Brandung schwimmen; die kleinen Strandläufer huschten nickend und scheu über den aufgerollten Wellensand und der Seeadler wiegte sich hoheitsvoll gegen die durchbrochnen Wolkenstreifen, oder stieg an schöneren, stilleren Morgen empor bis zu den flockigen Schäfchen auf der tiefblauen Weide des Himmels.

Die Einsegnung.

So nahete die Charwoche heran, der Todestag des Herrn ging vorüber und die nachfolgende Osterfeier fand ihren Wiederhall in dem gleichzeitigen Auferstehn und Erwachen der Natur, deren hoffnungsreiches Knospen, Drängen und Leben die Herzen der Gemeinde vorbereitete, die Wunderbotschaft in Klarheit und Würdigkeit freudevoll zu empfangen.

Als dann wieder eine Woche gegangen und ein Sonntag gekommen war, stand Christine an dem Altare vor dem goldenen Schrein des „St. Nikolas", um die Segnung zu empfangen. Alle ihre Kindheitsgenossen umwogten sie, und drängten sich voll jugendlicher Erregung im Glanzlichte des Morgens zu der heiligen Stätte, — aber wie durch ein stilles Uebereinkommen schienen sie in Helmolds Tochter ihr geistiges Haupt zu erblicken und ihre Führerin in ihr zu erkennen.

Es strömt ein zarter Hauch, ein ehrfurchtsgebietender Glanz, ein heiliger Schein voll Friede, Erhebung und Hoffen von einem reinen, arglosen Herzen, an dem die irdische Schuld unerkannt

vorüberzieht, mag es das Herz eines Kindes oder das eines Greises sein: selbst der leichtsinnigste Genußmensch, selbst der verhärtete Bösewicht wird von seinen lichten, Alles durchdringenden Strahlen getroffen und gebannt. Ein solches Herz war Christine, wie sie dastand am Tische des Herrn, den zarten Leib leise vorüber geneigt, das blondhaarige Haupt mit den einfachen Flechten in demüthiger Senkung, freudig der Segnung entgegenharrend, die sie als ein hohes, wunderbares Glück mit allen Pulsen ihres Herzens begrüßte.

Wohl mochte auch durch die Gemüther ihrer jungen Genossen ein Ahnen von der Hoheit dessen dahingleiten, was sie heute erfahren sollten, und in einer großen Zahl freudig aufgeschlagener, lichtbrauner Augensterne stand eine sehr liebe Empfindung geschrieben; aber von der Würde, von der weihevollen Innigkeit, welche aus Christinens Blicken redeten, sobald die meist gesenkten Lider sie einmal hervordringen ließen, waren sie weit entfernt. Die Welt, der Erdentag hatten eben ihr volles, ihr überreiches Maaß an ihrem Jubel. Das ihrem Selbstgefühle schmeichelnde Bewußtsein, von jetzt ab als „ein Großer" angeschaut zu werden, vollberechtigt mit Jedem auf dem Fuße der Gleichheit verkehren zu dürfen, und hinfort in eigener Kraft hinauszutreten in das Handeln und Ringen des Lebens, — das erfüllte ihr Inneres wenigstens ebenso sehr, als Dank und Preis für die Gnadenfeier, die sie heute an dieser Stelle des Friedens begehen durften.

Ach, sie konnten es kaum erwarten, daß die Pforten der Kindheit sich hinter ihnen schließen möchten, und ahnten nicht, wie viele wehmuthsvolle Thränen ihnen einst die Erinnerung an jenes goldene Land der Jugend, — das Paradies des Menschenlebens hienieden, — kosten würde.

Als der geliebte „Herr Pastor" in die Altarschranke trat, überflog sein klares Auge noch einmal die Schaar der Blondköpfe; Gott sei Dank, es fehlte keiner von ihnen allen, in deren offene Herzen er die Saat der Liebe mit freudiger Begeisterung durch viele Stunden und Tage ausgestreut. Alle waren ihm theuer geworden, selbst der arme Knabe Hans, der nun endlich auch an diesen Platz treten durfte. Drei Jahre war der edle Mann unermüdlich gewesen im Aufhellen und Emporheben dieses umflorten, niedergedrückten Geistes. Anfangs hatte er ihn ganz

allein unterwiesen und erst, da er das Schwerste und Schmerzlichste überwunden glaubte, den tief verschüchterten Knaben in die gemeinsame Confirmationslehre eintreten lassen. Zuletzt nahm er ihn wieder mehrere Male allein in sein Gemach; denn so seltsame, so ergreifende Blitze von Geist und Empfindung bisweilen aus dem anscheinend Schwachsinnigen in ungelenken Worten hervorleuchteten, sobald er im Zwiegespräch einsam mit ihm verweilte: — so verdumpft und erstarrt erschien sein Wesen in Gegenwart der anderen Kinder. Christine allein, zu der er ein unbegrenztes Zutrauen haben mochte, war dann durch freundliches Zureden im Stande, seinen stummen, bisweilen wie gewaltsam zusammengepressten Lippen eine Antwort zu entringen.

Die Zusammenkunft am Vorabende dieser Feier war eine überraschende gewesen; der geistliche Herr hatte sehr eindringlich und liebevoll zu dem Unglücklichen geredet und ihm manchen Zweifel über seine Würdigkeit, die Segnung zu empfangen, nicht vorenthalten. Ein angstvolles Beben zitterte während dessen über das Angesicht des Knaben. Endlich, da der Pastor geschlossen, erklangen Worte in rauhen Tönen, aber in einer fast ununterbrochenen Folge. Es war in harten, eckigen Formen ein so inniges, warmes Bekenntniß vom Glauben an die Liebe und Barmherzigkeit Gottes, wie der beredteste Mund nur je eines gesprochen haben konnte. Der Geistliche fühlte sich beschämt und tief ergriffen, er konnte die Thränen nur mühevoll verbergen und entließ den armen Hans mit der freudigen Zusage, ihn morgen am Altare als einen Hochwillkommenen zu begrüßen.

Mit inniger Rührung sah er daher den Knaben an den Schranken des Altares knieen, und legte die Rechte fest und sicher auf sein struppiges Haupthaar, als er ihm den Segen ertheilte. Aber als er sich Christinen nahte, ging eine sanfte Erregung durch den Tonfall seiner Worte, denn er fragte sich, ob dieses Haupt nicht schon geweiht sei, er erinnerte sich, daß dieses Herz ihn selbst so Vieles gelehrt, daß ihr reines Wesen ihn mit Bewunderung und Verehrung erfüllt habe.

Indessen waren Helmold und Trina in stiller Andacht bei einander gesessen. Als ihr Kind an der Altarschranke niederkniete, erhoben sie sich von der Bank und blieben in dieser Stellung. Trinas Hand suchte, ihr selbst unbewußt, die harte, breite, wetter-

gebräunte des Gatten, und da der Geistliche zu Christinen trat, sie mit der mildesten, freudigsten Innigkeit anblickte und seine feine, bleiche Hand auf ihr blondes Seidenhaar legte, sie segnete und ihr den „Spruch“ gab: „Sei getreu bis in den Tod, so wirst du die Krone des ewigen Lebens empfangen!“ —, mußte sie schnell an dem noch immer starken Arme dessen eine Stütze suchen, an dem sie, ein schwaches, schwankendes, von Sturm und Wetter gebeugtes Rohr, sich einst froh zum Lichte emporgehoben. Sie gedachte der Stunde, wo auch sie, gleich ihrem Kinde, wie im Traume am Tische des Herrn gestanden, — und weiter gingen ihre Gedanken, — abermals stand sie in demselben unscheinbaren Kirchlein des heimatlichen Wendendorfes am Altar, aber neben ihr die hohe, feste Gestalt, an die sie sich noch jetzt lehnte. Damals war das Morgenroth gekommen, das Morgenroth eines langen, hellen wunderbaren Tages.

Von dem blonden Haupte ihres in Andacht versenkten Kindes, welches, in den wechselnden Funken des Sonnenlichtes, wie verklärt erschien, wendeten sich ihre Blicke zu den ergrauten Haaren Helmolds empor. Der Schatten eines nahen Pfeilers verschleierte die geliebten Züge — und ach, Trina mußte denken, der Abend sei fast vorüber, die Nacht werde bald niedersinken auf ihn, ihre Seele, ihr Licht, ihr Leben. Aber die Wehmuth ging, denn Christine war bald bei ihnen und lag in den Armen des Vaters.

Es war ein echter Feiertag auf Helmolds Hof. Den ganzen Nachmittag und Abend kamen und gingen die Verwandten und Befreundeten, denn ein jeder wollte Christine sehn, ihr Glück wünschen, und es mit ihr theilen. Selbst Olaf sah ein wenig heiterer darein und sprach herzlicher zu der Schwester, wenn sie ihn anredete. Während sich Trina so an ihrem Liebling erfreute, ging auch durch manches andere Haus des Dorfes ein helleres Leuchten und ein reinerer Klang, selbst auf die verwahrlosete Torfhütte der Bernsteinhanne hatte sich ein Funke der allmächtigen, göttlichen Liebe herabgesenkt.

Mutter und Sohn saßen in der traurigen Kammer bei einander, zwar allein, ohne Theilnahme Anderer, ohne Besuch und Glückwunsch, aber es war doch, als hätte eine unsichtbare, erbarmende Hand für eine kurze Spanne Zeit einen leichten

Schleier geworfen über alles Elend und allen Gram der sonstigen Tage. — Hans hatte Alles erzählt, was er heute erlebt, und das erschien ihm unendlich viel, mehr als die ganze Vergangenheit seines Lebens. Die Mutter horchte begierig, jedes Wort war ihr ein Trost, denn sie hatte sich auch dieses Mal fern gehalten vom Gotteshause; sie hatte schwer mit sich gerungen, ehe sie sich entschloß, daheim zu bleiben, aber ihre wilde Scheu, ihr alter, finsterer Trotz hatte die Oberhand behalten über alle sanfteren, innigeren Empfindungen.

Seit ihr Elend begann, war Hanne nicht wieder in die Kirche gekommen, Hader mit Gott und Menschen und das Gefühl tiefer Unwürdigkeit hielt sie von der reinen Stätte des Friedens fern; auch wagte sie nicht, in ihren abgerissenen Kleidern unter die strebenden, feierlichen Gewölbe des hohen Gotteshauses zu treten. So erstarrte ihr besseres Wesen im Laufe der Jahre in kalter, schrecklicher Gleichgültigkeit, nur in qualvollen Stunden von mahnenden Vorwürfen des erwachenden Gewißens unterbrochen.

Gegen Abend brachte ein Knabe von Helmolds Hofe in einem Henkelkorbe ein großes Stück Braten, einen Kuchen und eine Flasche Wein, dazu einen schönen Gruß von Trina und Christine für Hans. Eine Stunde später saßen Mutter und Sohn bei dem ungewohnten, üppigen Nachtmahl. Besonders der Wein, von jener schweren, dunkelen Sorte, wie ihn die Seeleute gern aus den Ländern des Südens zur Würze ihrer Feste in die Heimat mitbringen, und den man dort an der Küste, obwohl mit Unrecht, „Pontak" benennt, mundete dem Hans über die Maaßen. Zwar wollte die Mutter Anfangs dem Burschen nur ein kleines Glas gestatten, denn sie kannte aus früheren, besseren Tagen die Stärke dieses „Tropfens", allein, da er nicht nachließ mit Bitten, gab sie wieder und wieder. Doch gar zu bald übermannte ihn, der nur an das schale Wasser des Dünendorfes gewöhnt war, das süße, feurige Naß, aber nicht um ihn zu erregen, sondern in sanfter Betäubung zu festem Schlummer sank sein Haupt auf die verschränkten Arme über die Tischplatte nieder.

Sanft hob ihn die Mutter mit starken Armen empor, legte ihn an ihre Brust und breitete sorgfältig eine Decke über den in tiefem Schlafe erstarrten Körper. So blieben Mutter und Sohn durch die Nacht. In die Augen der Bernsteinhanne aber kam

kein Schlaf, denn, obwohl sie nur wenig von dem Feuerwein genossen, so hatte der Trank doch ein Anderes in ihr aufgeregt, welches keine Ruhe über sie kommen ließ. Ein Gedenken des Ehemals war in ihr erwacht durch den Duft und Geschmack der verführerischen Gabe Trinas, und zog stark, wuchtig und klingend durch ihre umnachtete Seele. Das Bild des väterlichen Hauses, darin solche Labung keine Seltenheit gewesen, stand vor ihr, und alle Wonnen einer glücklichen, lichten Kindheit tauchten noch einmal auf; aber auch die Erinnerung von späteren Zeiten, fröhlichen Tagen und rauschenden Nächten kam, wo der „Pontak" kreisete und wo sie, schön und üppig anzuschauen, zwischen den munteren Gesellen saß, welche „die See noch nicht haben wollte." Wie oft hatte sie damals den Wein gekostet!

Da die Lampe erlosch, und der Sternenhimmel der Frühlingsnacht durch das Fenster hineinschaute, ward sie ruhiger, nur noch selten rang sich ein Seufzer aus der Brust, und das wilde Herz pochte nun nicht mehr so ungestüm gegen die Wange ihres schlafenden Knaben.

Stilleben.

Beim Eintritt des Sommers erhoben sich aus den Wolken und Trübungen der ersten Frühe oft Tage von wundervollem Glanze, — eine vollendete Ruhe herrschte über den grauen Sandbergen des Dünendorfes und die mildeste Wärme durchdrang die Lüfte. Dann war das Binnenmeer ein Azur und eine Glätte ohne Falten, selbst der Donner der Meeresbrandung gegen Norden tönte nur mit leisem Murmeln an das lauschende Ohr, und der fleckenlose Himmelsdom spannte sich wie lichtblaue Seide um die Alles durchdringende Herrlichkeit einer immer gegenwärtigen Sonne. Aber zu einer eigentlichen Folge solcher Zeiten kam es nicht, drei oder vier Tage waren die längste Dauer. An dem letzten pflegten sich die Wolken des Aethers zu einer erdrückenden Schwere zu verdichten, die Ferne des Meeres, wie die landeinwärts streifenden Wälder hüllten sich in wallende, allmälig fester gebreitete Schleier und wenn der Abend herannahte, stand in der dem Winde entgegengesetzten Richtung des Himmelsgewölbes

übergewaltig, groß, furchtbar, drohend und gebieterisch ein schwarzblaues Wolkengebirge, aus einem kaum bemerkbaren Streifen zu solcher Höhe emporgewachsen. Noch vor dem Untergange der Sonne ward es Nacht und in weiter Ferne tönte ein halbverhüllter Donner, darauf kam eine unheimliche, erwartungsvolle Stille. — — Ein heftiger Wirbelwind erfaßte und zerriß dann plötzlich die schwarze Decke, ein fahler Himmel schimmerte hindurch und nun folgte Blitz auf Blitz, bleich, grell, zackig und leuchtend, und dazwischen die erschütternde Dröhnung des mächtig anschwellenden Gewitters.

Gegen Mitternacht schlugen die ersten, schweren Wassertropfen an die kleinen, bleigefaßten Fensterscheiben von Nustrow, bald aber ergossen sich strömende Massen; die Wuth der Elemente war gebrochen, ferner hallten die seltenen Schläge und nur ganz vereinzelt irrte noch ein blasser Schein an den Dünenkuppen vorüber. Hiermit endete das herrliche Wetter auf lange Zeit, es wurde kühl, ja rauh, wochenlang fiel das einförmige Geriesel kalten Regens, oder es brauste ein Sturm, der treue Winter- und Frühlings-Genosse dieses Strandes, durch die verhängten, bleifarbigen Lüfte. Das alte Dorf aber lag während dieses Wechsels in ganz unsagbarer Stille.

Wenn ein fremder Wandersmann — was nur selten geschah — durch die vielfach verschlungenen Sandstraßen schritt, ging ein banges Gefühl in seinem Herzen auf, denn die Öde und Lautlosigkeit zwischen so vielen wohlgepflegten Menschenwohnungen schien unbegreiflich. An den Häusern war kein Fehl, auch die letzte Fuge um die hartrothen Mauersteine der Wände hatte eine sorgfältige Hand mit dem feinsten, weißesten Mörtel verstrichen, die Ständer und Balken gleißten in ihrem stark aufgetragenen Ueberzug von Steinkohlentheer und das Metall der blank geputzten Thürgriffe strahlte mit blendendem Gefunkel, — aber aus keinem Schornsteine wirbelte Rauch, die sauber gemalten, grünen Fensterläden waren geschlossen, die Sommerbänke an den Wänden emporgeklappt — und nirgends ließ sich ein menschliches Wesen erblicken.

Der Reisende wollte gern die Lage des Wirthshauses ermitteln, aber vergebens faßte und rüttelte er an den blitzenden Thürklinken und blieb endlich ermüdet in dem tiefen Sande stehn,

welcher seine Füße wie seichtes Wasser überfluthete. Er horchte hinaus in das weite Dorf — kein Ton schlug an sein Ohr — nur ein leises Geräusch des nimmer ruhenden Laubwerkes der gegen die Giebelseite der Häuser stehenden Schwarzpappeln ging flüsternd und wie angstvoll durch das Mittagsschweigen — und ganz aus der Ferne, wie aus einer andern Welt, hallte ein Klang, den der binnenländische Wanderer nicht kannte, und der trotz seiner leisen, dämmernden Schwingungen eine ergreifende Wirkung ausübte, — der Klang der Brandung.

Orientalische Märchen erzählen, gleich Sagen des Nordlands, von verzauberten Prachtpalästen, wo die von bösen Geistern oder neidischen Feen gebannten Königskinder schlafen. Jahrzehnte und Jahrhunderte währt ihr Schlummer, dichter Wald ist um sie erwachsen und nur die Spinnen treiben in den verödeten Prunkgemächern ihr Wesen, arbeiten rastlos Tage und Nächte und hüllen allmälig Alles in Schleier. Oft erstreckt sich diese unheimliche Kraft auf ganze Städte, darin lebensfrische Bewohner plötzlich in ihrer vollen Thätigkeit und Daseinsfreude erstarren und durch ungemessene Zeiten gleich Steinbildern in derselben Lage verharren, in welcher sie von ihrem furchtbaren Geschick ereilt wurden, — oft in Mitten eines glänzenden Festes.

Die Gäste sind versammelt, geputzt, strahlend, froh und erwartungsvoll, die reichbesetzte Tafel harrt ihrer — sie setzen sich zu Tische, der Wein beginnt zu kreisen: — da erklingt das Zauberwort. Alles ist wie vom Blitz getroffen, gelähmt und verbleibt in seiner augenblicklichen Haltung. Der dem Nachbar zugewendete Blick wandelt sich in ein gläsernes Starren, der hochgeschwungene Becher kann die Lippen nicht mehr erreichen, das zum Trinkspruch erhobene Wort bricht ab: — so bleibt es fortan immerdar. Die Kerzen brennen nieder, das letzte Wachs träuft auf die Tafel, die Blumen welken, werden Schatten und zerfallen, der Wein trocknet in den Gläsern und Flaschen und über Alles legt sich leise, langsam und feierlich die zarte, graue, durch den Hauch keines Mundes in ihrer Ebenmäßigkeit unterbrochne Hülle des Staubes.

Die Phantasie scheint an den Schrecken eines solchen Bildes zu erlahmen, aber doch hat sich dem heutigen Geschlecht in jener aus vulkanischer Asche gegrabenen Stadt der unterge-

gangenen Griechisch-Römischen Welt ein greifbares Beispiel ähnlicher Zustände dargestellt.

Eine also gebannte Schifferstadt giebt es kaum in der Einbildungskraft der Menschen, die Städte der Meeranwohner versinken in die Fluth der See, wenn das lähmende Schreckenswort des feindlichen Geistes über ihnen erschallt. Vineta, das fabelhafte Emporium des Welthandels in verklungenen Jahrtausenden, ruht frisch und leuchtend in seiner ganzen, unvergleichbaren Herrlichkeit unter den Wogen desselben Meeres, welches die Küsten von Rustrow bespült, auf kühlem Seegrunde in fröhlichem Wellengeriesel, in tausend Märchen, Liedern und Sagen besungen.

Solche Gedanken müssen den Fremden umgeben, wenn er an einem jener stillen, traumhaften Sommertage durch Rustrow dahinwandert.

Weil nun um diese Zeit jede Manneskraft hinaus auf die See gezogen ist, wurde der Fortgang des Deichbaues sehr erschwert, dennoch hatte Helmolds Zähigkeit, seine echte Seemannsgeduld schließlich das Meiste überwunden. Mehr als alles Andere aber war ihm Olaf eine Freude gewesen, der sich über jedes Erwarten trefflich bewährte. Nicht nur war sein scharfer, praktischer Blick in den schwierigsten Lagen oft auf eine überraschende Weise hervorgetreten, nicht nur hatte ihn keine körperliche Anstrengung, kein Ringen und Mühen in der oft an jenen Sandhügeln unaushaltbaren Sonnengluth, oder in Sturm und Unwetter lässig oder widerwillig gemacht, — sondern über sein ganzes Wesen schien mit dem Bewußtsein nutzbringender Thätigkeit ein milderer, freundlicherer Geist gekommen zu sein. Auch in Helmolds Abwesenheit, wenn dieser auf mehrere Wochen verreist war, zeigte sich keine Veränderung in solchem tapferen Streben, — er rastete keinen Werkeltag. Bisweilen sah man ihn ganz allein an der Arbeit; nur des Sonntags ging er regelmäßig nach der Kirchzeit den weiten, glattgewellten Strandweg zum Leuchtthurm, wie er sagte, zu dem Zwecke, um mit dem im Deichbau vielerfahrenen Wilmers über das Vorhaben der kommenden Woche zu reden.

Zum Schlusse des Julimonates zeigte sich daher aller Hindernisse ungeachtet die weitaus größere Strecke der ausgesetzten

Dünenreihe in einem Stande, welchen Helmold nicht ohne hohe Befriedigung betrachtete. Noch schöner als dieses Empfinden und selbst wohlthätiger, wie das Gefühl der Sicherheit für Familie und Gut, war der Glaube, daß Olaf nun ein anderer zu werden beginne. Dank und Preis gegen Gott für das Geschenk solcher Wandelung an seinem Kinde waltete im Herzen des Vaters.

Eine Stelle allein in der Kette der Sandhügel war noch unbefestigt geblieben und zwar grade der ausgesetzteste Punkt, jene Ecke, wo sich das Rinnsal des seichten Meeresdurchbruches mit der offenen See verbindet. Helmold hatte diesen Vorsprung bis zuletzt übrig gelassen, damit man bei seiner Ordnung die ganze während der sonstigen Arbeit gewonnene Erfahrung benutzen könne. Das in Nustrow meist so köstliche Sommerende und die sich daran reihende, lange, treffliche Herbstzeit sollten hier zum Schlusse des Unternehmens ausgebeutet werden.

Außer dem Treiben Olafs war auch der sichtlich befestigte Gesundheitszustand Christinens dem Vater eine große Beruhigung. Eine liebliche Frische, ein elastischer Schwung schien durch den Körper der Jungfrau zu strömen; die scharf abgegrenzte Röthe, welche bisher oft auf ihren Wangen erschien, dehnte sich im Anhauche der freien Meeresluft weiter und weiter aus, um endlich mit der übrigen Hautfarbe in einem anmuthigen Einklange zu verschwimmen. Die Bücher hatten jetzt mehr Ruhe, wie sonst, in ihrem Schreine, dafür war das Kind aber Anna eine rechte Aushülfe in der Wirthschaft. Mit dieser neuen Thätigkeit Christinens kam selbst in die rauhere und gewöhnlichere Führung des Hauswesens ein Element, welches sonst unter diesem Dache allein in Trinas Museum seine Vertretung gefunden hatte, — das Wesen der Zierlichkeit und Harmonie. Es war merkwürdig zu beobachten, wie das Mädchen dies Element herauf zu beschwören, zu pflegen wußte, in welche entlegenen Ecken und Winkel des Gehöftes sie es trug. Die Erike und die schönfarbige Beere der Haide, die kleinen Muscheln des Strandes, der Knirk und das Nadelwerk der im Sande sich dehnenden Kiefer, — ja dieser Sand selbst, der vielfache Feind und Verkümmerer ihrer Freuden und zugleich doch ihre theure Heimatserde — mußte dazu dienstbar sein. Jeden Tag ersann sie erfinderisch eine neue Ausschmückung der sauberen, hellen Zimmer; die derbe Hausmannskost des Mittags

und Abendessens gewann, von ihren Händen angerichtet, schon äußerlich eine größere Anziehungskraft. Dem dunkelen Gewande der Mutter, Annas und den eigenen einfachen Kleidern verstand sie in den schlichtesten Formen durch Schnitt und Ordnung eine Anmuth zu verleihen, welche jedermann im Dorfe, namentlich aber Frauen und Mädchen so gefiel, daß sie Alles gern nachgeahmt hätten, wenn sie sich nur die Kraft dafür zugetraut. Christine war jedoch nach dem Vorbilde ihres Vaters sogleich bereit, ihnen zu dienen und auszuhelfen. So kam denn die Mehrzahl der weiblichen Bewohner des Dorfes, besonders jedoch die Altersgenossinnen Christinens in Helmolds Haus, jede wollte Rath von dem einsichtigen Kinde; und sich dieses Vertrauens erfreuend, verordnete sie in jedem einzelnen Falle mit richtig abwägendem Urtheil, was für die verschiedenen Verhältnisse und Eigenthümlichkeiten angemessen war, so daß Alle ohne Ausnahme sich befriedigt fühlten.

Briefe von Nikolas.

Da Frühling und Sommer heftige Stürme mit sich geführt hatten, so erfüllte es Trina und Christine mit tiefer Besorgniß, daß von Nikolas so lange keine Nachricht gekommen war. Auch Helmold vermochte des Sohnes nicht ohne Beunruhigung zu gedenken, doch zeigte er sie keineswegs. Außerhalb des väterlichen Hauses schlug aber ein anderes Herz noch inniger, glühender, sorgenschwerer für das Schicksal des fröhlichen Jünglings: Marie, die Tochter des Leuchtthurmwärters Wilmers, hegte in allen Gedanken des Tages, in allen Träumen der Nacht die Erinnerung an ihren geliebten Nikolas.

Ihre Sehnsucht wurde noch erhöht, da sie von ihrem Wohnsitz ohne Unterbrechung zu jeder Stunde jene feindliche Macht vor Augen hatte, welche ihr den Gegenstand ihrer Liebe entzog, eine Macht, deren Stimme kaum an einem andern Orte der Küste mit solcher eindringlichen Stärke zum Gemüthe redet, wie grade auf dem Leuchtthurm bei Nustrow. Von ihm vermag der spähende Blick jeden, auch den leisesten Wandel der tausendgestaltigen Fluth zu erkunden; immer groß, fesselnd, die Seele ergreifend liegt sie da, ein offenes Riesenbuch, in welchem ungeheure Natur-

kräfte die erhabensten Dichtungen verzeichnet haben. Empfindet das jeder, fühlt sich auch der Kälteste von dem Wunderhauche erschüttert, der um diese Zinnen weht, wie viel mehr ein liebendes Herz. Darinnen ist Alles in wogendem Flusse und Leben, selbst das Kleinste und Geringste, wenn es in Beziehung zum Geliebten steht, nimmt eine hohe, ergreifende, die Tiefe bewegende Gestalt an, — um wie viel mächtiger wirkt die Erscheinung des Meeres in seiner unbezwinglichen Kraft, welche über jeden Athemzug des Geliebten, des „Alles auf Erden" entscheidet.

Wohl war Marie vertraut seit frühester Kindheit mit der rauhen, schrecklichen Rede der grauen Woge; manchen Tag und viele angsterfüllte Nächte hatte sie die trotzigen Mauern ihrer Wohnung umdonnert und die Stürme klangen mit ihr zusammen in sinnenverwirrendem Brausen, — aber jetzt, wo Nikolas in ihre Gewalt gegeben, war es eine neue Sprache für sie geworden, deren Töne unablässig in mahnendem Widerklang durch ihre Seele hallten. Zu jeder Tageszeit stand sie an der eisernen Brüstung des Thurmes, Ausschau zu halten über die immer gährenden Wasser, wenn das Dämmergold des Morgens die höchsten Wipfel der östlichen Wälder durchzitterte — und wenn die Sonnenscheibe nach einem wilden Wettertage, gleich einer purpurschimmernden Kugel, wolkenentgleitend über den Wellengebirgen des zerwühlten Westmeeres herabsank.

Nachts, wenn die Feuer droben glühten und ihren grellen von den prachtvollen Riesenspiegeln Fresnels zurückgeworfenen Schein weit durch die brandende Wasserwüste trugen, saß sie beim Vater und horchte in Geduld seinen eintönigen Schmerzensworten und Klagen; sie hätte ihm helfen mögen in seiner immer gleichmäßigen Arbeit, aber vor Allem die Lichter, die auch dem Nikolas leuchten mochten, anfachen zu höherem, strahlenderem Glanze.

Endlich um die Mitte des August kam die ersehnte Kunde durch Wilhelm, einen jungen Matrosen, welcher die Fahrt über die Mittelländische See auf derselben Brigg mitgemacht, aber, bald darauf am Fieber erkrankt, in die Heimat zurückzukehren gezwungen war. Dieser konnte von Nikolas nur Gutes berichten: er sei der munterste „Maat", der treueste Kamerad und der

flinkeste Matrose von Allen, zwar ein wenig oben hinaus gegen die „Landratten", wie's einem echten Seemanne zukommt, aber doch ein so grundehrlicher, guter Kerl, daß er selbst dem Gelichter gern beiständig sei, was kaum zu billigen wäre.

Einen Brief für die Eltern hatte Wilhelm, trotz seines Mahnens, von Nikolas nicht mitbringen können, wohl aber tausend Grüße und die Anzeige, daß er hoffe, nach der zweiten Reise gegen die Russischen Häfen Finnlands um Weihnachten das alte Rustrow und alle Lieben wiederzusehn.

Der Heimgekehrte war der Sohn des Seilers, an dessen Bahn der arme Hans das Rad drehte. Der schwachsinnige Knabe konnte nie genug schauen und hören, wenn es die See und das Schiff galt. Diesmal besonders war er ganz Ohr, sobald der Sohn seines Meisters redete. Immer mehr und eingehender wollte er wissen von der Fahrt, ihren Mühsalen und Abenteuern, von den Schimmerstädten an den blauen Golfen des Südens, besonders aber von Nikolas, den er so gut kannte, der ein Altersgenosse von ihm war und der sich immer so freundlich und freigebig gegen ihn erwiesen hatte. Als er hörte, daß das Schiff, auf dem Wilhelm gefahren hatte, noch einige Wochen in R. liegen bleibe, seine Fracht zu löschen und eine neue für den hohen Norden einzunehmen, ging ein eigenes Leuchten über die stumpfen Züge seines Angesichts; auch in den Tagen darauf stand er oft sinnend und grübelnd am Rade, und schaute bisweilen mit pfiffigem, geheimnißvollem Lächeln in die Weite.

Am ersten Sonntage nach Wilhelms Rückkehr mußte Hans mit einem Brief und Packet zum Leuchtthurme gehn, beides war von Nikolas an Marie; der junge Matrose hatte jedoch den Knaben verpflichtet, weder in Helmolds Hause, noch gegen seine Mutter des Auftrages Erwähnung zu thun. Letzterer würde er auch ohne das strenge Gebot nichts von der Sache verrathen haben, denn er kannte ihre tiefe Scheu vor Wilmers besser, wie irgend ein anderer; hatte sie ihm doch, trotz aller seiner Bitten niemals gestatten wollen, jenen Punkt der Küste aufzusuchen und sich die ersehnten Wunder des Thurmes, von dem ganz Rustrow sprach, zu betrachten.

Der Bernsteinhanne war von dem Sohne als Ziel jenes Ausfluges ein jenseits der Wälder an der stillen Küste des Binnen-

meeres belegenes Fischerdorf angegeben, in dem ihnen Verwandte wohnten. Es hatte sich seit manchem Jahre die feststehende Gewohnheit gebildet, daß Hans einmal in der besseren Sommerzeit hinüberging, diese guten und wohlhabenden Leute zu besuchen. Sie schämten sich des unglücklichen, verlassenen Knaben nicht, wie sie denn selbst die Mutter, wenn auch weniger gern, freundlich bei sich aufgenommen. Je öfter Hans kam, je häufiger sie ihn beobachteten, je weniger mißfiel er ihnen, und bei seinem letzten Besuch hatten sie ihn sogar reichlich beschenkt entlassen. Daher war die Pflege dieses Verhältnisses der Mutter schon recht, und sie gab gern für einen Tag die Erlaubniß des Fortbleibens, schärfte aber dem Sohne dringend ein, Abends zur rechten Zeit wieder in der Torfhütte einzutreffen, damit er am folgenden Morgen pünktlich bei der Arbeit sein könne und keinen Abzug an seinem Lohn erfahre.

Lange wartete die Mutter mit dem Abendbrode, das ihr noch einmal so gut schmeckte, sobald sie es mit ihrem Kinde gemeinschaftlich essen konnte, — aber Hans kam nicht. Die Nacht brach an und noch immer war nichts von ihm zu erblicken, Hannens Unruhe wuchs von Stunde zu Stunde; es war niemals geschehn, daß Hans sich — außer wenn ihn das Wort des Meisters bei der Arbeit zurückhielt — erwarten ließ; sein der Mutter gegebenes Versprechen galt ihm — das wußte sie — gleich einem heiligen Schwur.

Abermals saß sie, wie in jener Nacht, da sie den Leib des schlafenden Knaben in ihrem Schooße hielt, an den trüben Scheiben des Fensters und starrte zu dem nun sternenlosen Himmel empor, aber um Vieles verlassener und trostloser ging jetzt das Klopfen ihres gepreßten Herzens; wie gern hätte sie die Glieder des Sohnes wieder an ihrer Brust geborgen, welche ihr damals in der langen Zeit oft wie eine Last erschienen.

In den folgenden Tagen war die Torfhütte leer, und auch auf den Sandbergen der Düne, an den Rändern der Tannenwälder wurde die Bernsteinhanne von Niemand gesehn; an der Bahn des Seilers drehte ein anderer Knabe das Rad. Als inzwischen auf Helmolds Hofe bekannt geworden war, daß Hans

verschwunden sei, sandte Trina wiederholt einen Boten nach seiner Mutter, einmal ging sie sogar selbst zu ihr, aber auch sie fand die Hütte leer und keine Spur ihres Aufenthaltes; im Dorfe freilich wollte man behaupten, sie schweife wie früher durch Wald und Haide, um ihrem unheimlichen Treiben nachzugehn, und meide deshalb noch entschiedener jeden Verkehr mit den Menschen.

Da kam ein Brief von Nikolas an Helmold, am Abend vor dem Ausgehn seines Schiffes von R. geschrieben. Es stand manch' gutes, liebes und fröhliches Wort darin, zum Schlusse aber die Meldung, daß Hans vor mehreren Tagen bei ihm eingetroffen sei. Der arme Junge, der, wie jedes echte Nustrower Kind, schon lange Jahre das höchste, innigste Verlangen in sich getragen, zur See zu gehn, habe ihn, den Nikolas, flehentlich gebeten, dazu behülflich zu sein. Die Erfüllung dieses Wunsches habe zwar bei dem Wesen des Burschen ihre Schwierigkeit gehabt, dennoch sei Alles gut gegangen. Der Schiffer des Nikolas hätte wohl noch die Kraft eines ganz untergeordneten Decksjungen für grobe und geringe Arbeit brauchen können, und in diese Stelle habe er den Hans auf seine Bitten genommen. So führen sie denn nun auf derselben Brigg. „Heuer" werde der Hans für dies Mal wohl noch nicht viel „loskriegen", aber es solle schon dafür gesorgt werden, daß es ihm sonst wohlgehe und Niemand ihm ein Leides erzeige.

Mit diesem Briefe ging Helmold noch am Tage seines Eintreffens gegen Abend nach der Torfhütte. Er fand die Thür nur angelehnt und trat schnell ein. Das wenige Geräth stand in wüster Unordnung umher, und bei dem schwachen Lichte der Dämmerung vermochte er erst nach längerem Suchen die Gestalt der Unglücklichen zu unterscheiden, welche in einem düsteren Winkel auf der Lehmdiele kauerte.

„Guten Abend, Hanne", sagte Helmold in mildem Ton, „ich bringe Euch gute Nachricht, Euer Hans lebt, ist frisch und gesund und läßt Euch tausendmal grüßen." Nur langsam erwachte die Angeredete aus ihrer Betäubung, raffte sich dann mühsam empor und wenige, unzusammenhängende Worte, mit schmerzlichen Lauten untermischt, rangen sich aus ihrem Munde.

In diesem Augenblicke glimmte ein letzter Strahl düsteren Abendrothes in die Hütte und erhellte das Gesicht der Bernstein-

hanne — Helmold erschrack — die wenigen Tage seit dem Verschwinden ihres Sohnes hatten eine solche Veränderung in ihren Zügen angerichtet, daß er sie kaum wieder erkannte. Er rückte einen Stuhl herbei, auf dem sie erstarrten Leibes niedersank, in allen Bewegungen so gebrochen und erschöpft, daß sich das Schlimmste befürchten ließ; ihre Hände waren todeskalt, dagegen ging der Odem heiß, fliegend und regellos aus dem geöffneten Munde.

Helmold sah ein, daß hier schleunige Hülfe geboten sei und daß jede andere Rücksicht dem tiefen Empfinden des Mitleids weichen müsse.

Bald darauf beleuchtete der Mond einen einspännigen Wagen, welcher langsam durch den tiefen Sand der Dünenketten die Kranke zu Helmolds Hof geleitete; er selbst ging daneben und horchte auf jeden Athemzug, aber die Unglückliche selbst, obwohl weich in Kissen und Decken gebettet, merkte kaum etwas von dieser Sorgfalt, sondern lag still und starr, mit schmerzlich gefurchten Zügen, in dem bleichen Lichte des Mondes.

Endlich nahten sie dem Hofe, Anna trat mit mehreren Mägden an den Wagen, welche die Bewußtlose in die obere Giebelkammer hinauftrugen; Trina ging weinend daneben und auch Christine begleitete sie tief bewegt. Oben aber hielt Helmold, da Alle im Hause zur Ruhe gegangen waren, die treue Krankenwacht. In der Stille gedachte er jener Tage, wo sie Beide jung gewesen, und so manche frohe Stunde mit einander getheilt, — und im traurigen Anblicke ihres gegenwärtigen Elends erschien ihm ihre frühere Schuld wie verschleiert, wie ausgelöscht.

Aber nicht lange dauerte die friedliche Stille der Nacht, bald ergriffen sie die hoch gehenden Wallungen des Fiebers mit rasender Gluth; die krankhafte Erregung ihrer ursprünglich so reichen Einbildungskraft ließ in eine solche Tiefe des Jammers, in einen solchen Abgrund des Empfindens hinunterblicken, daß Helmolds Gemüth aufs Schmerzlichste erschüttert wurde. In gleicher Weise folgten sich schreckliche Tage und noch furchtbarere Nächte. Trina und Christine waren damals selbstverständlich von dem Krankenzimmer ausgeschlossen, da ihre zarte Natur solche Pein nicht ertragen hätte. Helmold theilte daher mit Anna die fortgesetzte Pflege; letztere leistete ihre Dienste freilich ohne Liebe und nur

aus unbedingter Hingabe gegen seine Wünsche, denn sie verabscheute das Weib, dem diese Sorgfalt galt, und hätte den Tod hier für ein Glück erachtet. Dennoch, da Helmold es wollte, verrichtete sie Jedes, auch das Schwerste und Niedrigste, mit freudiger Selbstüberwindung.

Die Knechte und Mägde des Hofes konnten sich dieses „Aufheben", diese Sorge um ein solches „Geschöpf" nicht deuten, da sie aber Helmold und Trina hoch verehrten, so vereinigten sie sich mit den übrigen Bewohnern von Nustrow in der Meinung, Alles für eine weit gehende Schwäche guten Herzens anzusehn. Nur einige alte, seemännische Genossen von ehedem, die ihren Freund genauer kannten, wußten recht wohl, daß Helmold keiner Schwäche fähig sei.

Die neunte Nacht war vor jeder andern furchtbar, die Kranke rasete, und man hörte die qualvollen Bewegungen des fieberglühenden Leibes durch die stillen Räume hinschallen. Christine konnte nicht schlafen, angstvoll horchte sie auf die unheimlichen Töne und vermochte das Bild der Unglücklichen nicht aus ihrem Sinne zu bannen, — aber ebenso schmerzlich berührte sie der Gedanke, daß ihr Vater das Alles mit ansehen mußte. Sie ertrug es nicht länger, erhob sich von ihrem Lager und ging, nachdem sie ein leichtes Gewand übergeworfen hatte, durch das dunkele Haus den ihr so wohl bekannten Weg nach der Giebelkammer. Vor der Thür stand sie nun und horchte. Anfangs war Alles still, dann erhoben sich aufs Neue die jammervollen Laute, sich bald bis zu einer so ungeahnten Höhe steigernd, daß selbst Helmold davon übermannt sein mußte, — denn sie glaubte wirklich, auch von ihm einen Ausruf des Schmerzes zu vernehmen. Das überwältigte sie, und des ausdrücklichen Verbotes des Vaters nicht mehr gedenkend, öffnete sie die Thür und war dem schrecklichen Bilde gegenüber.

Vom weißen Linnen des Nachtkleides umwallt, stand sie in der Mitte des matt erhellten Gemaches, streckte die Arme gegen das Lager, auf welchem die Unglückliche mit dem Tode rang, und richtete die Augen wie Hülfe flehend nach oben, dann sank sie, erschüttert von dem traurigen Anblicke, in die ausgebreiteten Arme des Vaters und barg das Haupt an seiner Brust.

Mit dem Erscheinen Christinens aber wendete sich die Krank-

heit zur Genesung, das Fieber hatte seinen Höhepunkt erreicht, nun kam Kühlung in den glühenden Leib und Ruhe in die irre und qualvoll wandernde Seele. Aber, trotz des zu jener Stunde so weit entrückten Bewußtseins, hatte die Kranke den ganzen Eindruck von des Mädchens lichter Gestalt in sich aufgenommen und bewahrte diese Erinnerung als ein liebes und tröstliches Bild in den langsam schleichenden Tagen der Genesung; und stets behauptete die Bernsteinhanne in der Folge, daß in jener Schreckensnacht grade, da die ihr Lager umstehenden Dämonen sie zu bewältigen drohten, und alle ihre Kräfte im Widerstande sich erschöpften, ein Engel zu ihr getreten sei, vor dessen Glanz und Hoheit die Mächte der Finsterniß gewichen wären.

In allen Bildern ihrer Fieberträume aber herrschten ausschließlich zwei Gedanken: ihre Schuld und eine mit eigen gearteter Bitterkeit gepaarte Erinnerung an ihr Kind. Wilmers und ihr Sohn Hans gingen in unaufhörlichem Wechsel durch das pulsende Haupt. In der Höhe des Jammers, wenn das Schlagen der klopfenden Blutwellen kaum zu zählen war, umschlich Wilmers mit lüsternem Blick ihr Lager, — in den seltenen Pausen der Ruhe aber saß der schwachsinnige Hans neben ihren Kissen und die Unglückliche konnte nicht aufhören mit schmerzlichen Vorwürfen, aus denen zuletzt doch ein Strahl der allmächtigen Mutterliebe, Alles besiegend, hervorbrach.

Als nun die Besserung vorschritt, wurde Anfangs jede Erregung von der Kranken fern gehalten, allmälig aber suchte ihre Umgebung ihren verschleierten Sinn zu erwecken, und namentlich die sanfte, innige Trina, die auch in den kleinsten Dingen so Großes zu erkennen und so Merkwürdiges und Hohes daraus zu bilden wußte, redete zu ihr von dem Wunderstoffe des Bernsteins, dem Hanne ihr Leben lang so vielfach nachgestrebt, daß ihr eine ausgebreitete Erfahrung in Betreff seiner zugewachsen war. Wenn Trina nun seine Kostbarkeit pries und die räthselhafte Mannigfaltigkeit seiner Spielarten aufzählte, war es für Hanne stets eine Freude, ein berichtigendes oder ergänzendes Wort hinzufügen zu können. Als ihre Kräfte sich steigerten, machte sie die seltsamsten Bemerkungen über die auf ihren Wanderungen entdeckten Fundorte. Die vom Meer herangetragenen, kleineren Splitter, welche im Sande liegen, bezeichnete sie als unbedeutend; werth-

voller sei die Ausbeute aus dem Gewirre der Tange und Seegräser, welche manch' kostbares Stück umschlungen hielten. Den Umfang des gegrabenen Bernsteins erreiche aber der herangewellte fast niemals. Ueber solchen sprach sie besonders gern. Zuerst allgemeine Kennzeichen und Merkmale berührend, kam sie allmälig in langsamen, lückenhaften Wendungen bis zur Schilderung ganz bestimmter Orte des Küstenlandes, an denen große Bernsteinschätze im Schooße des Sandes und Torfes schlummern sollten. „Wollte ich eine Zukunft", sagte sie einmal mit erhobener Stimme und leuchtendem Blick, „da wäre sie hervorzuholen, Trina! Aber was geht mich die Zukunft an, ich will sterben und weiter nichts!"

Seltener verweilte Christine bei der Kranken, denn die Eltern fühlten eine unbestimmte Scheu, diese beiden so verschieden gearteten Wesen einander gegenüber zu sehn. Ganz durften sie jedoch solche Zusammenkunft nicht verweigern, denn Hanne verlangte oft mit einer Gereiztheit und Heftigkeit nach ihr, welche auf einer halb unbewußten Ahnung von ihrem Widerstreben beruhen mochte.

Christine ging nicht grade freudig, aber ohne die leiseste Spur von Unwillen zu ihr, und wenn sie an ihrem Bette saß, wurde ihr freundliches, inniges, Ruhe bringendes Wort von der Kranken wie ein kühlender, die hoch gehenden Blutwellen mäßigender Labetrunk empfangen.

Christinen gegenüber gewann die durch Hansens Flucht tief verletzte Mutter zum ersten Mal wieder Kraft, des Sohnes, wenn auch nur flüchtig und mit einem erzwungen verächtlichen Tone, zu erwähnen. Helmold hatte schon früher versucht, seinen Namen zu nennen, war aber in Folge der dadurch verursachten, furchtbaren Bewegung der Kranken von einem weiteren Verfolg des Gespräches abgestanden. Er wußte sehr wohl, daß, trotz aller Empörung der Mutter über die Flucht des Sohnes, die Liebe zu ihm in ihrem Herzen mit ungeschwächter Kraft fortlodere — „Denn", setzte er hinzu, „ein Gemüth, wie das ihrige, wäre ja rettungslos verloren, besäße sie nicht in dieser leidenschaftlichen Anhänglichkeit an ihr fernes Kind einen Ankergrund, in dem ihr sonst überall zurückgedrängtes Liebebedürfniß einen Halt fände." Dessenungeachtet hätte Hanne zu Helmold doch nimmermehr von ihrem Sohne reden können, da sie das Gefühl der Beschämung und Verlassenheit zu sehr beherrschte. Christinens zu jeder Zeit gleiche, fast

schwesterliche Güte für den armen Hans, ihre Nichtbeachtung seines unbehülflichen Wesens, die Milde, mit der sie von jeher seine Thorheiten gegen Eltern, Brüder und Gespielen zu entschuldigen und zu verdecken gewußt hatte, ließen sie dagegen, wie keine zweite, für Hanne geeignet erscheinen, um den Klang des geliebten Namenslautes wieder zu versuchen. Anfangs konnte sie sich in ihrem falschen Stolze auch bei ihr nicht entschließen, den Schein ganz fahren zu lassen und ihr Herz so darzulegen, wie es wirklich war, — das heißt, einzig und allein angefüllt mit inniger, glühender, jede Kränkung siegreich überdauernder Mutterliebe —, denn sie sprach zuerst von Hans nur in wegwerfenden, verächtlichen Worten. Aber selbst die arglose Seele Christinens erkannte sehr wohl, welcher Grundton im Gemüthe der Mutter für den schmerzlich vermißten Sohn anklinge, und fand sich um so mehr bereit, ihren dringenden, ob auch verdeckten Wunsch zu erfüllen und manche freundliche Entschuldigung über seine Flucht zu sagen; hatte jene doch schon selbst ihren Zorn gestillt, und trug sich sogar mit der Hoffnung, er könne draußen in der Welt und im Leben noch eher nützlicher und glücklicher werden, wie daheim zwischen den Dünenwänden, wo ihn jedermann kannte und die Meisten ihn auch dann verlachten, wenn er sich einmal einsichtsvoll und verständig erwies.

Erst da die Genesende sehr gestärkt war, bereits in das allgemeine Wohnzimmer herabsteigen konnte, und an dem Familientische theilnahm, auf dem sie stets eine besonders leicht, kraftvoll und wohlschmeckend bereitete Schüssel für sich vorfand, erst da theilte Helmold ihr die in Nikolas Brief enthaltenen Nachrichten über Hans mit. Er fand nun eine gefaßtere Zuhörerin, welche zwar bisweilen dem Sohne noch ein hartes Wort nachzusenden für gut hielt, deren Antlitz aber vor Freude leuchtete, wenn sie von Hansens willigen und gar nicht so übelen Bezeigungen am Bord im ersten Beginnen seiner seemännischen Laufbahn Kunde erhielt. Bei dem letzten Satze aus Nikolas Schreiben, in welchem Hansens Bekümmerniß Ausdruck erhielt, daß er seine Mutter so ohne Abschied habe verlassen müssen, weil er sonst sicher gewesen sei, niemals den höchsten Wunsch seines Lebens, ein Seemann zu werden, zu erreichen, horchte sie begierig auf und unbewußt rollten reichliche Thränen über ihre eingefallenen Wangen, — und sie gab es nun gänzlich auf, ihre mütterliche Zärtlichkeit zu verbergen.

In der Folge saß sie oft vor der grün gemalten Thür in der milden, vom Hauche des Südwinds bewegten Luft, auf der niedergelassenen Sommerbank unter den Fenstern des Wohngemachs, oder zwischen dem dichten Blätterwerk der Hollunderlaube, durch welches die goldenen Strahlen der Spätsonne ihr zitterndes Spiel trieben, oder sie stand am Stamme der hoch emporgewachsenen Schwarzpappel, welche Helmold zum Andenken an das untergegangene Vaterhaus erneut hatte. Im leisen Friedenshauche der nie ruhenden Blätter dieses Baumes verlor die Vergangenheit ihre schmerzliche Pein und ein ganz leiser Dämmerhall eines Glückes, von dem sie seit den frühen Zeiten ihrer Kindheit nichts mehr vernommen hatte, zog durch ihr einsames Gemüth.

Der Altar des St. Nikolaus.

Herbstzeit.

Wenn die weißen Gewebe in Flocken, Fahnen und lang ausgesponnenen Fäden durch die Luft ziehn, wenn sie ruhelos viele Zeit vom sanften, kaum spürbaren Hauch in dem weichen Meere des Aethers umhergetrieben, sich nach einem Halt und Hafen zu sehnen scheinen, in dem sie rasten können von dem jedes Zieles entbehrenden Schwanken und Schweben, wenn ihnen endlich das Glück lächelt und sie ein Baumstamm, ein Zweig, eine Strauchspitze oder ein Grashalm mitleidig auffängt, kurz, wenn der „Altweibersommer“ gekommen ist, dann prangt unser Land am herrlichsten.

Der Winter breitet sich eiskalt und traurig über die meereszerrissenen Flächen, seine Stürme rütteln schauerlich an den Wurzeln der tausendjährigen Eiche, die am Rande des blätterlosen Waldes vorgeschoben steht: aber er ist ein offener Feind, er packt uns, wo er kann, und das läßt uns bereit sein, solche Angriffe zu erdulden. Der „holde Frühling“ jedoch, der ihm folgt, ist trügerisch und weit gefährlicher — er naht weich und leise, wenn die drückenden Lasten des Schnees und Eises und der nächtlichen Tage von uns genommen sind, er spannt sein blauestes Zelt über unsern Häuptern, er läßt seinen goldenen Schein um uns rinnen,

seine lindesten Lüfte kosen durch die geöffneten Fenster und spielen im Schimmergelock der Geliebten. Unser Mund preist die süße Knospenzeit, und alle die innigen Lieder, die ihn loben, werden hervorgeholt, — und steht nun Alles offen, Thür und Fenster, Gewand, Brust und Herz: — dann wandelt er sich urplötzlich, vom bleifarbenen Himmel braust rasender Nordsturm in das trauliche Haus, durch das flatternde Gewand, gegen den warmen Busen und in das begeistert glühende Herz, so daß uns oft aufs Neue Erstarrung ergreift und die Seele in Trauer vergehen möchte. Zwar sind die wenigen „guten Tage" des Lenzes lieblich und wonnevoll, auch der Sommer, so wechselreich er sein mag, bringt in kurzer Folgezeit gleichmäßiger Luft eine wundervolle Fülle und Pracht landschaftlichen Reizes: — und dennoch erreichen unsere Gestade erst im Herbste und namentlich in jener Flockenzeit den Höhepunkt ihrer eigenartigen Entwicklung; in jener Herbstesmitte mit ihren bereits fallenden Nebeln, ihren frühen Nächten, mit dem gefärbten Laub der Wälder, mit dem allmälig herabsinkenden, raschelnden Blätterwerk besitzen wir unser köstlichstes Gut, da steht selbst die Düne in unseren Augen als ein Feenland.

Zwar entbehrt unsere Landschaft mit dem strengen Hintergrunde des Meeres einer ungetrübten Anmuth, auch mangelt ihr zu einer vollendeten Schönheit vor Allem eine zusammenklingende Gruppenbildung des Erdreiches und der Wohllaut in den Linienzügen der Fernen: ihr Wesen besteht in einer stillen, ernsten, oft herben, aber immer echt männlichen Hoheit, und damit stimmt jene schon abwärts sinkende Zeit des Jahres in wunderbar ergreifendem Pulsschlage überein. In diesen Tagen zieht ein Hauch durch unsere Gegenden, als wollte er von einem langen, rauhen, arbeitsvollen Leben erzählen; die Jugend mit ihren Gluthen, mit Liebe, Lust, Qual, Begeisterung und Enttäuschung ist vorüber gerauscht, die tiefeinschneidenden Anstrengungen der Mannesjahre überwunden, noch ist das Alter nicht da, aber es nahet. Im Vollbesitz ihrer Kraft und dennoch im Vorgefühl des Schwindens zeigt sich diese Landschaft noch einmal ihrem Freunde und Genossen durch Sturm und Kampf in aller Würde und in einem Lichte, von dessen Klarheit und Pracht selbst der leuchtendste Sommertag nur einen schwachen Abglanz hervorschimmern läßt.

Der Fremde.

Ein solcher Lichtmorgen eines Herbsttages ist noch einmal wieder über Nustrow aufgegangen; kraftvoller Glanz leuchtet überall — am tiefblauen Himmelsgewölbe ohne Wolken, in den weichen, linde gehenden Lüften, auf dem wie mit einem Firnisse bezogenen Blatte des Pappelbaumes. Selbst über die Kiefernadel im Walde, über das späte Haideblümchen und das kreisende Dünengras rinnt eine eigene Helle, selbst am Sandkorne, das dieses Land mit seinen Meerbollwerken gebildet, treten, wie am Diamant, schimmernde Facetten hervor.

Ueber den Häusern des Dorfes strahlt die Helle so gewaltig, daß selbst der Schatten von ihr durchleuchtet erscheint; man empfindet ihn nur im Vergleich mit schimmernden Stellen, auf denen die volle Lichtkraft ruht, in trüberer Jahreszeit wäre er ein Scheinen, im Novembernebel dem Sonnenglanz vergleichbar. Die Giebel schneiden scharf in den Aether, und das Storchnest auf mancher Spitze läßt sich von einem guten Auge in seinen feinsten Reisern erkunden. Die Dachpfannen gleißen so recht ziegelroth und jede andere Farbe erscheint lebhafter und inniger wie sonst; und doch wirkt nichts grell und hart, vielmehr steht Alles, das Große und Kleine, das Bunte und Matte, unter diesem Lichte im wonnigen Einklang.

Stille herrscht überall auf der Straße, wie hinter den Mauern, nur einige Hühner gackern, ein Hahn kräht, ein Greis spaltet Holz und eine alte Frau spült klappernde Teller und Schüsseln; desto geräuschvoller tönt es in dem Schulhause von Nustrow, welches am Eingange des Dorfes von der Ostseite liegt. In den Lehrstunden summt es darin, wie in einem Bienenhaus. Aehnlich dem Glanzlichte draußen sind die Töne im Innern alle hell, doch links des Flurs noch um ein Geringeres höher, denn auf dieser Seite sitzen in dem weiten, niederen Raume alle kleinen, blondzöpfigen Mädchen beisammen, während das Zimmer rechts ihren flachshaarigen Brüdern zugetheilt ist.

Zur Zeit des Unterrichts ist der Gesammteindruck der hervorschallenden Laute trotz alles Freundlichen und Fröhlichen doch ein gehaltener, sobald aber um zehn Uhr die Pause eintritt, wo das verstohlen mitgebrachte Butterbrod und der verführerisch

duftende Äpfel an die Reihe kommen, da geht jedes Bedenken auf „Wohlanstand“ und „Mäßigung“ in Wort und Geberde verloren und hinaus stürmen die sich drängenden Schaaren mit Gepolter und Gejauchze, als ob es das wilde Heer selbst wäre.

Grade jetzt ist eine Pause, und draußen läuft und springt, kollert und rollt die kleine Gesellschaft durcheinander, ohne daß jedoch, so unbegreiflich es sein mag, einer dem andern wehe thäte, vielmehr zeigen solche Knaben, welche schon so groß und stark sind, daß sie nächsten Frühling „mit wollen“, den größeren Mädchen gegenüber, eine zarte Rücksicht. Mancher der stattlich herangewachsenen Jungen, deren Gliedmaßen sonst während dieser Viertelstunde der Freiheit in einem steten Wirbel begriffen sind, hält geduldig und still ein Buch, eine Schiefertafel, oder eine Federkapsel, damit das Mädchen, welches er „ganz gern leiden mag“, desto ungehinderter sein Frühstück verzehren kann, und war im Beginn beim Hervorrennen der Drang zum Austoben, zum Strecken, Recken und Biegen so übermächtig, daß selbst den angehenden Verehrern jede Rücksicht schwand und sie ohne Weiteres springend und stoßend zuerst hinausstürmten, so lassen sie doch später, wenn's wieder hineingeht, ihren Erkorenen bescheiden den Vortritt.

Mit solchem Hineingehn hat es aber jetzt noch eine Weile Zeit, denn die Kinder sind erst eben den dumpfigen Räumen entronnen, die Viertelstunde der Pause liegt vor ihnen, als wär es ein Jahrhundert; sie haben noch gar Manches und Wichtiges zu durchleben. Der Platz vor dem Schulhause zeigt im weiten Kreise überall weichen, körnigen, enkeltiefen Dünensand; wer da hinfällt, liegt wie in einem Daunenbette, weh thut es niemals, und die Abdrücke, welche die kleinen Hände und Füße und selbst ganze Leiber nach der Pause darin zurücklassen, sind eben so unzählig wie kurzlebend, denn gehen die Kinder um elf Uhr nach Hause, so haben die nachgleitenden Rieselkörner jede Form bis zur Unkenntlichkeit ausgelöscht.

An diesem Tummelplatze der Jugend zieht die Oststraße, der Hauptverbindungsweg Nustrows mit dem Festlande, vorüber, fast immer einsam und leer, und auch an diesem Morgen ist keine Geleisespur darauf zu entdecken. Die Kinder halten sehr strenge die Grenzen ihres Reiches inne, selten wagt sich eins derselben während der Spielzeit auf jenen Sandstrich hinaus, aber die Blicke

der hellen Augensterne gehen bisweilen dahin, und gern, frisch, mit der Schnelligkeit des Blitzes, sobald etwas auf ihm daherkommt. Ein Wanderer ist schon eine Seltenheit, ein Fuhrwerk ein beinahe unglaubliches Ereigniß —: was nun jedoch in diesem Augenblick herannaht, das kennt niemand aus der munteren Schaar. Ein ungemein bewegliches Mädchen, dessen Gesicht an den Scharfblick eines Vogels erinnert, hat es zuerst erspäht. Die Kinder wissen das Ding nicht zu nennen und zeigen nur mit der Spitze des kleinen Fingers nach der Straße. Sie drängen sich zusammen in einen dichten Knäul und starren sprachlos nach dem fremdartigen, unfaßbaren „Ding", das langsam zwischen Düne und Haide von zwei abgetriebenen Pferden herangeführt wird.

Dieses Wundergeschöpf war eine Chaise — eine alte, wackelige, sehr aus der Form gegangene, gelb lackirte Chaise. Eine derartige Luxusmaschine war in Nustrow seit Menschengedenken nicht gesehn, darum erschien sie den Kindern so unbegreiflich. Als der Wagen näher kam, erblickten sie darin einen Mann, anscheinend einen vornehmen Herrn. Er saß mit dem Oberleibe kerzengrade unter dem niederen Schirm des Verdeckes aufgerichtet, so daß er mit seinem hohen und steifen Hute oft daran stieß, hätte er sich ein wenig zurückgelehnt, so wäre sein Platz etwas bequemer gewesen. Das Angesicht des Fremden zeigte sich sehr bleich, die Augen gingen mit einer seltsamen Gleichgültigkeit über Alles, was ihm in den Weg trat; dunkles, langes Haar hing straff unter dem Hute zur Seite des Hauptes nieder, während feine und schneeweiße Wäsche an Hals und Brust aus den Mänteln und Tüchern hervorsah, mit denen er seinen Körper, der warmen und windstillen Luft unerachtet, sorgfältig eingehüllt hatte.

Der Wagen fuhr nun an den Kindern vorüber, die Knaben zogen ihre Mützen, die kleinen Mädchen knixten — der Herr aber rührte sich zu keinem Gegengruß; nicht einen Augenblick verlor seine Miene ihren abgespannten, fast verdrossenen Ausdruck. Dieser liebliche, junge Blumenflor, so frisch, so freudig und hoffnungsreich, umspielt von dem innigsten Golde der Morgensonne, entschwand wirkungslos seinem „schönheitsdurstigen" Blicke.

Der ganze Aufzug der Chaise und ihres steifen Insassen hatte in der That etwas Komisches und den Kindern entging dies keineswegs. Sie empfanden es, sobald ihnen der Wagen sichtbar

wurde, aber theils ein gewisser Schimmer von stolzer Vornehmheit, der über den Fremden gebreitet lag, theils das Staunen über das nie erblickte Fuhrwerk drängten jene Empfindungen zurück. Als sie nun aber sahen, daß ihr freundlicher Gruß unerwiedert blieb, und sie sich in Wohlanstand und Artigkeit dem Manne überlegen erschienen, da besiegte die Drolligkeit des Aufzuges jede andere Rücksicht, sie brachen in schallendes Gelächter aus und ihre Heiterkeit vermehrte sich noch, als das blasse Gesicht, nun zu heftigem Unwillen verzogen, da der Wagen bereits vorüber war, zur Seite des Verdecks auf sie zurückschaute. In diesen zur Ausgelassenheit gesteigerten Jubel rief jetzt die Stimme des Lehrers vom offenen Fenster: „Kommt herein, Kinder, was habt ihr denn?"; und unter noch immer anhaltendem Lachen drängten Knaben und Mädchen wieder zu den niederen Räumen zurück.

Als das Gelächter am Schulhause verhallte, ging der Wagen trotz des Sandes der Dorfstraße zuerst etwas schneller vorwärts; als dann aber ein Gabelweg kam und noch einer mit drei oder vier Abzweigen, da sank die kühne Zuversicht, mit welcher der Kutscher eine Zeit lang aufs Gradewohl zugefahren war, offenbar zum völligen Verzagen an der Lösung seiner Aufgabe herab: das heißt, sobald als möglich den Gasthof „Zum Anker" zu erreichen.

Der Wagen hielt und das nicht eben von großer Schlauheit zeugende Gesicht des Fuhrmanns blickte Rath und Hülfe suchend vom Bocke herab. Aber da konnte er lange Ausschau halten ohne Erfolg. Die Straße war menschenleer, die Häuser verschlossen und wenn sich hier und dort ein Augenpaar verstohlen hinter dem weißen Vorhang des Fensters zur Seite der halb angelehnten Lade sehen ließ, so zog es sich doch so blitzschnell ins dunkele Innere der Stube zurück, daß jede Hoffnung, hier Auskunft zu erhalten, aufgegeben werden mußte.

Dem steifen Herrn im Wagen mochte denn doch endlich Zeit und Weile lang werden; er hatte bisher gezögert an den Kutscher ein Wort zu verlieren, endlich entschloß er sich und sagte kurz und herrisch: „Nun, was ist's, wird es bald?" „Ja, Herr, ich weiß nur nicht recht hinzufinden!"

„So fragt doch jemanden um den Weg!" „Ist keiner zu fragen, Herr."

„Nun, zum Teufel, es wird doch jemand hier in dem Sand-neste wohnen, der einem Rede steht und sagt, wo das Wirthshaus liegt. Klappt einmal mit der Peitsche, aber ordentlich, daß sie's hören und heraus kommen!"

„Ja, Herr, das mögen sie hier nicht, das klingt ihnen zu despektirlich. Ist hier ein ganz besonderer Menschenschlag."

„Ach warum nicht gar, was kümmert mich ihr Mögen! Sie sollen schon hervor aus ihren Nestern und uns Auskunft geben, wie sich's gehört. Na, habt Ihr mich verstanden."

Der arme Kerl wollte dem nun so unzweideutig Befohlenen so eben Folge leisten und hatte schon mit süßsaurer Miene seine Peitsche zum Knallen erhoben, als Wilhelm um die Giebelseite eines der nächst belegenen Häuser bog; er ging in der sauberen, kleidsamen Seemannstracht des Landes, da er aber noch immer die Fieberkrankheit nicht ganz überwunden hatte, so näherte er sich nur langsam und schleppend.

„Heda!", rief der Herr aus der Chaise in barschem Tone, indem er dem jungen Manne gebieterisch näher zu treten winkte, „Was ist das hier für eine Wirthschaft, daß man nirgends erfahren kann, wo der Gasthof liegt in diesem Sandnest!"

Der hochmüthigen Geberde des Fremden begegnete Wilhelm nur mit einem leichten Lüften der Mütze, als aber die Schlußworte fielen, in denen die theure Heimat ein „Sandnest" geschimpft wurde, wendete er sich mit zorngeröthetem Gesicht und sagte mit einem über die Schulter geworfenen, verächtlichen Seitenblick: „Sucht Euch allein Eurer Gasthaus, ich habe Besseres zu thun, als einem Narren den Weg zu weisen."

Nach diesen Worten erschien der Fremde sichtlich verblüfft und schwieg, der Kutscher legte sich jedoch aufs Bitten und sprach: „Ach, lieber Mann, sagt mir doch, wie wir hinkommen zum Anker. Meine armen Gäule haben sich auf dem tiefen Wege und in der warmen Luft so abgearbeitet, daß sie kaum noch stehn können und die Zunge ihnen vor Hitze und Durst zum Halse hinaus hängt. Wenn ich nicht bald unterkomme, fallen sie mir hier auf der Straße um."

Wilhelm sah mitleidig auf die Thiere, denen der Schaum in Flocken vom Maule hing und sagte dann freundlich, indem er dem zunächst stehenden Pferde wie ermuthigend den Hals klopfte:

„Nun, so kommt nur mit, ich gehe eben zum Anker, da dürft Ihr nur hinterdrein fahren.“

Nach einiger Zeit war der Gasthof erreicht, welcher in der Mitte des Dünendorfes an einem weiten Platze liegt. Wilhelm ging voran in das Haus, der Wirth trat an den Wagen, begrüßte den Ankömmling und machte den Schlag auf. Ein Knecht nahm Koffer und Mäntel, bedeutete den Kutscher, wo er sein Fuhrwerk unterbringen solle, und versprach ihm sogleich hülfreich zur Hand zu sein.

Als ihm das allgemeine Gastzimmer geöffnet wurde, wäre der Fremde beinahe hineingetreten, da er jedoch den jungen Seemann darin erblickte, von dessen Lippen vor Kurzem eine so arge Zurechtweisung an ihn ergangen war, wendete er sich schnell und sagte zum Wirth: „Ich will sogleich ein eigenes Zimmer, was soll ich mit den Leuten da drinnen zusammen sein! Giebt es denn in diesem Hause einen anständigen Platz für mich, ein Gemach, in welchem ich nicht jeder Bequemlichkeit, jeder Sauberkeit zu entsagen nöthig habe?“

Der Wirth war verlegen und beleidigt zugleich. Er hatte in jüngeren Jahren als Seeman fremde Länder und große Städte gesehn, die Augen offen gehalten und manche bedeutende Erfahrung in seinem Erinnern bewahrt. Er wußte und ahnte es noch mehr, wie wenig sein Haus einer durch Luxus verwöhnten Persönlichkeit darzubieten vermöge; daß man aber die Reinlichkeit seiner Räume in Zweifel zog, da sie doch in der That bis in ihre Winkel und Ecken hinein von einer musterhaften Sorgfalt Kunde gaben, das kränkte ihn tief.

Er erwiederte daher mit erzwungener Ruhe: „Ich weiß sehr wohl, daß ich einem Herrn, der mit Ansprüchen, wie sie in den Gasthäusern großer Städte berechtigt sind, hierher kommt, keine passende Wohnung bieten kann, und habe auch nicht für denkbar gehalten, daß derartige Forderungen in diesem entlegenen Schifferdorfe erhoben werden möchten. Was jedoch die Sauberkeit betrifft, so weiß ich, daß diese einfachen Räume es mit jedem Hôtel aufzunehmen im Stande sind und ist Ihr Wort, Herr, wirklich seit den sechsundzwanzig Jahren, die ich hier wohne, das erste, welches die Möglichkeit voraussetzt, dem könne anders sein.“

„Nun, nun“, sagte der Fremde, „ich habe ja nicht gemeint,

es wäre schmutzig bei Ihnen; aber ich merke schon, man ist hier gewaltig feinfühlig und oben hinaus, da muß man sich wohl ordentlich in Acht nehmen, und jedes Wort auf die Goldwage legen, ehe man es ausspricht."

Während dieser Rede waren Beide in ein geräumiges und sehr freundliches Gemach gelangt, dessen Fenster auf den Hof und den Garten hinaus sahen. Nette und bequeme Geräthe standen an den Wänden, ein Spiegel hing zwischen schneeweißen Vorhängen; die Luft war, da am Morgen Alles geöffnet gewesen, von einer vollkommenen Frische.

Hier schien es dem Herrn mehr zu behagen, er wurde heiterer und der Tonfall seiner Stimme erklang um Vieles milder, als er den Wirth, da sich dieser entfernen wollte, bat, ihm über die Lage der Kirche und die Wohnung des Geistlichen Auskunft zu ertheilen.

„Beides ist ganz in der Nähe, und ich hätte denken sollen, der Herr würde unser prächtiges Gotteshaus und seinen weit ragenden Thurm schon bei der Anfahrt erblickt haben."

„In der Ferne vor dem Dorfe sah ich ihn allerdings herüberschauen, zwischen den Häusern habe ich aber das Gebäude ganz aus den Augen verloren. Gewiß ist es sehr schön -- wie ich aus dem Berichte eines Reisenden vernahm, — und auch einige Kunstwerke in seinem Innern sollen die höchste Bewunderung verdienen."

Wilhelm.

Der Wirth war durch die letzten Bemerkungen des Fremden vollständig mit ihm ausgesöhnt, und daher kam es ihm gar nicht gelegen, in dem Gastzimmer, in welches er nun zurückkehrte, eine der seinigen durchaus entgegengesetzte Stimmung in Betreff jenes Herrn zu finden.

Wilhelm hatte nämlich dort den anwesenden Gästen sein Erlebniß mit dem hochmüthigen Manne wahrheitsgetreu erzählt, und diese Sache rief bei den bereits durch einige Gläser „steifen Grogs" aufgeregten Seeleuten eine gewaltige Empörung hervor. Sie brachten sich durch Schilderung ähnlicher Erfahrungen, welche sie theilweise in einer schon entlegenen Zeit im Binnenlande gemacht,

immer mehr in Hitze und einer von ihnen rief zornig: „Ja, so sind alle diese Landratten! Die Schreiberseelen aber aus der Hauptstadt, die meinen's doppelt und dreifach gut mit uns. Ihr Urtheil über uns und unsere Zustände tragen sie stets fix und fertig in der Tasche, das heißt: wir sind ein jämmerliches Pack und aufsetzige, widerspenstige Kerle ohne Ausnahme in diesem „abscheulichen Sandnest!"

In dem zustimmenden Lärm, der dieser Auslassung folgte, verhallten die besänftigenden Reden des Wirthes. Auch er bekam einige halb zugedeckte Spitzen zu hören, und man trennte sich mit gerötheten Köpfen und blitzenden Augen, indem man sich gegenseitig unter kräftigem Faustschütteln zusagte, fest bei einander zu stehn und das alte Nustrow hoch zu halten in jeder Anfechtung.

Wilhelm war, da der Mittag nahte, allein im Gastzimmer zurückgeblieben, der Wirth stellte mißmuthig die gebrauchten Gläser in den Schrank, und nur der eintönige Pendelschlag der Schwarzwalder Uhr unterbrach die Stille des Zimmers. Der junge Matrose hatte ein Zeitungsblatt ergriffen, welches neben einigen amtlichen Bekanntmachungen ausgebreitet lag, und Anfangs ziemlich gleichgültig darüber hin gelesen. Plötzlich wurde sein Auge hell, ein dunkles Roth verbreitete sich über seine Züge und donnernd schlug er mit der geballten Faust auf den Tisch, indem er ausrief: „Da haben wir ihn ja leibhaftig und lebend, — das kann kein anderer sein. Nun das wird eine schöne Geschichte geben, und einen Kampf bis aufs Messer." Und den Wirth stürmisch am Arm packend, fuhr er fort: „Nun sollst du sehn, was dein werther Gast für ein sauberer Raubvogel ist, hier steht seine ganze Beschreibung!"

Das hoch gehobene Zeitungsblatt in der Hand, las er darauf mit starker Stimme und der eigenthümlichen Schärfe der Sylbenabgrenzung, welche den Leuten unseres Küstenlandes eigen zu sein pflegt, sobald sie ein „Gedrucktes" von Wichtigkeit vortragen:

„Seit einigen Tagen weilt der durch seine ebenso erfolgreichen als umfassenden Bestrebungen auf dem Gebiete der älteren Kunstgeschichte in den weitesten Kreisen bekannte Professor Dr. N. in unserer Stadt. Auf einer wissenschaftlichen Studienreise im Norden der Monarchie begriffen, verbindet er mit dem Zwecke des kritischen

Anschauens und Forschens zugleich die Absicht, für die noch in der Bildung begriffene mittelalterliche Abtheilung des hauptstädtischen Museums, zu deren Vorstand er kürzlich ernannt wurde, solche Denkmale zu erwerben, welche an entlegenen, nur von Ungebildeten bewohnten Orten unseres Landes ganz wirkungslos aufbewahrt werden. Er hat dabei unter Anderem einen herrlichen Altarschrein in der Kirche des Schifferdorfes Nustrow im Auge, über dessen Werth ihm Kunde durch einen im vorvergangenen Sommer dort weilenden jungen Landschaftsmaler zugekommen ist. Unsere städtischen Kirchen und sonstigen Denkmäler von Wichtigkeit hat der gelehrte Herr bereits mit eingehender Sorgfalt betrachtet, und gedenkt nun in den nächsten Tagen westwärts weiter zu reisen. Wir wünschen ihm den besten Erfolg in seinem schönen Bemühn."

„Sollte das unser Mann sein?", sagte der Wirth kleinlaut und sah verlegen vor sich nieder. „Er ists!", erwiederte Wilhelm mit starker Stimme, „Nur ein „Festgeleimter", wie du, kann nach Alledem noch so fragen!"

Damit ergriff der Hocherregte seine Mütze und rief, indem er sich zum Abgehn wendete: „Pass' auf, der Braten, auf den der sich gespitzt, der soll ihm an der Nase vorbeigehn, oder ich will kein ehrlicher Nustrower Junge sein! Pass' auf!"

Unterdessen war es Mittag geworden, und der Fremde speisete auf seinem Zimmer. Er aß, wie es schien, mit lebhaftem Vergnügen den trefflichen Fisch, den man ihm bereitet hatte, und verlangte, da die aufwartende Magd ihm mittheilte, daß Fleisch nicht vorhanden sei, wiederholt darnach. Den Nachtisch bildeten einige sehr hübsch ausschauende, aber allerdings nicht besonders wohlschmeckende Aepfel.

Nach einer kurzen Ruhe erschien der Beutegierige, — denn Wilhelm hatte richtige Fährte, — zum Ausgehn gerüstet, auf dem Flur des Hauses. Er fragte einen dort umherspielenden Knaben, den jüngsten Sohn des Wirthes, nach der Wohnung des Küsters, aber der Kleine ergriff lachend die Flucht. Er kannte den Herrn bereits von seinem Einzuge am Morgen her, die komischen Bemerkungen seiner Schulgenossen standen alle neben dem Selbsterschauten mit einer solchen Lebhaftigkeit in seinem Erinnern, daß er weder Kraft noch Neigung fühlte, ohne auszuplatzen, vor der

langen, bleichen, gebieterischen Figur zu verharren, geschweige denn eine ernsthafte Auskunft über das Gewünschte zu ertheilen.

Ein gewisses Bewußtsein eines gänzlich mangelnden Ortssinnes ließ es dem Herrn zweifelhaft erscheinen, ob er ohne leitende Hand durch das Sandmeer mit dem unberechenbaren Häusergewimmel seinen Weg finden werde, der Schrecken seiner Begegnung am Morgen war unvergessen, und so entschloß er sich denn Sturm zu läuten; aber weder in seinem Zimmer, noch in der Gaststube konnte er eine Klingel entdecken, das ganze Haus schien wie ausgestorben, selbst Hofplatz und Garten zeigten sich menschenleer. Da drangen aus der Ferne die Töne des Holzspaltens an sein Ohr, und er fand endlich in einem nahen Schuppen einen Knecht, der, nachdem er sein erstes Staunen über das „sonderbare Begehren" zurückgedrängt hatte, seine Bereitwilligkeit erklärte, die Wohnung des Küsters zu zeigen und nöthigenfalls dahin mitzugehn.

Ueber die weiteren Erlebnisse des Professors an diesem Nachmittage ist man in Nustrow nie ins Klare gekommen. Nur soviel steht fest, daß der Fremde, nachdem er vom Küster den Kirchenschlüssel empfangen, diesen, wie eine Pistole, vor sich in der Hand gehalten, da er durch den Sand zum Gotteshause watete; daß er sehr lange in dem heiligen Gebäude verweilt, von dort zum Pfarrhofe gewandert und, nach einem gar kurzen Aufenthalt daselbst, in einer, wie es schien, höchst gereizten Stimmung in den Gasthof zurückgekehrt ist.

Am folgenden Morgen gab es für den Knecht des Ankerwirthes viele Wege. Zum Herrn Pastor mußte er wenigstens ein halbes Dutzend Male gehn. Immer war ein Brief in seiner Hand, oder ein Aktenstoß unter seinem Arme. Zurück vom Pfarrhofe brachte er zuerst eine geschriebene Antwort, später aber nur mündliche Bescheide, welche allmälig immer kürzer wurden, bis es hieß, der Herr Pastor sei nun ausgegangen. Da sandte der Fremde den Geplagten in mehrere andere Häuser, und auch zu Helmolds Hofe mußte er hinaus.

Indessen der gelehrte Mann so mit möglichster Umsicht und Thatkraft seine Pläne einleitete, war Wilhelm zur Vereitelung derselben nicht minder eifrig gewesen, wobei sich die Liebe zu Nustrow und dessen Ehre als eine weit mächtigere Triebfeder erwies, wie die allerdings starke Abneigung, welche er auf den

Fremden geworfen hatte. Er ging, — nachdem er zuvor mit den Seinigen Rücksprache genommen, — in alle Häuser des Dorfs, deren Bewohner er als tonangebend und gewichtig kannte, zu den reichen und wohlhabenden Kapitainen, aber auch zu manchem Bootsfahrer und Fischer und zu manchem Greise, welcher durch Erfahrenheit, Biederkeit und Wandel in Verehrung und Liebe stand. Er suchte endlich selbst diese und jene Witwe oder „Strohwitwe" auf, indem er, so jung er war, den Einfluß eines für eine Sache lebhaft und leidenschaftlich begeisterten weiblichen Gemüthes nach Gebühr zu schätzen wußte.

An einer jeden Stätte ließ er sich einzig die Zeit, den Verlauf der Thatsachen, welche mit der Erscheinung des Fremden in Nustrow zusammenhingen, in hastigen, gedrängten Worten hinzustellen, ohne sein eigenes Urtheil hinzuzufügen, indem er Alles der eigenen Auffassung seiner Zuhörer anheimstellte. Alle diese Gespräche galten ihm jedoch nur als Vorbereitung zu dem am Schlusse seiner Unternehmung beabsichtigten Besuche auf dem Hofe Helmolds, von dem ihm bekannt war, daß er mit einigen nicht mehr „fahrenden" Kapitainen, dem Schiffszimmermann Kerkow und seinem Vater, dem Seiler, den Kirchenvorstand bildete. Letzterer Umstand aber war ihm, so sehr er für sein Ziel mitredend sein mochte, doch nur eine Nebensache. Der Hauptgrund für die grade auf diesen Gang gesetzten Hoffnungen lag vielmehr in seinem innigen, grenzenlosen Vertrauen zu Helmold, das er mit jedem Nustrower Kinde theilte. Wilhelm sah nämlich in dem alten Manne, obwohl er demselben keineswegs sehr nahe stand, das Ideal seines Berufes, einer mit glühender Vorliebe erfaßten, mit Geschick und Tapferkeit verfolgten Lebensaufgabe. In dieser ehrwürdigen Gestalt, mit dem greisen Hauptthaar, verkörperte sich ihm das Höchste, was der Mensch nach seiner Ansicht erlangen konnte; ihm nachzustreben, einen Lebensabend, gleich dem seinen, einst zu erreichen, daraus woben sich ihm die schönsten Träume seiner Jugend. Darum rief auch jetzt, als er dem Hofe zuging, in ihm eine mächtige Stimme: „Dort ist Hülfe und Beistand in jeder Noth des alten Heimatdorfes!"

Die Sonne stand bereits im Niedergang, als Wilhelm auf dem glatt gewellten Sande des Strandes fortschritt; ein glühendes Roth, in den fernen Uferbiegungen zum Purpurviolett gemildert,

färbte die Düne, das Meer rollte in maaßvollen Wogen gegen die Küste, und in der Ferne gingen mehrere große Schiffe langsam mit allen Segeln durch die Fluth. Ueber der Scheide der Sandberge erblickte er den Wipfel der Schwarzpappel, die mit ihren im Abendgold glimmenden, herbstlich gefärbten Blättermassen das traulich umfriedigte Wohnhaus Helmolds beschattete. Vor der Thür angelangt, bemerkte er eine dunkle Gestalt auf der Sommerbank, in welcher er bald darauf die Bernsteinhanne erkannte. Er freute sich ihrer Wiederherstellung, sie aber, welche von seiner heimlichen Absendung ihres Sohnes zum Leuchtthurm Kunde erhalten hatte, zürnte ihm und erwiederte kaum seinen herzlichen Gruß.

Im Wohngemach fand er Trina und Christine, Helmold war noch mit Olaf am Strande bei den Sicherheitsarbeiten für die Düne beschäftigt, beide kehrten aber nicht lange darauf zurück und hießen den jungen Matrosen willkommen. Helmold war heute besonders prächtig anzuschauen und Wilhelm erhob sich mit einem ehrfurchtsvollen Gruße vom Stuhle. Die warme, beinahe sommerliche Luft, die harte Arbeit des Tages in dem ergreifenden Hauche der Fluth hatten alle Kraft des gewaltigen Greises noch einmal machtvoll bewegt und hervorgetrieben, Niemand vermochte Ermüdung, der späten Stunde unerachtet, an ihm zu gewahren. Sein Auge leuchtete, seine Bewegungen zeugten von Frische und Behagen, um die ein wenig eingesunkenen Lippen des Mundes spielte eine herzerquickende Freundlichkeit.

„Nun, mein Junge, was bringst du uns Gutes?" sagte er mit jenem ihm eigenen, liebevollen Tone, indem er seine gewaltigen, runzelvollen Hände sanft und innig auf die Schultern des jungen Schiffers legte.

Wilhelm gab nun, mit der ganzen Gluth der in ihm für die gute Sache der Heimat wallenden Leidenschaft, seinen Bericht über die Erlebnisse des Tages und schilderte die Gefahren, die nach seiner Ansicht für den herrlichen Altar nahe seien, wenn man sich nicht schnell und umsichtig den Planen des Fremden widersetze. Er schloß mit einem Bekenntniß seines unbedingten Vertrauens auf Helmolds Einsicht und Thatkraft, die er auch in dieser Angelegenheit bewähren würde.

Wilhelms Worte brachten bei seinen Zuhörern eine äußerst verschiedene Wirkung hervor.

Helmold verharrte äußerlich in Ruhe, ja es schien, als ob um die freundliche und diesen Abend ungewöhnlich geschmeidige Gestalt des Greises sich allmälig eine kalte, starre Rinde, ein Eisespanzer lege, der immer strenger, immer fester Glied und Miene zusammenfaßte, je weiter Wilhelms Erzählung fortschritt. Einige Male zuckte ein Blick einer mit Mitleid gemischten Verachtung, wie ein Blitzstrahl mit niederschmetterndem Leuchten, aus seinen Augen.

Trina horchte, als wäre sie im Traum befangen, auf Wilhelms Rede. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, an solche Entweihung ihres geliebten Gotteshauses zu glauben. Alle die hohen Stunden voll Wunderkraft und Erhebung, welche sie an dieser Stätte der Freude und Andacht zugebracht, rannen in einer bewegenden Folge durch ihr schmerzlich geneigtes Haupt.

Das stille Antlitz Christinens vermochte das tiefe Wehe des Innern nicht zu verbergen. Schon bei den ersten Andeutungen Wilhelms über die Möglichkeit des Verlustes, welche die Kirche erfahren sollte, standen die Thränen in den sonst so freundlich blickenden Augen. Der Schimmerschrein des Altares war mit seinen ergreifenden Gestalten dem sinnigen Mädchen von jeher als das Höchste und Herrlichste erschienen, was Menschenhände bereiten könnten; das Kind der Düne kannte kein anderes Werk der religiös bildenden Kunst. Bisher hatte sie noch nie das arme und rauhe Land ihrer Geburt, selten das heimatliche Dorf und das Vaterhaus verlassen, selbst eine Bootsfahrt nach B., der kleinen, rührigen und denkmalreichen Hafenstadt des benachbarten Binnenlandes, die der Vater seit Jahren als eine Freude für die geliebte Tochter in Aussicht gestellt, war durch die Besorgniß der Eltern um ihre so überaus zarte und schwankende Gesundheit noch immer unterblieben. — So in ihrem Gesichtskreis auf die nächste Umgebung beschränkt, hegte Christine die schönen und anmuthigen Bilder des Altars schon seit ihrer Kinderzeit mit verdoppelter Innigkeit in ihrem Herzen. Oft in langen Krankheitstagen, oder während der eisigen und sturmvollen Wintermonate, wenn sie das warme Zimmer gar nicht verlassen durfte, und viele Sonntage die Kirche nicht betrat, walteten dennoch die Gestalten des Schreines mit aller Lebhaftigkeit in ihrer Erinnerung. Sie sah dieselben nicht nur in den bewegenden Schicksalslagen, in den schönen Ge-

wändern, in den wohlabgewogenen Gruppen, wie der alte Meister des Mittelalters sie aufgestellt, sondern ihre Gesichter, ihr alle, gleich lieben Freunden vertraut, traten, von der Einbildungskraft auch in andere Zustände eingeführt, mit abweichenden Mienen und Handlungen vor ihr geistiges Auge. Endlich dünkte ihr diese Stätte des Altars ein so unantastbares Heiligthum, daß sie kaum den Gedanken faßte, ein Mensch wage den Frevel, daran zu rühren.

Wilhelm bemerkte, seines Eifers unerachtet, Christinens Schmerz und verlor darüber bisweilen seine Fassung und die richtige Folge seiner Worte, zugleich aber gewann die ganze Angelegenheit, so sehr es ihn auch betrübte, mit seiner Erzählung ihr ein Wehe zu bereiten, durch ihre lebhafte Theilnahme noch eine gesteigerte Wichtigkeit für ihn.

Zu dem Wesen von Eltern und Tochter bildete Olafs Verhalten während dieses Vorganges einen seltsamen Gegensatz; er hatte den Gast bei seinem Eintritte nach Rustrower Sitte mit einem Handschlage begrüßt und dann im Beginne von Wilhelms Erzählung gleichgültig aufgehorcht; bald aber schien ihn die Sache zu langweilen. Er steckte die Hände in die Hosentaschen, blickte halb verdrossen, halb spöttisch zur Decke des Zimmers auf, und hätte sich gewiß mit unterbrechenden Bemerkungen sehr abweichender Art hervorgewagt, wenn nicht ein eigenthümlicher Zug der Empfindung im Angesichte des Vaters verkündet, daß es gerathener für ihn sein möchte zu schweigen. Als aber die Schilderung ihre Höhe erreichte, und die Mienen der Seinigen eine sehr tiefe Erregung kund gaben, glitt ein erfolglos bekämpfter Zug kalten Hohnes über sein Gesicht, häßlich anzusehn, jedoch von Niemand bemerkt, — denn Alle waren auf das Innigste von der Gefahr ergriffen, welche ihr Heiligthum bedrohte.

Als Wilhelm geendet hatte, herrschte kurze Zeit tiefes Schweigen in dem Gemach, welches bei dem herabsinkenden Abend schon in Dämmerlicht gehüllt war, nur ein kühler Luftzug bewegte das offene Fenster. Als Helmold aufstand dasselbe zu schließen, erschien er dem jungen Matrosen um Vieles gealtert; dann, ehe er sich wieder setzte, schüttelte er die mächtigen Glieder, als wolle er einen Alp, der sich über seine Brust gelagert habe, verjagen — und es schien ihm zu gelingen, denn als Anna den Tisch zum

Abendbrode zu decken begann, leuchteten seine Augen schon wieder ganz freundlich und er sprach:

„Du hast uns da freilich etwas recht Trauriges erzählt, mein Junge — denn wenn ich auch hoffe, daß diese Gefahr glücklich von unserem Nustrow abgewendet werden soll, so ist es doch schon schmerzlich zu denken, daß es Leute giebt und zwar offenbar Leute von Einfluß, die solche Pläne spinnen. Aber trotz all' dem Unebenen dabei, habe ich mich gefreut, bei dieser Sache die feste Ueberzeugung zu gewinnen, du seiest nicht allein ein ganzer Kerl zwischen den Planken, sondern auch sonst sitze dir das Herz auf der richtigen Stelle. Nimm freundlichen Dank, mein Junge, für deinen Bericht, deinen Eifer und dein Zutrauen in mich alten Mann; so Gott will, soll es nicht zu Schanden werden!"

Wilhelm war überglücklich, denn dieses Lob Helmolds dünkte ihm die schönste Anerkennung, die er je im Leben erfahren hatte.

Indessen ward das Mahl aufgetragen und auch Hanne, sowie die Knechte und Mägde, waren zu Tische gekommen. Alle setzten sich und aßen, ohne zu reden. Wilhelm langte tapfer zu, auch Olaf und Anna ließen es sich gut schmecken, Hanne dagegen füllte nur wenig auf ihren Teller, und Trina und Christine nahmen fast nur zum Scheine. Trina beunruhigte sich namentlich darüber, daß ihr Gatte nach der anstrengenden Arbeit des Tages, und obwohl er sich sonst stets als ein ungewöhnlich starker Esser bewährte, diesen Abend fast gar nichts genoß. Sie wollte ihre Besorgniß nicht aussprechen, weil sie wußte, daß Helmold dergleichen nicht gern sah, aber sie tauschte mit Christine einen Blick des Einverständnisses, die Andern schienen jedoch die Sache nicht zu bemerken. Als das Mahl beendet war, sagte Helmold:

„Jetzt, Wilhelm, hoffe ich, deinem Vertrauen gerecht zu werden. Ich gehe noch heute Abend ins Dorf, um mit meinem besten Freunde, dem alten Schiffszimmermann Kerkow, ein Wort von unserer Sache zu reden; ich weiß, ich finde in seiner Brust einen Wiederhall dessen, was wir denken und fühlen, — das thut immer gut. Demnächst wünsche ich auch meinen Feldzugsplan gegen den gelehrten Herrn seinem Freundesurtheile zu unterbreiten, denn ich habe Kerkows Rath durch ein langes Leben in tausend Dingen immer bewährt gefunden; er wird mir auch in dieser Angelegenheit helfen. Du aber, mein Junge, bleibe diese Nacht

unter meinem Dache. Du siehst blaß und angegriffen aus, auch würde dir, da du noch nicht ganz von deinem Fieber genesen bist, der abermalige Gang durch die Düne nach den Mühen dieses Tages eine allzugroße Anstrengung sein. Du sollst dich früh zum Schlafen legen, damit du morgen wieder ganz frisch und wohlauf bist. Umstände bereitet dein nächtliches Verweilen in meinem Hause keineswegs. In Olafs Kammer steht das Bett des Nikolas, es ist immer aufgemacht und wird, obwohl Niemand in seiner Abwesenheit darin ruht, von Anna alle vierzehn Tage mit frischem Linnen bekleidet. Solches war schon Sitte für die seefahrenden Söhne in meinem Vaterhause und Trina und ich haben es beibehalten. Das stets bereite Lager mit seinen schneeweißen Kissen ist uns eine sehr liebe und freundliche Erinnerung an unseren in Mühen und Gefahren abwesenden Sohn, — wir Alle, Trina, Christine, Anna und auch ich gehn oft, allein und zusammen, an diese Stätte und gedenken schweigend dessen, der hier nun hoffentlich bald wieder seine Heimat finden soll. In diesem Bette magst du die Nacht zubringen; ich werde bei deinem Vater vorgehn und ihm mittheilen, daß du der Schonung bedarfst und daß du deshalb bis morgen bei uns bleibst, damit er dich nicht vergebens erwarte und Sorge um dich trage."

Darauf verließ Helmold seinen Hof, und Christine, welche ihn voll Sorge bis an die Hausthür begleitet hatte, sah im Lichte des emporsteigenden Mondes, wie seine hohe Gestalt über die Sandberge der Düne rüstig dem Meere zuschritt, um auf dem Strandwege zum Dorfe zu gelangen.

Drinnen im Gemache saßen Trina und Wilhelm traulich beisammen, und die Mutter forschte mit einer stillen Seligkeit nach ihrem geliebten Nikolas. Was sie jetzt von dem befreundeten Genossen erfuhr, das hatte dieser in allgemeinen Umrissen schon öfter in diesem Hause mitgetheilt, aber dem durch die lange Trennung sehnsuchtsvoll bewegten Mutterherzen war selbst eine Wiederholung dieser Dinge, welche nur Liebes und Gutes in sich faßten, ein Hochgenuß; und einzelne Kleinigkeiten ergaben sich denn doch aus dem Berichte, die, so unbedeutend sie an und für sich sein mochten, Trina, als völlig neu, die lebhafteste Freude bereiteten.

Anna war nach Beendigung des Mahles mit den Dienstleuten wieder hinausgegangen, Hanne saß, in düsteres Schweigen

versunken, in einer Ecke, Olaf dagegen schritt, nachdem er sich seine Mütze aufgesetzt hatte — denn das gehörte einmal zu seiner häuslichen Bequemlichkeit — eine nicht eben anmuthige Melodie, Anfangs gedämpft, allmälig lauter und lauter pfeifend, im Zimmer auf und ab. Er hatte dabei wiederum, wie vor dem Abendbrode, seine beiden Hände tief in die Seitentasche seiner Hose hinabgesenkt, und im Ausdruck seiner Züge wechselten Gleichgültigkeit und Hohn mehrmals in seltsamer Schnelle. Die Bernsteinhanne von ihrem halb dunkelen Platze betrachtete ihn, wenn seine Schritte ihn in ihre Nähe führten, mit einem kaum unterdrückten Hasse; aber war er daran gewöhnt, oder hatte er sonst seine Absicht, er schien es nicht zu bemerken. Einige Male wollte er ihr durch Nicken des Kopfes, ein Zwinkern der Augen, oder eine eigenthümliche Fingerstellung der erhobenen Hand Zeichen des besonderen Einverständnisses machen, dann aber trat für Hanne die Epoche der Blindheit ein, oder sie sah auch mit einer solchen Kälte und so erkünstelter Starrheit des Blickes auf seine Mißgestalt mit dem versunkenen Haupte, daß Olaf inne werden mußte, sie wolle auch an diesem Abende von seiner Vertraulichkeit nichts wissen.

Nachdem Christine sich eine Weile, aber viel kürzer als sonst, bei Anna in der Küche und Speisekammer aufgehalten, kehrte sie zu den Uebrigen zurück und von Trina befragt, ob des Vaters Weg durch das Mondlicht erhellt sei, sagte sie: „Ja, Mutter, es ist eine schöne Nacht und fast ein Glanz, wie an manchem Tage. Der Vater schritt schnell und kraftvoll über die Düne, ich habe ihn lange nicht so eifrig vorwärts streben sehn."

„So sei Gott mit ihm in dieser Stunde, wie schon so ungezählte Male sonst. Er segne sein Bemühn auch die kommende Nacht, daß unserer Kirche und ihrem heiligen Tische die edle Zierde nicht entwendet werde, zu der wir sämmtlich, und ganz Nustrow mit uns, so freudig aufblicken am Tage des Herrn!", schloß Trina in sichtlicher Rührung.

„Bitte, Mutter, nicht gar zu allgemein und umfassend, wenn's angeht. Es giebt welche und zwar welche von deinem eigenen Fleisch und Blut, die sich aus dem dummen, lächerlichen Puppenkasten auch nicht so viel machen!" rief Olaf, mit den Fingern seiner aus der Hosentasche gezogenen Rechten in der Höhe ein Schnippchen schlagend. „Sagt doch nur um Alles in der Welt, was

habt ihr euch Alle wegen des Dinges gehabt diesen Abend! War es doch, als ob der Herrgott selber säße in dem alten, staubigen Schartekenschrank, und der fremde Professor, oder was er sonst sein mag, wolle den forttragen von Nustrow."

Trina sah während dieser Rede halb erschreckt, halb verlegen vor sich nieder, sie war aufs peinlichste getroffen, aber zu einem strafenden Worte konnte sie sich nicht emporraffen; auch die Uebrigen verharrten nach ihrem Beispiele in Schweigen, jeder fühlte, daß der freundliche Zusammenklang dieser Stunde zertrümmert war.

Da tönten plötzlich aus dem düsteren Winkel der Bernsteinhanne Anfangs mit verschleiertem Klange, dann von leidenschaftlicher Heftigkeit durchzittert, die Worte: „Du solltest dich schämen, Olaf, so etwas zu sagen, aber freilich verwundern darf sich niemand darüber, der dich kennt! — Beruhige dich, Trina, ich hörte eure ganze Unterredung durch das offene Fenster auf der Sommerbank; — es wäre eine Schmach für ganz Nustrow, wenn der fremde Patron seinen Raub ausführte, und auch mir würde das Herz darüber bluten. Aber ich weiß, Helmold läßt es nimmer zu, und auch die Andern werden zu ihm halten; so bin ich ruhig!"

Olaf stand bei diesen Worten still; er hatte sich ans Kinn gefaßt und strich mit den Fingern leise über seine Wange, dabei rann ein eigenthümliches, glattes, kaum zu deutendes Lächeln über seine Züge, als er sagte: „Habe ich es dir schon wieder nicht recht gemacht, gute Hanne? Vergieb mir, ich wußte nicht, daß auch du eine Kunstfreundin seiest, und glaubte überdies, du kenntest den Altar gar nicht, denn, so lange ich denken kann, sah ich dich niemals in der Kirche."

„Ob ich den Altar kenne! O du mein Gott! — —" sagte sie mit dumpfer, fast unverständlicher Stimme, aber aus ihrem Antlitz und ihren düster glühenden Augen leuchtete ein tiefer, verhaltener Schmerz, gleich darauf erhob sie sich, und ging, ohne ein Wort des Grußes für die Nacht, hinaus und empor zu ihrer Kammer.

Bald darauf suchte auch Wilhelm, von Olaf geleitet, sein Lager; Trina, Christine und Anna blieben jedoch noch um den Tisch bei Lampenlicht versammelt, des Vaters Rückkehr zu er-

warten. Es war fast Mitternacht, der Mond längst hinab, aber eine wunderbare Sternenhelle am Himmel, als Helmold mit freundlichen Vorwürfen über ihre „nutzlose Wacht" zu den drei Frauen eintrat. Er war heiter und hoffnungsreich, so daß auch Gattin, Tochter und Freundin in einer gehobenen, muthvollen Stimmung die nächtliche Ruhe suchen konnten.

Wilhelm vermochte indessen trotz seiner Ermüdung den Schlaf nicht zu finden, Anfangs gedachte er seines treuen „Maats", des Nikolas, der sonst in diesen Kissen zu ruhen pflegte; dann aber sah er neben dem freundlichen Angesichte des guten Genossen ein anderes Haupt, ihm nicht unähnlich; es war bleich und überzart, in seinen Augen schimmerten Thränen; und mit diesem Bilde kam ein Wehe und doch auch wieder eine Seligkeit ohne Beispiel in das Herz des jungen Seemannes. Er begriff sich selbst nicht, so fremd war ihm dieses Empfinden. Er hörte Helmold zu Hause kommen, — bald darauf leise Schritte die Stiege erklimmen — immer weiter wich die Ruhe. Morgentlicher Schlummer brachte endlich Träume, Bilder von wehmuthsvoller Lieblichkeit, denn in ihnen stand wieder jene zarte Gestalt mit dem blonden Haupte und den innigen, thränenfeuchten Augen.

In der Kirche.

Am folgenden Tage, am Sonnabend, brachte der Knecht des Ankerwirths eine vom Pastor mitunterzeichnete Aufforderung des Professors in Helmolds Haus, in welcher derselbe, als Vorsteher des Kirchenwesens von Nustrow, aufgefordert wurde, am Sonntage nach der Predigt noch im Gotteshause zu verweilen, da eine Frage von höchster Wichtigkeit in Betreff des heiligen Geräthes der Kirche zu erörtern sei. Der gelehrte Herr hatte noch in einem Nachtrage hinzugefügt, wie das hohe Patronat des Gotteshauses, die Königliche Regierung des Landestheils, sowie auch die Minister des Cultus und des Innern die Ausführung der Vorschläge nicht nur billigten, sondern sogar lebhaft wünschten, und daß die Sache für die Gemeinde nach jeder Richtung die größten Vortheile biete.

Helmold sagte mit kurzen Worten seine Anwesenheit für die bestimmte Stunde zu.

An diesem Scheidetag der Woche ging ein eigenes Leben und Weben durch die Gemüther des Dünendorfes, überall herrschte die tiefste Erregung; zwar zeigten sich die Sandwege zwischen den Häusern auch dies Mal die längste Zeit öde, aber, wer genau aufmerkte, der konnte sehr oft, schon in der Frühe und besonders in der Abenddämmerung die Gestalt einer Frau, halbverhüllt mit einem dunkelen Tuche über dem Haupte, in scheuer Eile von einem Giebel zum andern, oder hinterwärts durch die plankenumhegten Gärten huschen sehn. Und als beim Eintritt der Nacht die Fischer und Bootsfahrer vom Meeresstrande in ihre Behausungen hinaufstiegen, da hätte man statt des Flüsterns, Zischelns und Wisperns, welches tagüber im Dorfe von biegsamen weiblichen Stimmen umgegangen war, manches kräftige, rauhe Wort und ebenso oft einen derben Seemannsfluch vernehmen können, welcher dem Manne in der „Staatsstube des Ankers" galt.

Aus der sternengeschmückten Nacht erhob sich die Sonne mit ihren reinsten Strahlen, den Tag des Herrn zu begrüßen, das Goldkreuz auf der Spitze des Kirchthurms funkelte und die Fenster des Chores warfen ihre glänzenden Lichter in das Innere des Gotteshauses —: aber in den Herzen der Gemeinde fehlte der sonntägliche Friede, jener Friede, von dem umfangen die Seele einzugehn vermag in die Anbetung des Unerforschlichen; denn ein getheiltes Herz findet unter den feierlichen Bögen und aufwärts strebenden Gewölben des heiligen Schirmdaches keine Stätte. Eine Ahnung dieses Zustandes zog durch alle Gemüther der Kirchgänger, ein jeder fühlte tief den Mangel dieser gestörten Andacht, dieses reinen Hoffens bei der heutigen sonntäglichen Feier — aber schmerzlicher als alle Genossen seiner Gemeinde empfand der Geistliche die Entweihung, welche den heiligen Ort bedrohte. Es war ihm ein bitterer Kelch gewesen, daß er dem rücksichtslosen Störenfried nicht ohne Weiteres sagen durfte: „Was kommst du zu uns, unsere Freude, unseren Frieden zu rauben, ziehe deine Straße fürder!"

Da nun in der neunten Morgenstunde die Glocken ertönten, schien ihm Anfangs, im Klange ihrer ergreifenden Feierstimme, jedes Leid wie erloschen, als sie dann aber verhallten und er die Ge-

meinde versammelt sah, in der Mehrzahl Frauen und Kinder, doch mit ihnen auch alle Männer, welche daheim waren: da überkam ihn das ganze Gefühl des Schweren, des Schmerzlichen und Qualvollen, welches ihm heute zu vollenden oblag. Sonst bot ihm sein geistliches Amt die schönste Freude, der Sonntag das reinste Glück: nun mußte er der Zeit gedenken, wo, vor den Augen der in den geliebten Räumen versammelten Gemeinde, der Tisch des Herrn, der sonst wie ein Felsenhort am heiligen Platze, wie eine wandellose Zufluchtsstätte in jedem Gemüthe stand, zu wanken beginnen und damit in seiner göttlichen Bedeutung gefährdet scheinen werde — eine unbeschreibliche Trauer kam über ihn.

Er predigte heute über das Evangelium vom hochzeitlichen Kleide, jedes Wort wurde ihm zum Bilde und zur Andeutung, zur Beziehung auf das bedrohte Heiligthum. Wie ehedem glomm das Morgenlicht durch die Chorfenster und umrahmte den überragenden Schrein des Altars, seitwärts vordringend mit einer strahlenreichen Glorie. Immer hatte dieses Schauspiel, so oft sich Herz und Sinn daran geweidet, die ergreifendste Wirkung ausgeübt und die ältesten Greise theilten mit der Jugend Freude und Andacht vor diesem Bilde der Verklärung und Herrlichkeit. Auch heute waltete in dem umleuchteten Schrein die alte erbauende Kraft, aber die Blicke gingen über die vertrauten Gestalten in seinem Rahmen, als wenn sie Abschied nehmen wollten auf Nimmerwiedersehn. Manchem wollte es aus den freundlichen Zügen des heiligen Bischofs „Nikolas" wie wehmuthsvoller Trennungsschmerz herüberdämmern, und die Sonnenaureole über den kunstvoll geschnitzten Baldachinen und zu den Seiten der zierlichen Ecksäulen und Pilaster schien trotz des draußen wogenden Lichtmeeres nicht so golden und weniger hoheitsvoll zu leuchten, wie sonst. Keiner vermochte den Gedanken zu tragen, daß diese geliebten Gestalten der alten Zeit aus dem Raume scheiden sollten, der sie seit Jahrhunderten umschloß, — und doch fühlte sich die Mehrzahl schon halb von ihnen gelöst, umfaßte sie im Erkennen ihres Werthes wohl mit der erhöhten Innigkeit theurer Gewohnheit, — aber andachtsvolle Freude konnten sie zu dieser Stunde in ihnen nicht mehr hervorrufen.

Nur Einige beharrten dabei, daß der Schrein nicht schwinden könne; sie hegten solche Ueberzeugung jedoch nicht aus der Erkenntniß

rechtlicher Zustände, sondern, nach dem Vorbilde Christinens, in einem Vertrauen auf die Wandellosigkeit des Heiligthums, das ihrem einfach frommen Sinne so unantastbar von Menschenhand und so fest zu stehen dünkte, wie die blaue Glocke des herbstlichen Himmelsgewölbes über der Kirche; und in diesen erhob sich beim Orgelbrausen des Schlußgesanges wirklich eine ungetrübte Freudigkeit..

Der junge Küster, gleichfalls ein Kind des Dorfes und erst vor einigen Jahren aus dem fernen Seminar in die Heimat zurückgekehrt, spielte heute das Instrument in einem eigenen Seelenzustande. Er war grade lange genug in der Welt draußen geblieben, um das Bewußtsein zu erlangen, wie ganz anders geartet sie sei, als sein Nustrow. Er hatte die Augen hinlänglich offen gehalten, die Vorzüge, welche jenes Leben darbot, zu würdigen. Sein nach Erforschung und Weiterbildung trachtender Geist hatte sich rüstig emporgerankt auf den beschwerlichen Stegen und Stufen des Wissens und oft die Grenzen der seinem Berufe bestimmten Kenntnisse überschritten; aber trotz des hohen und reinen Genusses, der ihm aus solcher Erndte zuwuchs, waltete doch das alte Nustrower Erbtheil des Heimwehs ohne Aufhören in seiner Brust. Das gemüthlose Wesen des Daseins um ihn her, seine Kälte und Leere hätte er noch ertragen, aber die Niedrigkeit der Gesinnung, die Schleichwege, welche er von seinen Vorgesetzten und Genossen so viel betreten sah, und die auch er aufgefordert wurde zu wandeln, machten ihm seine Stellung zur Pein, und er war überglücklich, als man ihm, obwohl er hochbefähigt und unermüdlich strebsam war, die wenig einträgliche Stelle eines Gehülfen seines hochbetagten Vaters im alten Heimatsdorfe darbot.

Was die herrliche Kirche, was der kunstvolle Altar diesem frommen, tief religiösen Gemüthe sein mußte, das von dem würdigen Vater in unbedingter Ehrfurcht vor dem göttlichen Worte und vor den Denkmalen der Vergangenheit erzogen, und dem selbst in der größeren Stadt des Seminars ein Ahnen von dem wahren Wesen bildender Kunst aufgegangen war, läßt sich nicht beschreiben. In der That schlug der Zorn in lichten Gluthen über dem Haupte des jungen Mannes zusammen, als ihm die Absichten des Fremden kund wurden. Noch hatte er sich in den Tönen, mit denen er den Einleitungsgesang und einzelne feierliche Handlungen des

Gottesdienstes begleitete, zu mäßigen verstanden, aber jetzt am Schlusse drang die ganze Wucht des Schmerzes auf ihn ein. Die Beraubung, die seine theure Kirche, die Ungerechtigkeit, welche die Gemeinde erleiden sollte, standen in Flammenschrift vor seinem Auge und die Orgel erklang unter seinen Händen, wie ein Drohen des göttlichen Zornes. Gegen das Ende des Gesanges wurde jedoch das Herz des Spielenden von steigender Siegeshoffnung erfüllt. Wie so Manchem aus der Gemeinde, wollte auch ihm die Möglichkeit eines Gelingens des von dem Fremden beabsichtigten Raubes immer unwahrscheinlicher vorkommen — und die Schlußsätze waren so voll lichter Freudigkeit, so voll Gewißheit des Beistandes Gottes, so voll Jubel und Preis seines heiligen Namens, daß sie auch einer emporhebenden Wirkung auf die Hörer nicht ermangeln konnten.

Während die ausklingenden Akkorde des Nachspiels sonst immer durch das Geräusch der sich von ihren Sitzen Erhebenden, von den Tritten der vielfach mit Nägeln beschlagenen, schweren Schuhe und Stiefel auf den Steinplatten des Fußbodens, von dem Auf- und Zugehn der Thüren, auch von dem Falle manchen Wortes, nach so langem Schweigen, unterbrochen wurden, — zogen die sanft verhallenden Töne an diesem Tage in ungestörtem Walten unter den Gewölben dahin. Der Spielende, wie er sonst des Klapperns, Trappens und Knarrens nicht wahrnahm, bemerkte auch heute nicht die seltsame Stille; theils war die Kraft des Tons seiner Orgel zu mächtig um ihn her, theils sein eigenes Empfinden zu gewaltsam auf ihren Klängen emporgetragen, als daß Ohr und Sinn für irgend einen Laut in der Kirche noch empfänglich gewesen wäre.

Aber ein anderer Mann, dessen Augen zu dieser Zeit gleichfalls der Anblick seiner Gemeinde entzogen war, beachtete jenes wunderbare Schweigen sehr wohl. Es war der Pastor, welcher in der Sakristei, einem zierlichen Kapellenbau des Altarhauses, im alten Lehnstuhle saß und lauschte. Nachdem er die Pflichten des Amtes erfüllt, hatte er sich, tief erschöpft, in diese stille Kammer zurückgezogen, trocknete wiederholt die Stirn und lehnte eine Weile n dumpfem Brüten im Sessel. Zum ersten Male in seinem Leben hatte die Feier des Gottesdienstes in den geliebten Räumen der Kirche keine erhebende Wirkung auf ihn gethan, er war matt an

Körper und Geist und im Innersten unzufrieden mit sich selbst; er tadelte seine Schwäche, der zufolge die Forderung des fremden Gelehrten im Stande gewesen, ihm diesen Feiertag zu zertrümmern und daß alle Herrlichkeit des göttlichen Wortes nicht hingereicht, jene Sorge und Bitterkeit von ihm zu nehmen.

Unter so niederschlagenden Betrachtungen und Selbstanklagen wirkte dennoch die Ruhe dieser abgelegenen Kapelle wohlthätig auf den Ermatteten; das kleine, zierlich gebildete Spitzbogenfenster war geöffnet und sandte den belebenden Hauch der milden Herbstluft gegen sein bleiches Angesicht. Er athmete tief auf und sah nach der Uhr, — der Gesang mußte zu Ende gehn. Er horchte, — in der That, jetzt war er vorüber. Aber das gewohnte Geräusch der forteilenden Kirchgänger, wie es so tausendmal durch die Sakristeithür an sein Ohr gedrungen war, blieb aus — er lauschte wiederholt, aber die Stille dauerte fort. Freude und Sorge durchbebten wechselnd sein Herz, — denn jetzt wurde es ihm klar: die Gemeinde wollte sich nicht entfernen, sie wollte Zeuge sein bei der Verhandlung mit dem Fremden über das Heiligthum ihres Altars.

Die Thür öffnete sich und der alte Küster trat mit seinem Sohne ein, um den grün behangenen Tisch mit dem Schreibgeräth aus der Sakristei in die Kirche hinaus zu tragen, wo im mittleren Schiff vor den Schranken des Altars für den Pastor, die Vorsteher und den Fremden die Sitze zu der angekündigten Unterredung bereitet waren, — beide bestätigten, tief bewegt, die Vermuthung des geistlichen Herrn, und, als dieser in die Kirche hinaustrat, fand er die Schiffskapitaine und Wilhelms Vater, den Seiler, schon an ihren Plätzen; im Hintergrunde aber harrte die Gemeinde in schweigender Erwartung, was die Zukunft über ihr geliebtes Heiligthum verhängen werde. Bald darauf nahten auch die noch fehlenden Vorsteher: Helmold und der alte Kerkow.

Die Blicke Aller ruhten auf den beiden Greisen, wie sie durch den offenen Gang zwischen dem Gestühle auf den Altarraum zuschritten. Auch der, welcher das vergangene Leben der Freunde nicht kannte, hätte sich von dem Gegensatze ergriffen fühlen müssen, der in diesen zwei Gestalten ausgesprochen lag. Kerkow kam tief gebückt daher, er wankte unsicher und ohne Gleichmaaß der Schritte und seine Schwäche wäre noch mehr hervorgetreten, hätte ihm nicht

der kräftige Arm Helmolds zur Stütze gedient. Einige Male hielt letzterer auf dem kurzen Wege an, damit der Freund sich stärke; er leitete ihn so liebevoll, jede seiner Bewegungen war so von Rücksicht für den Hinfälligen durchdrungen, daß man nicht wußte, ob mehr diese zarte Sorgfalt, oder die machtvolle Erscheinung seiner Persönlichkeit Bewunderung verdiene.

Aber so kühn und kräftig auch Helmolds stattliches Haupt zwischen den nervigen Schultern emporragte, sein Angesicht blickte heute doch nicht mit der gewohnten, herzgewinnenden Freundlichkeit um sich, eine leichte Wolke von Sorge schwebte über der klaren Stirn und verschleierte die sonst so treu, fest und hell strahlenden Augen. Wenn auch Herbigkeit und Strenge seinen stark gefurchten Zügen mangelten, so zuckte doch bisweilen ein ernster, zurückweisender Stolz über sie, der sonst kaum an ihm wahrgenommen werden konnte. Nur wenn er sich zu Kerkow hinab neigte, um ihm ein Wort ins Ohr zu flüstern, war er der alte, und das Aufrichtende, Hoffnungsvolle und Ermunternde seines Wesens stand dann, ganz wie sonst, siegreich über jeder Verdüsterung.

So waren Beide der volle Ausdruck ihrer Vergangenheit: Kerkow der mit aller Anstrengung Ringende, aber an den ungünstigen Umständen Gescheiterte, dem das Glück erst leuchtete, als es bereits zu spät war, und er trotz seltener Begabung und steten Fleißes die Kräfte seines Körpers in schweren, oft nutzlosen Arbeiten zum Verdienste täglichen Brodes hatte aufreiben müssen; Helmold der freie Seemann, dem jedes Schwere, alles Entgegenstehende zu überwinden gelungen, dem Wind und Wetter, Sturm und Meereswoge einzig gedient zu haben schienen, Leib und Seele, Herz und Sinn kräftiger, gleichmäßiger, reiner zu entfalten, der aus allen Wüsten und Meeren, aus Wildheit, Frevel und Rohheit in Nähe und Ferne seine edle Ursprünglichkeit gerettet, und sie aus Schmerz und Trübsal zu einer reichen Erfahrung und zu glücklichem Ziele emporgehoben hatte.

Der Pastor ging Beiden einige Schritte entgegen und begrüßte sie herzlich; war es ihm schon sonst eine Freude, wenn er Helmolds ansichtig wurde, so hieß er ihn heute doppelt willkommen, denn mit ihm, der in seinen Augen so hoch stand, wie kein zweiter in Nustrow, hoffte er die drohende Gefahr zu besiegen.

Der Fremde, welcher an dem Gottesdienste nicht theilgenommen,

war während des Schlußgesanges eingetreten und hatte sich hinter einen der starken, achteckigen Pfeiler gestellt, welche das Mittelschiff von den Seitenschiffen trennen. Er glaubte so unbemerkt zu bleiben, bis die Gemeinde das Gotteshaus verlassen haben würde; wer beschreibt daher sein Erstaunen, seinen Unwillen, als er, da sich Niemand rührte, die Ueberzeugung gewinnen mußte, die Bewohner des Dorfes wollten Zeugen der kommenden Verhandlung sein. Noch weilte er in seinem Versteck, immer erwartend, daß nur ein Zufall, oder eine ihm unbekannte Sitte ein kurzes Zögern hervorgerufen habe; zuletzt durfte er jedoch nicht länger zweifeln. Er sah die Zahl der Kirchenvorsteher vollständig beisammen, man wartete jedenfalls nur noch auf ihn allein, — so blieb ihm keine Wahl, er mußte vortreten. Eine gewisse, ihm sonst unbekannte Scheu lähmte seinen Zorn über das „unpassende Benehmen" der Gemeinde, als er sich dem Tische näherte; er fühlte, obgleich er starr vor sich hinblickte, daß alle Augen auf ihn gerichtet waren, er empfand, wie unwillkommen seine Erscheinung an dieser Stätte wirkte, und zog endlich aus dem Bewußtwerden gegenseitigen Widerwillens die Kraft, ganz der alte, durchaus er selbst zu sein.

Mit einem flüchtigen, kaum wahrnehmbaren Nicken wendete er sich gegen die Vorsteher, selbst dem Pastor galt nur ein kalter Gruß, aber als er sich in dem für ihn bestimmten Stuhle niederließ, und er vor sich die goldige Schimmermasse des Schreines sah: da glänzte sein Blick. Die Gestalten traten nun, weil ein mittägliches Licht aus dem südlichen Seitenschiff auf sie hinfiel, in ihrer ganzen Herrlichkeit hervor, in so lebensvoller Wirksamkeit, daß selbst den bebrillten Augen des kurzsichtigen Professors ihre Frische, Unmittelbarkeit und Kraft einleuchten und ihm das Herz erwärmen mußte.

In der That, dieses Werk war es werth, darum zu kämpfen. Entreißen wollte es der gelehrte Mann diesen „Barbaren, die keine Ahnung hatten von seiner Schönheit", — entreißen um jeden Preis. Er fühlte sich in diesem Augenblicke gleich einem Märtyrer, wie der einzige Gottbegnadete unter Wilden, — doch welch' ein Lohn winkte seinem Opfermuth! Die ganze Begeisterung, aller Thatendurst des beamteten Kunstgelehrten erwachten stärker, wie je zuvor.

Nachdem eine völlige Stille eingetreten war, erhob sich der Pastor, um die Verhandlung mit einigen kurzen Worten einzuleiten. Er nannte dem Professor Namen und Stand der Kirchenvorsteher, und erwähnte dann, ohne seine eigenen Ansichten in der Angelegenheit kund zu thun, welche Zwecke den Fremden nach Nustrow geführt; zum Schluß verlas er ein an ihn gerichtetes Schreiben des Cultusministeriums, in welchem ihm die möglichste Förderung der Wünsche und Bestrebungen des Professors empfohlen ward, und bat diesen nun, selbst seine Vorschläge näher aus einander zu setzen und zu begründen.

„Mein Herr Pastor und meine Herren Vorsteher!“ — sagte hierauf der Gelehrte, und seine scharfe, kalte, unbiegsame Stimme drang sehr mißtönend durch die weiten Hallen — „ich bin zu Ihnen gekommen, anscheinend, um Sie eines Ihnen aus einer Art von Gewohnheit lieb gewordenen Inventarienstückes ihrer Kirche zu berauben, in Wahrheit aber, Sie von einem unpassenden, beschwerlichen Geräthe zu befreien. Ihr Altarschrein ist, so wichtig sein Anblick demjenigen sein muß, der aus der Geschichte der Kunst in ihren früheren Entwicklungsstadien eine Lebensaufgabe gemacht hat, so bedeutsam er sich in einem Museum mittelalterlicher Denkmäler als ein Glied der Kette darstellen wird, welche die künstlerischen Leistungen vergangener Epochen fein gebildeten Betrachtern vergegenwärtigt, — ich sage, Ihr Altarschrein ist unter Ihnen, in dieser Kirche, an jener hochheiligen Stelle eine Anomalie, ja gradezu eine Störung der Andacht. Einem Ideenkreise entsprungen, der durch die reformatorischen Lehren verworfen und diesen Gegenden seit Jahrhunderten ganz fremd geworden ist, kann er mit den darin dargestellten Bildern von Heiligen, von deren Bedeutung die Form unserer Kirche nichts weiß, nichts wissen will, an jenem Platze auf die Gemüther der Gemeinde einzig nur eine beunruhigende, eine verwirrende Wirkung ausüben.

Glauben Sie mir, niemand achtet Ihre Anhänglichkeit an das einmal als gut und schön bewährte Alte höher, wie ich. Ein Gelehrter, dem das Studium der Vergangenheit die Axe gewesen ist, um die sich sein Forschen und Trachten bei Tag und bei Nacht durch so viele Jahre gedreht hat, weiß mehr, wie jeder Andere, solche Gesinnung zu würdigen, und obgleich mir, während der kurzen Zeit meines Weilens unter Ihnen, Beweise entgegen

getreten sind, die mich schließen lassen, daß man mich in Ihrem Dorfe, meiner kundbar gewordenen Zwecke wegen, nicht eben gern sieht, bin ich doch weit entfernt davon, solches übel zu empfinden, im Gegentheil: Sie stehen mir nur höher durch eine derartige Gesinnung.

Aber, meine Herren, eine jede Sache hat ihre Grenze, und ich meine, Sie werden mir Recht geben, wenn ich behaupte, die Hinneigung zu einem der Gegenwart abgestorbenen Dinge der Vergangenheit, welches, wie gesagt, dem gelehrten Forscher allein noch Nutzen bringen kann, darf nicht so weit getrieben werden, daß die höchsten Interessen des jetzt lebenden Geschlechtes, — und dazu gehört für Rustrow ohne Zweifel eine ungetrübte Andacht an dieser Stätte, — darunter leiden.

Ich fordere daher den Schrein im Namen einer sich bedeutsam entfaltenden, jungen Wissenschaft — der Kunstgeschichte —, ich wünsche ihn im Namen aller derjenigen Ihrer Mitbürger, denen Muße und sonstige Gelegenheit gegönnt ist, ihren Geist zur Betrachtung und zum Genuß der schönen Werke der Menschenhand aus allen Zeiten zu erheben. Das hohe Patronat dieses Gotteshauses hat zweifellos das Recht, über die einzelnen Inventarienstücke der Kirche ohne Weiteres zu verfügen, und es wird mir also, da ich mit Genehmigung jener Behörde das Kunstwerk verlange, nichts entgegenstehn; aber dennoch ist mir Ihre vollständige Zustimmung wichtig, meine Herren!

Immerdar würde es mir ein Schmerz sein, die edle Gemeinde von Rustrow gekränkt, sie eines alterthümlichen Gegenstandes ihrer Kirche beraubt zu haben. Doch ich nehme Ihnen ein ungehöriges Werk und verheiße Ihnen dafür eine Schöpfung religiöser Kunst ersten Ranges. Sobald Sie dem hauptstädtischen Museum Ihren Altarschrein überlassen haben, bin ich beauftragt, Ihnen das Meisterbild eines unserer größten, jetzt lebenden Maler als Ersatz anzubieten. Es wird ein Gemälde sein, welches Ihrem Auge, Ihrem Verstande, vor Allem aber Ihrem Herzen ganz anders zusagen wird, als jener der Denkweise versunkener Jahrhunderte entstammende Puppenkasten. Ein protestantischer Künstler streng gläubiger Richtung soll der Schöpfer Ihres neuen Gemäldes sein, und somit wird diese Zierde in vollem und würdigstem Einklange stehn mit den Lehren, welche unter den uns in dieser Stunde

schirmenden Gewölben verkündet werden. Abgesehen hiervon wollen wir auch eine nicht unbeträchtliche Summe Geldes, — wir werden nachher schon darüber zur Einigung gelangen, wie viel, — hinzufügen.

Stimmen Sie also bei, — meine Herren! Es ließen sich noch manche Gründe den bereits erwähnten hinzufügen, aber ich hoffe von Ihrem Patriotismus, von Ihrer Achtung vor der Wissenschaft und endlich von Ihrer richtigen Erkenntniß der eigenen Interessen der von Ihnen vertretenen Gemeinde, daß es an dem Gesagten genug sei. Ich kann den Schrein nehmen und ich nehme ihn auch ohne Ihre Einwilligung, doch werde ich ihn doppelt froh in die kunstgeschmückten Räume unseres Museums führen, wenn ich weiß, Sie geben ihn gern, vermissen ihn nicht und erfreuen sich, da er fort ist, aus voller Seele eines anderen, angemessneren Schmuckes Ihres Altars."

Nach solchen Schlußworten setzte sich der Professor. Manche Wendung seiner Rede war ihm ersichtlich schwer angekommen; Hochmuth und Habgier hatten einen harten Kampf bestanden und die Lust des Besitzens war Siegerin geblieben. Nunmehr jedoch glaubte er auch seiner Sache völlig gewiß zu sein, und hegte ein Gefühl hoher Zufriedenheit mit sich selbst, ja er mußte sich wiederholt Gewalt anthun, daß seine Miene nicht vor der Zeit jenen Triumpf verrathe, welcher ihm, seiner Meinung nach, in wenig Augenblicken bevorstand.

Der Pastor hatte, während der Gelehrte sprach, die Augen, schmerzlich bewegt, gegen die Steinplatten des Fußbodens gerichtet, auf den Zügen der Kirchenvorsteher lag ein düsterer Ernst, nur Helmold blickte jetzt wieder in gewohnter Weise sorglos und frei umher und, ob er gleich den Worten des Fremden aufmerksam folgte, schienen sie ihm doch fast ohne Eindruck, gewiß ohne jede Beunruhigung, vorüber zu ziehn.

Als er dann aufstand, umdrängten ihn die Genossen. Es ging ein kurzes Geflüster von Mund zu Mund und jeder der Vorsteher schien ihm Ähnliches zu melden. Dann waltete eine Stille um den Altar, und in der noch immer versammelten Ge-

meinde, so daß man nur den gleichmäßigen Pendelschlag der Thurmuhr vernahm, endlich begann Helmold seine Entgegnung:

„Verehrter Herr Pastor, Herr Professor, und ihr, liebe Genossen und Freunde! Es kostet mich fast eine Ueberwindung, an dieser Stelle zu reden, da doch hier nur das lautere Wort Gottes zu ertönen berechtigt ist, aber unerachtet dieses Gefühles habe ich mich doch zu dieser Äußerung bereit finden lassen, denn meine Stimme gilt ja dem Schutze unseres Altars und ist der Wiederhall aller Gedanken und Empfindungen, welche die Gemeinde unseres Dorfes beseelen. So will ich denn jetzt offen sagen, was ich denke, und wie die Meinung der Kirchenvorsteher ist. Der Herr Professor verlangt unsern Altarschrein, — er wird ihn niemals bekommen!

Mag er es versuchen mit dem Recht, mit der Gewalt, oder mit Bitten, — das Kleinod wird unser bleiben, und niemand soll daran rühren. Es kann mir nicht einfallen, die vielen schönen und triftigen Gründe des gelehrten Herrn, welche da alle beweisen sollen, der Schrein sei uns unnöthig, eine Bürde, ja ein Uebel — zu widerlegen — ich will einzig hervorheben, warum er uns theuer ist, weshalb wir ihn nicht missen mögen, nicht missen, um keinen Preis. Bis jetzt habe ich — und ich glaube, den Meisten von uns ist es ähnlich ergangen — die Zierde unseres Altars geliebt und mich ihrer gefreut, ohne mir zu sagen, weshalb. Die Ansprüche, welche nun erhoben werden, sind die Veranlassung gewesen, über die Ursachen solcher Gefühle nachzudenken, und ich glaube sie in der vergangenen, schlaflosen Nacht gefunden zu haben. Hier sind sie.

Wir Nustrower sind Freunde des erprobten Alten; es wird uns oft vorgeworfen, daß wir in dieser Neigung zu weit gehen und man mag mit solcher Behauptung Recht haben, aber loslösen können wir uns von einer Richtung einmal nicht, die ein Stück unseres Wesens ausmacht. Daß eine Begründung unserer Anhänglichkeit an das Bestehende in dem alten Heimatdorfe stecken müsse, dafür bürgt, daß der Nustrower nicht hinter seinem Ofen zum Greise wird, daß er trotz aller Fahrten durch Meere und Fernen und trotzdem, daß er auf diesen Reisen mit dem Auge eines Seemannes um sich zu blicken gewohnt ist, — doch immer und immer wieder gern in das alte, weltentlegene Dorf zurückkehrt, ja daß die Sehnsucht danach eigentlich zu keiner Zeit

auch unter dem heitersten Himmel, in den Marmorstädten des Südlands und in den von Schätzen wimmelnden Häfen Britanniens oder der neuen Welt — aus seiner Seele weicht.

Zu dem erprobten Alten gehört im Herzen des Rustrowers voran seine Kirche. Der Herr Professor hat gesagt, das Gebäude sei sehr schön, — und es ist wahr, auch ich bin stets von einer ganz eigenen, freudigen Erhebung durchdrungen worden, wenn ich das Gotteshaus mit seinem hochstrebenden Thurme betrachtete, oder in seinem Innern verweilte. Ich sah viele wunderbare Kirchen und Dome und unter ihnen die Agia Sophia in Konstantinopel und St. Paul in London, die beide weltberühmt sind. Ich fand sie wohl unendlich größer und prächtiger, als unsere Rustrower Kirche, aber in ihrer Art dünkte mich die letztere nicht minder herrlich.

Wiederum das Theuerste in dem geliebten Bauwerk ist uns der Altarschrein; jeder in Rustrow trägt seine edlen Gestalten mit den feinen, ausdrucksvollen, innigen Angesichtern in ihrer feierlichen Erscheinung immerdar in seinem Herzen.

Vor vielen Jahren ist einst ein Reisender an diese Küste verschlagen, der hat, da durch die Lehren der Reformation die in dem Schrein vorgestellte Geschichte des heiligen Bischofs Nikolas fast gänzlich in der Erinnerung der Rustrower erloschen war, dieselbe wieder in den Gemüthern unserer Väter aufgefrischt. Er hat die schöne Legende so rührend und beweglich zu erzählen vermocht, daß sie fortan nicht wieder aus unserem Gedächtnisse verschwand. Man bewahrte sie so von Geschlecht zu Geschlecht und ich kann es noch denken, als wäre es heute, da meine Mutter mir dieselbe zum ersten Male mittheilte.

Weil jener heilige Mann nun in vergangenen Zeiten, als besonderer Freund und Beschützer der Seeleute und Küstenvölker, auch an unserem Strande einst eine große Verehrung genoß — denn überall in unserem Vaterlande giebt es St. Nikolaskirchen — so haben auch unsere Väter sein edles, hülfreiches und opfervolles Leben an der heiligen Stätte ihres Gotteshauses darstellen lassen, und noch heute könnte kein Bild bewegender und trostreicher zu dem Gemüthe des Rustrower Seemannes sprechen. Daß es nicht das Erdenwallen des Heilandes selbst ist, was wir hier vor uns sehn, thut seinem ergreifenden Einflusse auf unsere Seelen nicht

den mindesten Abbruch, denn das dargestellte Wirken des heiligen Nikolas ist so ganz Liebe, Barmherzigkeit und Demuth, daß nur ein echter Nachfolger Jesu es ausüben konnte, und daß die heiligen Lehren, welche der Herr verkündet hat, mit einer großen Weihe und Macht daraus reden. Außerdem aber mahnt — wenn es eines äußeren Zeichens noch bedürfen sollte — die Gestalt des gekreuzigten Heilandes dort oben in der Höhe über dem Rahmenwerke des Schreins: daß Alles, was in den innern Fächern desselben vor sich geht, nur ein Ausfluß ist von Christi Worten und Beispiel.

Obwohl kein Kunstverständiger, glaube ich doch auf den ersten Blick zu erkennen, daß diese Kirche und dieser Altar in Zeit und Art, wie aus einem Gusse sind, und somit unlösbar zusammen gehören. Sollte es der Herr Professor nicht selbst herausfühlen, daß es ewig schade wäre, eine so schöne Vereinigung zu zerreißen, um uns ein zu diesem Raume in keiner Beziehung stehendes Gemälde dafür hinzustellen; ein Gemälde, welches wir niemals lieben, zu dem wir immer nur mit dem scheuen Vorwurfe aufblicken könnten, daß wir seinem Besitze das theure Kleinod unserer Altvorderen, das uns zur andachtsvollen Weiterpflege überantwortete edle Vermächtniß der Vergangenheit aufgeopfert hätten.

Lebt und wirkt endlich ein solches Werk hier, an der Stelle, für die es vor Jahrhunderten geschaffen wurde, nicht weit inniger, nicht weit segensreicher, als in einem Museum? Dort würde unser Schrein gar bald in den prachtvollen Riesensälen unter tausend anderen, vielleicht glänzenderen und das Auge bestechenden Dingen zurücktreten, oder, wenn die erste Neugier der Alterthumsforscher sich daran satt geweidet, gar in der Polterkammer verschwinden.

Auch würden wir es, nach allem Trost, nach aller reinen Freude und Erhebung, mit der wir das Kleinod unserer Vorfahren durch alle Jahre unseres Lebens verehrt haben, auf das Schmerzlichste empfinden, wenn dasselbe im Museum von gleichgültigen Menschen mißachtend beurtheilt, oder gar, wie das in großen Städten zu sein pflegt, durch plumpe und häßliche Späße entweiht werden sollte. Fühlt aber ein wahrhaft gelehrter oder kunstsinniger Mann das Bedürfniß, unsern Schatz genau zu betrachten, von dem er in Büchern und Schriften gelesen haben kann,

so mag er zu uns in unser Stranddorf kommen, und ich wette, der Schrein spricht hier an seinem Geburtsort unter uns und in diesem Dorfe mit dem eigenartigen Aeußern und Gebaren beredter zu ihm, als in jenen Prunkhallen der Hauptstadt.

Was zum Schlusse des fremden Herrn Vorschlag einer Geldzugabe, außer dem als Ersatz dargebotenen Gemälde, betrifft, so möchte ich gern annehmen, — wenn die heilige Stätte und der Ernst der Sache es zuließen — er habe mit uns scherzen wollen. Unser Dorf ist grade nicht reich, drüben im Binnenlande mag es wohlhabendere Leute geben, aber, Gott sei Dank, so weit ist es mit uns nicht gekommen, daß wir das schönste Heiligthum unserer Kirche für schnödes Geld hingeben sollten, und ich müßte Nustrow schlecht kennen, wenn nicht ein jeder im Dorf, und sei es der ärmste und verlassenste, eher den letzten Heller mit Freuden opferte, als daß er solche Schmach und eine derartige Schande über seine Heimat hereinbrechen ließe.

Und nun, Herr Professor, habe ich Ihnen Alles gesagt, was ich auf Ihren Vorschlag zu antworten wußte. Meine Genossen und das ganze Dorf denken wie ich. Es thut mir Leid, daß ich Ihnen, der Sie als ein Fremder unter uns weilen, gar nichts Zustimmendes oder sonst Freundliches entgegen bringen konnte — das ist weder Nustrower Sitte noch Seemannsbrauch; aber ich denke, wenn überall bei dieser Verhandlung in einem Gemüthe eine Bitterkeit aufgestanden ist, so hat sie einen flüchtigen Gang genommen, und das Innerste des Herzens ist unberührt davon geblieben, denn die Stätte, an der wir versammelt sind, duldet kein gehässiges Wesen — und so wollen wir auch als Freunde scheiden."

Nachdem er geendet, schritt Helmold auf den Fremden zu und bot ihm die Rechte. Der Professor erhob sich und reichte ihm nach einem kurzen Zögern die Hand — sie war eiskalt und zitterte. Zu einer Antwort vermochte sich der gelehrte Herr nicht mehr zu entschließen, er verneigte sich flüchtig gegen den Pastor, gegen Helmold und die übrigen Vorsteher, und verließ dann eiligen Schrittes das Gotteshaus.

Die Nachfeier.

Sobald sich der Fremde entfernt hatte, schien ein Alp von der Versammlung gewichen. Alle, Vorsteher und viele Gemeindemitglieder umgaben Helmold, jeder wollte seine Hand erfassen, einen Blick, ein Wort von ihm; er jedoch hatte nur Auge für Kerkow, dessen gelbliche Blässe ihm schon, während er sprach, schmerzlich ans Herz gegangen war. Er kürzte aus solchem Grunde den Schluß seiner Rede ab und bedeutete Trina und Christine, daß sie ihn auf dem Kirchplatze erwarten sollten, weil er den Freund erst selbst nach Hause zu geleiten beabsichtige. Als sie nun Beide wieder durch die Menge dem Ausgange zuschritten, erregte auch bei den Uebrigen die gebeugte Haltung des Greises mit dem von Sorgen gefurchten Angesicht, den dunkelen, tief liegenden Augen, dem eingesunkenen Munde, und dem spärlichen, weißen Haar, welches kaum die blaugeäderten Schläfen bedeckte, ein inniges Mitgefühl. In seiner Wohnung erholte sich Kerkow unter der umsichtigen Fürsorge seiner Töchter gar bald und, als er erst von der kräftigen, sonntäglichen Suppe genossen hatte, zeigte er fast einen Anflug früherer Rüstigkeit. Erst da ging Helmold; ein nicht zu beschreibender Ausdruck dankbarer Freude lag in den Augen des Greises, als er dem scheidenden Freunde nachblickte.

Draußen vor dem edelgeschwungenen Westportale des Thurmes harrten indessen Trina und Christine. Die aus dem Thore hervorquellende Menge hatte sich bald zerstreut, und nur Wilhelm war im freundlichen Gespräche bei den Frauen zurückgeblieben. Trina hatte in einer der beiden mächtigen Nischen, welche zu den Seiten des Portals in die Mauer einspringen, Platz genommen, sie saß dort auf einem granitenen Sockel des Unterbaues und schaute mit ihren dunkelen, seelenvollen Augen in die reine Bläue des Himmels. Ihr Herz schlug so voll Glück und Wonne, so voll Dank und Preis gegen Gott, der ihr Helmold als Gatten geschenkt, daß ihr war, als müsse sie nur immer hinaufblicken zu dem Quell alles Lichtes und Heiles.

Christine stand neben der Mutter an einen Pfeiler gelehnt und auch über ihrem Antlitz lag eine stille Seligkeit. „Ach, Wilhelm,“ sagte sie, „welch’ ein herrlicher Tag ist heute. Am

Morgen Anfangs war mir so bange und nachher in der Kirche, als der fremde Herr redete, wurde ich ganz traurig, denn da glaubte ich unsern Schrein für immer verloren. Aber nun ist Alles wieder gut. Der Vater hat es so gar schön gemacht; ich denke, was er sprach, hat Jedem zu Herzen dringen müssen. Ja — wie ist es nur — wo der Vater auch hinkommen mag, da wird immer jedes Ding recht und freundlich; aber mir allein mag das so scheinen, weil ich sein Kind bin und ihn so lieb, ach so gar sehr lieb habe!"

„Nein, Christine," erwiederte Wilhelm, „du hast tausendmal Recht, und was du gesagt hast, denkt jeder Rustrower und auch mancher aus den andern Dörfern der Halbinsel. Selbst in den großen Hafenstädten bei uns und in fernen Ländern fragen die Leute oft, wenn von Rustrow die Rede ist, sogleich nach Helmold. Ein freudiges Leuchten geht immer über ihr Gesicht, sobald man berichtet, daß der Greis, dem sie nachforschen, noch lebe und glücklich sei. Und die Seeleute gar auf allen Meeren, die kennen ihn zum Erstaunen, und wissen von ihm zu erzählen, daß es eine Lust ist. Heute, wie er so dastand vor dem Altare und aussprach, was wir alle einzeln fühlten, ohne daß uns doch die Kraft gegeben war, es zusammen zu denken, oder es in Worte zu fassen, als die Sonne so über seinem weißen Haare zitterte, und eine Ruhe bei ihm war, und eine Gewißheit, die jede Sorge hinwegnahm, da mußte ich mich fragen, wo ich denn sonst den Muth hernähme, so zutraulich mit ihm zu verkehren. Aber ich wette, wenn er jetzt zu mir tritt und mich anspricht, so ist wieder jede Scheu verschwunden."

Trina saß indessen ganz still, die Hände in ihrem Schooße gefaltet, nur bisweilen rissen sich ihre Blicke los von der blauen Glocke des Himmels und streiften mit einer sehr großen Helle das Antlitz ihrer Tochter und Wilhelms jugendfrische Gestalt. Bald darauf näherte sich Helmold dem Kirchplatze und berichtete, daß Kerkow sich erholt habe; dann nahm Wilhelm Abschied und kehrte unendlich glücklich in sein väterliches Haus zurück.

Als Helmold mit den Seinigen sich vom Portale entfernte, waren sie der Meinung, daß die Kirche nun leer sei; sie achteten nicht darauf, daß die Pforte unverschlossen blieb. Der alte Küster und sein Sohn waren aber noch anwesend, richteten und räumten

noch Manches und redeten von dem glücklichen Ausgange der Verhandlung. Zuletzt mangelte nur noch das Zuziehn des grünen Vorhanges, den der Pastor seit einigen Jahren vor dem Schreine des Altars hatte anbringen lassen, damit er in den Zeiten, wo kein Gottesdienst war, nicht zu arg verstaube. Der Sohn wollte diese Arbeit vollbringen, weil es dem Vater immer schwer fiel, die Arme zu der erforderlichen Höhe zu erheben, aber der Alte lehnte jede Beihülfe ab.

„Laß mich nur machen, Fritz,“ sagte er mit einem stillen Lächeln, „es wird mir heute eine besondere Freude sein.“

Der Sohn trat zurück und folgte theilnehmend den zitternden Bewegungen, mit denen der Greis sein Werk vollendete. Als nun die weiche Hülle des Vorhanges über die theuren Gestalten gebreitet war, fuhr der Alte mit der inneren Hand mehrmals sanft darüber hin, gleichsam als wolle er den Schrein, dieses so viele Jahre mit Sorgfalt von ihm gehütete Kleinod, liebevoll streicheln.

„Ja, ja“, hörte der Sohn den Vater flüstern, „ja, ja, du wirst nun immer bei uns bleiben, und keiner soll dich uns entreißen!“

Eine rührende Innigkeit sprach aus Worten und Gebärden des sich unbewußt und allmälig wieder der Kinderweise nahenden Greises, und die Augen des Sohnes füllten sich mit Thränen bei diesem Anblick.

Am Nachmittage fuhr die gelbe Chaise mit dem Professor wieder zum Dorfe hinaus. Niemand befand sich auf den sandigen Schlingwegen, der sich an diesem Anblicke hätte laben können, denn sie saßen nun Alle in den Häusern beisammen, aßen das verspätete Mittagsbrod und ruhten aus in froher Erinnerung. Der „Abgeblitzte“, wie er fortan in Nustrow hieß, hatte ein ganz kurzes Schreiben an den Pastor hinterlassen, in dem stand: daß er „fürs Erste“ von seinem Verlangen abstehe, weil er den „störrigen und auf das Alte versteiften Sinn der Nustrower nicht zwingen“ möge. Es werde schon eine Zeit erscheinen, da ein kommendes Geschlecht klarer blicke und einsehe, daß er in der von ihm angeregten Sache allerdings voran das Beste des Allgemeinen,

demnächst aber auch entschieden das Wohl der Gemeinde von Nustrow im Auge gehabt habe.

So war denn Alles gut geworden, weil es blieb, wie man es von Alters her kannte und in sein Herz genommen hatte. Der köstliche Abend, dessen Schatten nun schon früher herabsanken, lockte noch die Frauen, Mädchen und Kinder heraus in die Gärten, auf die Dorfstraße und gegen den Strand. Auf den niedergelassenen Sommerbänken saßen sie im traulichen Gespräche beisammen, einzelne Männer kamen dazu, und weil die Luft gar so lau von der See wogte, beredete man auch die ganz Alten, sie noch einmal zu kosten.

Die Nacht kam, einzelne Sterne blinkten, und selbst zu so später Stunde wollte des Erinnerns und Redens vom Morgen her kein Ende werden Durch alle Freude klang aber immer wieder als das Schönste, das Liebste und Allerbeste, was man von dem bedeutungsvollen Tage zu sagen wußte, der Name — Helmold.

Spätherbst.

Jener Abend und jene Sternennacht waren die letzten Ausklänge der schönen Jahreszeit gewesen. Gegen die Morgenstunde des Folgetages lagerte sich eine Trübung zwischen Himmel und Erde — das Meer hatte seinen ersten Seenebel heraufgesandt. Als die Fischer zu ihren Booten niedergingen, war schon Alles von ihm umfangen, die kommende Sonne hatte sich in undurchdringliche Schleier gehüllt, und in solchen wandelte sie diesen ganzen Tag und viele folgende ihren allmälig immer tiefer sinkenden Weg.

Es war nun wieder ganz anders im alten Dorf, als zu der klaren Flockenzeit des „Altweibersommers" und in seinem Aussehn waltete zu jenen lichten Tagen ein vollständiger Gegensatz.

Grau, wie verloren und eingemummt in die weiten, weißen Dünenmäntel lagen die Häuser, die sonst so trotzig gegen die Sandberge ihre Giebelspitzen aufreckten, — und nur die eintönige Stille dauerte fort — jetzt jedoch, außer vom dumpfen Halle der fernen Woge, durch den gleichmäßigen Tropffall des zusammen-

rinnenden Nebels unterbrochen. Der tönte Tag und Nacht zu jeder Stunde fest, sicher und wunderbar mahnend an das Nustrower Ohr. Von jedem Dache, von jedem Vorsprunge der Häuser, von den gelber und matter werdenden Blättern des Pappelbaumes und den kahlen Spitzen des Hollunderstrauches, an den trocknen, zweigentkleideten Stämmen der jungen Tannen in der Stallecke des Hofes glitt er in gleichmäßigen Zügen hernieder. —

In den Häusern war man allmälig nach jenen Tagen der Anfechtung und der Aufregung wieder in das gewohnte Dasein zurückgekehrt, man sprach wohl noch davon und gedachte noch oft des „abgeblitzten" Fremden; aber die Sorge, die harte Arbeit und endlich die Gewöhnlichkeit des Tages drängten jene seltsamen Ereignisse doch bald in den Hintergrund. Ganz dieselbe Gleichgültigkeit und derselbe nach innen gekehrte Ernst des Frühlings und Sommers lag nun aber doch nicht mehr über den Menschen. Hin und wieder begann eine gewisse Hast, eine oft unnöthige oder aussichtslose Geschäftigkeit in ihrem Thun hervorzuleuchten; denn es nahten bereits die Tage, wo sie hoffen konnten, ihre Lieben wieder zu sehn. In manchen Wirthschaften begann das Vorbereiten schon viel zu früh, alle schneeweiße Wäsche mußte wieder gelb werden, die bis zu den entlegensten Dachkammern „blank" gescheuerten Bretterdielen wurden aufs Neue beschmutzt, mancher eingekaufte Leckerbissen vermochte sich nicht in Frische und Wohlgeschmack zu erhalten bis zu jener seligen Stunde, welche den Ersehnten wirklich heimatwärts führen konnte.

Auch die „vornehmste", auch die reichste Schifferfrau schloß sich nicht aus von diesem Wirken, ja selbst mancher rundlichen, wohlbeleibten Gestalt, die sonst kaum ihren Fensterplatz im weichgepolstersten „Sorgenstuhl" hinter der weißen Ziehgardine verlassen mochte und sonst das ganze Hauswesen der bewährten Magd allein anheim gab, konnte es nun niemand so recht zu Dank machen und Besen und Waschholz härteten ihre durch feine Näherei oder den weichen Strickstrumpf verzärtelten Hände. —

Auf Helmolds Hofe war das anders, dort gedachte man des Nikolas zu jeder Stunde — die Eltern, Christine und Anna in Liebe, Olaf freilich in einer anderen Gesinnung — deshalb ging kein lärmendes, hastiges Treiben, kein sich überstürzendes Bereiten

auf seine Ankunft durch die stillen Räume. Sein Lager stand immer fertig und Anna bezog es jede zweite Woche mit frischem Linnen; aber auch sein anderer daheimgelassener Besitz wurde von der Familie bewahrt, gehegt, gepflegt und gehütet gleich einem Heiligthume, denn jeder der Zurückgebliebenen suchte und fand eine innige Freude in solchem Verhalten; und ähnlich wie in diesem wohlhabenden Hause, ward auch in der ärmsten Hütte mit zarter Sorgfalt dem Heimkehrenden eine freundliche Stätte bereitet.

Helmolds Abreise.

Ueber Helmolds Lebensabend stand jedoch, neben der Erinnerung an alles genossene Glück und neben den wohlberechtigten Hoffnungen für seine Kinder, zugleich eine unbewußte Ahnung kommender Sorge und drohender Trübung seines Schicksals. Genährt wurde diese Stimmung durch sein Mißbehagen, daß die Festigungsarbeiten der Düne, die im Frühling und Sommer einen so raschen, befriedigenden Verlauf genommen hatten, nun schon seit Wochen ins Stocken gerathen waren und zwar aus einer Ursache, welche ihm mit den bisherigen Mitteln und von seinem Wohnorte aus zu heben unmöglich schien.

Für jenen besonders ausgesetzten Punkt der Küste, jene Ecke, wo der Durchbruch von den Binnenwassern in das Meer mündet, und die mit allen Schätzen der Erfahrung, mit jeder aufzubietenden Kraft, mit den kostbarsten und schwierigsten Mitteln geschützt werden sollte, erwies sich nämlich Alles, was Helmold bisher ergrübelt und angewendet hatte, noch immer nicht wirksam und sicher genug. Die Befestigung der riesigen, aber wechselvollen Sandhügel selbst hätte man zwar unter den gewöhnlich obwaltenden Umständen nicht allzuschwer bewerkstelligen können, und sogar gegen die Kraft der Wirbelwinde, Stürme und Regenfluthen, wider das Hinaufwaschen der Wellen, ihr Sprühen und Flockentreiben würde eine Anlage nach dem Muster der bereits bewährten Arbeiten, längs der sich fast in graden Linien am Strande hinziehenden, niederen Dünenreihen, ausgereicht haben. Aber der Schutz dieses Vorsprunges hatte noch andere Schwierigkeiten zu überwinden. Eine kleine, unterseeische und daher dem über die Fluth hinschweifenden Auge

verborgene Steinklippe, eine sonst nur noch an einer einzigen Stelle dieses Strandes und dort in größerer Entfernung vorkommende Erscheinung, erregte nämlich die durch Sturm bewegten Wasser grade hier zu einer furchtbaren Wuth und trieb die empörten Wogen oft mit einer solchen Gewalt gegen die Düne, daß ihr bisheriges Standhalten fast wie ein Räthsel erschien.

Grade an dieser Stelle war aber damals jene Sturmfluth hindurch gedrungen, welche den Hof von Helmolds greisen Eltern so furchtbar hinweggerafft hatte, und solche Mahnung regte sich unablässig im Herzen des jetzt gleichfalls an der Schwelle des Alters stehenden Sohnes.

Wohl sah er ein, daß jene Ecke sich kaum besser festigen lassen werde, wie die übrigen Sandhügel, aber dennoch sann er Tag und Nacht, ob er nicht durch ein anderes Mittel die rasende Gewalt des Feindes lähmen könne, bevor sie noch die Düne erreicht habe. Endlich tauchten in seiner Erinnerung weit in die Brandung hinauslaufende Pfahlreihen auf, die er bei seinen Fahrten an ähnlich bedrohten Küstengegenden ferner Länder gesehen hatte. Er suchte nun darauf bezügliche Bücher und Notizen hervor, um sie an Ort und Stelle zu vergleichen, und das Endergebniß alles Denkens und Forschens, zu dem auch der alte Kerkow oft hinzugezogen wurde, war, daß eine sehr starke Verpfählung in die Tiefe des Seegrundes herabgesenkt werden solle, damit die Raserei der Wogen sich an ihnen sänftige und der Brandung „der Zahn ausgebrochen werde", wie Kerkow lächelnd seine Meinung aussprach.

Die zur Ausführung dieses Planes nothwendigen Hölzer verlangten aber eine sehr große Geldausgabe, um so mehr, als die Waldbäume in den Forsten der Halbinsel in ihrer Gattung und Beschaffenheit nicht zu einer Kraft gediehen, welche für Helmolds Vorhaben ausreichte. Er sah sich also genöthigt, solche Pfähle, welche die erforderliche Mächtigkeit besaßen, aus einer ziemlich fern gelegenen Gegend zu Schiffe kommen zu lassen. Anfangs hatte er sich lange gegen Kosten gesträubt, welche seine Verhältnisse zu übersteigen schienen. Als aber die Ernte auf Trinas elterlichem Hofe so über alle Erwartung reich ausfiel und die Getraidepreise, solchen Segens unerachtet, hoch hinaufgingen, als gute Nachrichten von manchem Schiffe kamen, in dem die einst mühevoll erworbenen Ersparnisse Helmolds angelegt waren, so daß auch dort für die

Zukunft reichlicher Gewinn in Aussicht stand, — da glaubte er sein Geld nicht fruchtbringender für sein und der Seinigen Wohl verwenden zu können, als wenn er jene Hölzer anschaffe.

Er schrieb deshalb die nöthigen Briefe an einen ihm schon von früher als zuverlässig bekannten Holzhändler, machte ihm die baldige Lieferung sehr dringend, und empfing umgehend die Zusicherung, daß Alles richtig und schnell besorgt werden würde. Der Kaufmann konnte solches versprechen, weil Pfähle nach Helmolds Wunsche auf seinem Lager bereit waren, und er von seinem Platze grade ein Fahrzeug frachtlos zur Verfügung hatte, welches er nun damit beladen wollte.

So war, da auch meist ein günstiger Wind von der Richtung, aus welcher er das Holzschiff erwartete, gegen die Nustrower Küste wehte, fast Tag und Stunde seines Eintreffens zu berechnen. Helmold schritt deshalb mit Olaf und mehreren Arbeitern, die kurze Zwischenzeit auszufüllen, zu einer Abdeckung der hohen Düne, die gesichert werden sollte; denn selbst dort gedachte er von jenem ersehnten Holze zum größeren Zusammenhalt eine Art von Pfahlrost hinabzulassen — und auch mit dieser Vorbereitung kam man glücklich zu Stande.

Aber ein Tag nach dem andern, und Woche auf Woche verfloß, ohne daß die Zusicherung des Kaufmannes in Erfüllung gegangen wäre. Helmold schrieb deshalb wiederholt an denselben, hatte ihn auch durch einen befreundeten Schiffer, welchen er im Verlaufe jener Wartezeit auf einer Fahrt in B. angetroffen, und der nach St., dem Wohnorte des Holzhändlers, unterwegs war, mahnen lassen: — die Briefe blieben jedoch unbeantwortet und auch von dem Freunde kam keine Nachricht.

Schon lange wäre Helmold selbst nach St. gegangen, eine so große Strecke Weges es ihn auch gekostet, hätte er nicht glauben müssen, daß jenes Fahrzeug dann, vielleicht kurz nach seiner Abreise, in Nustrow eintreffen würde; da er aber bei den alsdann beginnenden, hochwichtigen Maßnahmen durchaus persönlich zur Stelle sein wollte, zur Stelle sein mußte, die vorgerückte Jahreszeit jedoch und namentlich auch der Zustand der Vorbereitung, in dem sich die Düne befand, keinen noch so kurzen Aufschub der Arbeit gestattete, zögerte er länger, als eigentlich Recht war, mit seinem Aufbruche.

Endlich war seine Geduld erschöpft; er entschloß sich eines Abends plötzlich, am folgenden Morgen in aller Frühe mit einem Boote nach B. abzusegeln, und trennte sich dieses Mal um so schwereren Herzens von seinen Lieben, als er sich sagen mußte, daß er sie keineswegs in einer gefahrlosen Lage zurücklasse. Wehmüthig küßte er Christine auf die Stirn, als diese ihn am Morgen zum Strande begleitete.

Marie.

Während die Rückkehr mehrerer Seeleute schon in manchen Häusern des Dorfes Glück und Freude verbreitete und die Hoffnung der Uebrigen belebte, wurde es gar einsam und traurig auf Helmolds Hof.

Mit dem Hausherrn war nicht nur Schutz und Schirm, sondern auch alle Anregung, Hoffnung und Freude aus diesen Mauern gewichen, und wurde seine Abwesenheit um so schmerzlicher empfunden, als Trina schon längere Zeit, ohne ihm ihre Sorge mitzutheilen, Olafs Treiben mit schwerem Kummer betrachtete, und selbst die reine Seele Christinens allmälig die dunkelen Seiten seines Charakters erkannte. Als Vertraute von Nikolas Liebe zu Marien, verfolgte sie mit ahnungsreichem Empfinden die häufigen Besuche Olafs auf dem Leuchtthurm. Daß der Grund seines vielfachen Verkehrs, wie er dem Vater angab, in den Erfahrungen über den Deichbau liege, welche Wilmers in fernen Ländern gemacht haben sollte und welche er ihm mittheile, schien dem Mädchen, dem innige Zuneigung für Nikolas den der Welt unkundigen Blick in dieser Angelegenheit seltsam schärfte, von vorne herein gar nicht einleuchtend. Auch sah sie wohl, daß des Bruders Eifer an den Dünenarbeiten nur zuerst ein echter gewesen war. Sobald die Sache den Reiz der Neuheit für ihn verloren hatte, stellte er sich nur noch so, als ob er sie in Lust und Liebe forttreibe, damit er durch solchen Schein die günstige Stimmung des Vaters für sich bewahre. Lauter und lauter verkündete daher eine innere Stimme ihrem Herzen, Olafs Wanderungen in jene entlegene Gegend des Strandes, jene bei jedem Unwetter unternommenen Gänge, denen zu Liebe er die sonst so

leidenschaftlich betriebenen Besuche des Ankers erheblicher beschränkte, seien durch eine stärkere Anziehungskraft hervorgerufen. Ein Wort der Bernsteinhanne, zur Zeit ihrer Wiedergenesung gegen Christinen hingeworfen, enthüllte auf einmal einen Abgrund vor ihren Augen; und obwohl jene nur andeutend geredet hatte, und auch später sich nie zu einer näheren Erklärung verstand: so wußte Christine es jetzt sicher – auch Olaf liebte Marien.

Auch das seit Helmolds Abreise sehr veränderte Betragen Olafs schien ihre Annahme zu bestätigen. Schon lange hatte er die ihm angewiesene Arbeit mit Widerwillen geleistet, und alle Gedanken und Empfindungen, ja die ganze Kraft seines Wesens in der leidenschaftlichen Zuneigung für die Tochter des Leuchtthurmwärters vereinigt; daher jubelte er laut, als mit des Vaters Fortgang der verhaßte Zwang ein Ende nahm; denn mit der Mutter „wollte er schon fertig werden."

Sein in den Knabenjahren durch die Mißbildung schwächlicher Körper war sichtlich erstarkt, und hatte namentlich durch die anstrengenden Arbeiten der letzten Monate bei sonstiger guter Pflege bedeutend an Kraft gewonnen. Die durch keinen inneren Halt gemäßigte und jetzt auch des äußeren Zügels entbehrende, wilde Sinnlichkeit trieb ihn nun ruhelos umher, und nur in den frühen Morgenstunden sahen ihn die Seinigen im Hause Der Anker und der Leuchtthurm bildeten in Wahrheit seine wechselnde Wohnstätte; so daß er sich der Mutter gänzlich entfremdete und auch der sonst noch mit Rücksicht behandelten Schwester keine Rede mehr stand.

Für Marie wurden Olafs Besuche eine schreckliche Pein, namentlich seitdem sie erkannte, daß ihr Vater dieselben aus selbstischen Gründen begünstigte und bereit war, der Fürsprecher seiner Werbung zu sein.

Jener hatte ihm nämlich eingeredet, daß er, als der älteste Sohn und zugleich aus Rücksicht auf seinen mißgestalteten Leib, im Testamente der Eltern doppelt so reich bedacht werde, wie Nikolas und Christine. Als er dann mit seiner Zuneigung für Marie entschiedener hervortrat, und Wilmers, obwohl zögernd, von der Liebe seiner Tochter zu Nikolas, ja von ihrem bereits feststehenden Verlöbniß sprach, lachte Olaf höhnisch und sagte:

„Glaubst du denn wirklich, Wilmers, daß der grüne Junge,

der leichtfertig ist und unbeständig, wie einer, noch an deine Tochter auch nur denkt. Der hat, wie alle Seeleute, zehn Bräute auf einmal und mehr, und selbst in den Nachbardörfern kann ich dir wohl ein halbes Dutzend frischer Dirnen aufzählen, mit denen er sich bei Mondenschein und Sternenlicht ebenso feierlich versprochen hat, wie mit deiner armen Marie. Außerdem ist er ein Matrose, der jeden Tag „versaufen" kann, und noch dazu solch' ein Knabe, daß ich ihm nicht rathen möchte, dem Alten von einer Heirat zu sprechen. Bis der freien kann, ist Marie ein altes Mädchen, und glaub mir, dann nimmt er sie erst recht nicht. Ich dagegen meine es ehrlich und treu mit deiner Tochter und mit dir auch. Frage umher, soviel und soweit du willst, da wird niemand von einem Mädchen sagen, dem ich sonst nachgegangen wäre. Deine Marie ist mir Ein und Alles.' Sie wird es einst haben, wie eine Prinzessin, und auch dir, mein alter Kerl, soll nichts abgehen. Ich habe schon meinen Plan für dich: — Hier dieser beschwerliche Posten als Leuchtthurmwärter schickt sich gar nicht für einen Mann deines Schlages; du mußt deine alten Tage in Ruhe und Frieden hinleben, dich hegen und pflegen und als ein erfinderischer Kopf Muße gewinnen, deinen Plan mit der Uhr, die nie aufgezogen zu werden braucht und doch bis in alle Ewigkeit geht, auszuführen. Weißt du noch die Nacht im vorigen Winter, wo du mir so viel davon erzählt hast. Giebst du mir nun dein liebes Kind, so sollst du nach Wendorf ziehn, auf mein Gut „von Mutter wegen", denn das bekomme ich auch bald, und sollst dort Herr sein, ein wenig zum Rechten sehn, oder nicht — ganz wie du magst. Und da will ich denn schon sorgen, daß es dir an nichts mangele, und daß du Geld genug hast, um deine schöne Idee nach so manchem verpaßten Jahre in das Leben zu rufen."

Wilmers lauschte solchen Worten mit vorgebeugtem Leibe und zurückgehaltenem Athem. Es war ihm, als tränke er einen Wundernektar von Olafs Lippen, so glatt und köstlich sank die Schmeichelrede in sein Herz. Ach, wie war es nur denkbar! Sollte das Alles Wahrheit werden und jede Sehnsucht, jedes liebliche Bild von Ruhe, Pflege, Wohlhabenheit und ungestörtem Vollenden seiner weltbewegenden Erfindung nicht einzig ein Traum bleiben! Dem schwachen, selbstischen und ehrsüchtigen Manne

schwindelte. Jahre lang hatte er sich vergeblich mit blendenden Luftschlössern getragen, die alle zerflossen — nun aber harrte seiner der Ruhm, Olafs Stimme war der Ruf des Schicksals, er mußte ihr gehorchen, mußte die Gelegenheit ergreifen, die einmal verloren, nimmer wiederkehrte.

Droben bei dem grellen Lichte der Lampen des Thurmes wurde dieser Bund besiegelt — aber für die arme Marie war es eine dunkele, nachterfüllte Stunde. Von nun an blieb ihr ein trauriges Dasein beschieden. Trotz des rauhen Lebens, der Einsamkeit und der vielen und harten Arbeiten, die sie verrichten mußte, war doch, seitdem sie Nikolas kennen lernte und seine Neigung gewann, in ihrem Herzen eine Seligkeit gewesen, welche sie die Launen des reizbaren Vaters geduldig in kindlicher Unterwerfung ertragen ließ. Ja ihr freundliches Gemüth suchte und fand in allen, auch den übermäßigsten Ansprüchen, die Wilmers an ihre Thätigkeit, Genügsamkeit und Demuth machte, doch noch immer Worte oder Handlungen, in denen sich Liebe und Rücksicht für sie offenbaren sollten. Seitdem aber Olaf den Leuchtthurm besuchte, zerrann ihr friedliches, bescheidenes Glück mehr und mehr.

Anfangs hatte sie ihn, obwohl seine Erscheinung und noch mehr sein Wesen ihr immer abstoßend entgegengetreten waren, als einen Bruder ihres Nikolas mit zuvorkommender Freundlichkeit empfangen und es gern gesehen, wenn er dem einsamen und mittheilungsbedürftigen Vater Gesellschaft leistete.

Als aber im Laufe der Zeit Olaf die in seinem Verhalten gegen sie bewiesene Rücksicht allmälig schwinden ließ, aus seinen Worten bald eine dreiste Nachlässigkeit, bald eine freche Rohheit hervorleuchtete, und seine Blicke sie mit lüsterner Gier zu mustern begannen, da flüchtete sie in sittlicher Empörung zum Vater, klagte ihm mit vor Schaam glühenden Wangen, wie sie unter seiner Zudringlichkeit leide, und bat flehend, daß er ihn in Zukunft vom Thurme fernhalte.

Wie mußte sie staunen, als Wilmers ihr ruhig und mit lächelnder Miene sagte: „Sei nicht albern, Marie, du bist doch nachgrade kein Kind mehr. Olaf meint es gut mit dir und auch mit deinem alten Vater, an den dein gepriesener Nikolas, trotz seines vielgerühmten, guten Herzens, wohl kaum je gedacht hat. Es ist

mein Wunsch, ja mein Wille, daß du ihm freundlich und zutraulich begegnest, denn seine Gesinnung für uns ist die allerfürsorglichste und beste."

Tief verletzt, verbarg fortan die Tochter jene Empfindungen in ihrem Innern, und als Wilmers nun einige Tage später sogar mit dem Antrage Olafs hervortrat, seinen Bruder zu vergessen und seine Gattin zu werden, — da er denselben als ganz mit seinen Wünschen übereinstimmend bezeichnete und sein eigenes Wohl in der Zukunft wie einen Hauptgrund dabei hervorhob: da erwiederte Marie nichts mehr, wohl aber erlitten ihre kindlichen Gefühle eine schmerzliche Wandelung, — und an die Stelle ihres fröhlichen, vertrauenden Sinnes trat ein scheues, nachdenkliches, schweigsames Wesen. Nur einmal, als Wilmers Olafs Antrag wiederholte, und auf ihre Einwendung, daß sie mit Nikolas verlobt sei, dessen Treue verdächtigte, ward sie beredt und heftig. Als er sie fragte, ob sie eine Närrin sein und einem leichtfertigen, jungen Matrosen Treue bewahren wolle, der wenigstens zehn Bräute habe außer ihr, rief sie tief erregt und mit zitternder Stimme: „Wer wagt das zu sagen?"

„Olaf", entgegnete Wilmers, „will uns in den Nachbardörfern jenseits des Waldes ein halbes Dutzend solcher Mädchen aufzählen, mit denen es dein Getreuer eben so treibt, wie mit dir!"

„Nun, Vater", rief sie, indem ihr ganzes Wesen eine ungewohnte Festigkeit annahm, „so will ich dir sagen, daß Olaf gelogen hat, und daß es schändlich ist, so etwas von einem Abwesenden zu reden, der sich nicht verantworten kann, und der überdies sein Bruder ist!"

Obwohl nun Marie keineswegs an diese Verläumdungen glaubte, so war doch mit jenen Worten des Vaters der Gedanke an die Möglichkeit einer Untreue des fernen Geliebten in ihr erwacht, und ihr dadurch eigentlich der letzte Halt ihres Seelenfriedens genommen. Sie ging zwar still und ohne Vorwürfe ihren Arbeiten nach und pflegte Wilmers so, als ob nichts zwischen ihnen stände, aber ihre Unbefangenheit und Frische blieben verschwunden und ihr anmuthiges, kindliches Geplauder, welches dem Vater so manche Nachtstunde droben bei den Lampen verkürzt hatte, war verstummt.

Ihre innere Unruhe zu verscheuchen, wandelte sie jetzt mehr

wie sonst in der Umgebung des Thurmes. Bald erblickte man sie auf einsamem Weideplan im Walde, wo sie die Kuh melkte, oder das dürftige Gras zusammenbrachte und umkehrte, oder sie wand sich durch die dunkelen Stämme des Forstes, Reisig aufzulesen, und die trockenen Äste der Tannen mit geschickter Hand zu brechen, oder sie bearbeitete selbst, durch einen breiten Hut gegen den Brand der Sonne geschützt, hackend und häufend die kleine Scholle Landes, welche dem Leuchtthurmwärter als Kartoffelland gegeben war. Aber sie that das Alles sorgenvoll, und es geschah weder schnell noch freudig. Die Arbeit, die sie sonst, einem Spiele gleich, verrichten konnte, lastete schwer auf ihr, und die freundlichen Lieder, welche sich ehedem, so hell erklingend, wie von selbst, ihrer Brust entrungen hatten, waren verstummt. Oft, wenn sie sich so im einsamen Forst allein befand, beschlich sie ein banges Gefühl des Schreckens, bei jedem Laute, jedem Knistern in den Zweigen, bei jedem Rascheln der Nadeln oder des Laubes fürchtete sie eine drohende Gefahr, und oft glaubte ihre aufgescheuchte Einbildungskraft die Mißgestalt Olafs zwischen den Stämmen huschen zu sehn und sein höhnisches Lachen in der Ferne zu vernehmen.

Helmolds Brief.

Eine Woche und darüber war seit Helmolds Abreise verflossen. Schwerer und schwerer lastete die Einsamkeit auf den Bewohnern des entlegenen Gehöfts, namentlich auf Trina lag es, wie ein Bann. Träumend schien sie im Hause und in dem schon winterlichen Garten einherzuwandeln, bald an ein Geräth, bald an einen Baumstamm gelehnt, und über ihre Blicke, ihr ganzes Wesen war eine Leblosigkeit ausgegossen, die Christine und Anna mit tiefer Angst erfüllte; letztere namentlich gedachte jener eigenthümlichen Schwäche, welche Helmolds Gattin am Anfange ihrer Ehe so oft umfangen hielt. Christine dagegen, in deren Lebenszeit die gesundesten und glücklichsten Tage der Mutter fielen, und welche nur Andeutungen über ihren ehemaligen, schmerzlichen Krankheitszustand erfahren hatte, ergriff der Eintritt solcher, wenn auch schnell vorübergehenden Augenblicke der Starrheit mit bangen Schrecken.

Die Abende brachten in der Regel die lichtesten Stunden; da waren die drei Frauen beim milden Scheine der Lampe um den runden Tisch in der Kammer der Hausfrau vereinigt, und die dunkelen Augen Trinas schienen zu erwachen, wenn sie sich gegen das liebe Haupt des blonden Kindes wendeten. Christine saß dann, mit einer selbst erdachten Arbeit emsig beschäftigt, ihr gegenüber, und wenn sich das freundliche Antlitz des Mädchens gar zu tief über dem zierlichen Werke neigte, war es der Mutter immer eine stille Freude, sich an dem Glanze des Seidenhaares der Kleinen zu erlaben, oder dem schnurgraden Striche des Scheitels mit den Blicken zu folgen, jenem Wege, der so klar und sicher durch die Fülle dahin lief.

Auch das ehrenfeste Angesicht der treuen Anna, die nun so durch Leid und Freude, in Fürsorge und Anhänglichkeit mit ihr alt wurde, war ein liebes Schaustück für Trina. Endlich noch weidete sie sich gern an dem Blinken und Leuchten oder an der anmuthigen Form ihrer Schätze in diesem Raume; sei es daß sie von den Wänden auf sie niederfunkelten, durch die Glastafeln der Schreine verstohlen hervorsahen, oder daß sie ein besonders schönes Stück aus den verschlossenen Kästen und Laden nahm, vor sich auf die glänzend geglättete Fläche des Tisches breitete, und so den freundlichen, anregenden, belehrenden und erhebenden Eindruck stets mit neuer Befriedigung in ihrem Herzen empfing.

Dessen, welcher fast alle kleinen Wunder dieses Gemaches, oft unter Entsagung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, um sie vereinigt hatte, mußte sie nun als eines Abwesenden mit Wehmuth gedenken; aber sein weißes Haupt stand auch in diesen Stunden, wie zu jeder sonstigen Zeit, im Grunde ihrer Seele, Alles zusammenfassend, Alles überragend, Jedes beherrschend, gleich einer jener Firnen, deren gebieterische, Ehrfurcht erweckende Gipfel bei allem Wechsel und Wandel der Landschaft drunten dem Reisenden durch viele Zeiten immerdar sichtbar bleiben, ruhig, fest, unverrückbar, zum Himmel auf deutend.

Ehe die Frauen das Lager suchten, pflegte Christine ein geistliches Lied zu singen und mit ihm dem Abende einen friedlichen Abschluß zu geben. Wie ein Hauch von oben zog der einfache, feierliche Klang aus ihrem reinen Herzen durch die stille Nacht.

Ein Besuch erschien in diesen Tagen nur selten auf dem Hofe, jedermann im Dorfe hatte mit Bereiten und Vorrichten genug im eigenen Hause zu schaffen; nur Wilhelm kam fast an jedem Morgen. Er war jetzt wieder ganz frisch und gesund, und es konnte ihm keine größere Freude werden, als wenn Trina, Anna oder Christine ihm einen Auftrag gaben; es dünkte ihn nur Alles zu leicht, was sie von ihm begehrten, er hätte ja gern Leib und Leben daran gesetzt, ihnen einen besonders wichtigen Dienst zu leisten.

Immer ruhte ein Glanz auf Christinens Auge und ihre Wange färbte sich mit zartem, innigem Roth, wenn Wilhelms Gestalt aus dem Nebel um die Dünen emportauchte; auch Trina war seine Gegenwart eine wohlthuende Empfindung, ohne daß sie sich Rechenschaft darüber gab, warum. Anna aber schickte ihn gern mit allerlei „wichtigen" Aufträgen im Dorfe umher, oder ließ ihn am Strande, auf dem Acker und auf den Weidestücken nachsehn, ob auch die Dinge in des Hausherrn Sinne gethan würden.

Einmal, am zehnten Tage nach Helmolds Abreise, ging Wilhelm wieder dem Hofe zu, jedoch nicht allein, sondern von dem alten Kerkow begleitet. Langsam schritten Beide über die Düne, der greise Schiffszimmermann auf seinen Arm gestützt.

Groß war die Freude der Frauen, und als der junge Seemann nun gar einen Brief Helmolds hervorzog, welchen er dem Postboten abgenommen, um ihn Trina schneller zu bringen, wurde es ihnen allen ganz licht in dem Wohngemach, trotzdem daß der Novembernebel draußen an den Fenstern stand, starr, kalt und undurchdringlich, gleich einer Mauer.

Trina öffnete den Umschlag des Schreibens mit zitternden Händen, — dann in höchster Erregung nicht im Stande, selber den Schriftzügen zu folgen, gab sie Christinen die Blätter zum Vorlesen, bedeutete aber Anna, Kerkow und Wilhelm, als diese sich entfernen wollten, da zu bleiben; denn sie wußte, daß ihr Gatte kein Geheimniß vor diesen bewährten Freunden habe.

Christine setzte sich auf eine Holzbank zu den Füßen der Mutter, ihre Blicke ruhten mit begeisterungsvoller Innigkeit auf der schweren, aber klar und fest gezogenen Schrift des Briefes, und durch ihre Stimme wogte ein ergreifender Strom von Liebe und Ehrfurcht, da sie begann:

Meine Trina!

Wie lange würde ich dir, unserer Christine und den übrigen Hausgenossen schon Nachricht gegeben haben, wenn ich etwas Gutes oder Abschließendes hätte mittheilen können. Aber ich lebte diese Tage bisher in einem Wirrsale von Geschäften, in welches erst seit heute Klarheit gekommen ist.

Den Holzhändler trifft, wie ich mich überzeugt habe, in unserer Angelegenheit mit den Pfählen eigentlich keine Schuld, aber der Schiffer, der sie uns zuführen sollte, ist ein Schelm, welcher, da ihm inzwischen von anderer Seite ein höheres Frachtgeld geboten wurde, unsere Hölzer liegen ließ und sich mit jener einträglicheren Ladung heimlich davon machte. Zu spät erfuhr der Kaufmann von der Unredlichkeit, um sie verhüten zu können, und weil er nun von Tag zu Tage hoffte, ein anderes Fahrzeug für seine Sendung an uns zu gewinnen, zögerte er auch fort und fort mit einer Antwort auf meine Briefe.

Als ich her kam, fand ich die Sache noch in der Schwebe, und den Holzhändler mißmuthig und beschämt zugleich; ich bin nun einige Tage viel umher gelaufen, habe bei den Rhedern, Kaufleuten und Zwischenhändlern, ja in den Wirthshäusern und Hafenschenken fleißig nachgeforscht und denn auch endlich einen redlichen Seemann aufgefunden, mit dem wir gestern abgeschlossen haben, und welcher uns unsere Pfähle, so Gott will, in kurzer Zeit herüber bringen wird. Da ich hier nun fast fertig bin, und wie ich glaube, schon morgen die Rückreise in die Heimat antreten kann, so würde ich diesen Brief, der mir nur etwa zweimal vier und zwanzig Stunden voran sein wird, kaum geschrieben haben, hätte ich euch nicht so etwas Wichtiges zu erzählen, daß es euch auch keine Minute länger vorenthalten werden darf.

Ich habe nämlich den Nikolas gesehn, denkt euch, unsern Nikolas, frisch und gesund, munter und als einen so prächtigen Blitzjungen, daß mir das Herz im Leibe lachte, da ich ihn sah. Hört nun, wie Alles gekommen ist.

Ich gehe vorgestern in meiner Frachtangelegenheit durch eine der engen, finsteren Straßen, mit den hohen Giebelhäusern, welche zu dem St. Hafen niederführen, und mein alter Kopf ist so von den drängenden Geschäftssachen angefüllt, daß ich, wie das sonst

nicht grade meine Mode zu sein pflegt, kaum des Weges achte, — da höre ich auf ein Mal kurz vor meinen Füßen einen Jauchzer ausstoßen, ich sage euch, so wild, rauh und fürchterlich, und doch auch wieder so voller Lust und Freude, daß ich wie gebannt stillstehe, — und im selben Augenblicke sehe ich von den Steinstufen einer Hausthür, die zu einem Kaufladen von Seemannsbedarf hinaufführen, die Gestalt des Hans aufspringen, gleich als wäre sie von einer unsichtbaren Feder emporgeschnellt. Kaum daß ich ihn erkenne, so stürzt der Junge auf mich zu, umschlingt meine Füße, bedeckt meine Hände und Kleider mit seinen Küssen und gebärdet sich dermaßen wie ein Rasender, daß die Leute auf der Straße stillstehn bleiben, ja durch jene schrecklichen Freudenlaute herbeigezogen, an den Fenstern der Häuser erscheinen, um zu sehn, was es denn eigentlich gebe.

Mit Mühe nur vermochte ich den Burschen einigermaßen zur Ruhe und Vernunft zu bringen, und ihm einige zusammenhängende Worte zu entlocken, nach denen mich um so mehr verlangte, als ich ja wußte, daß er ein Maat des Nikolas war und ich eigentlich nicht begriff, wie ihr Schiff nach St. kam.

Da hörte ich denn, daß Nikolas in dem Kaufmannsladen sei, vor dessen Thür ich Hans gefunden, und daß dieser hier nur auf ihn warte, weil er ihn gar so lieb habe, und er ihm gern das an Bord tragen möchte, was er einkaufe. Und siehe, da stand denn auch unser lieber Sohn an dem Tische des Kaufmanns, und sah so frisch aus und so gut, und so munter, und freute sich so gar innig und schön, als er seines alten Vaters ansichtig wurde, daß ich ganz glücklich war.

Ich nahm nun Beide sogleich mit in meine Wohnung und erfuhr von Nikolas, daß sein Schiffer in Helsingfors in Finnland eine Ladung Bretter auf hier genommen habe, die jetzt schon seit einigen Tagen gelöscht sei, daß ihm das Glück wohl gewollt und er trotz der ungünstigen Zeit noch Fracht auf Rostock bekommen, sowie, daß sie morgen ganz früh ausgehn würden.

Weil der Urlaub des guten Jungen um war, begleitete ich ihn und Hansen noch den Vormittag in dem kleinen Ruderboote an Bord, meinen alten Freund, ihren Schiffer, zu besuchen. Der war ganz voll vom Lobe des Nikolas und meinte auch, daß er im Geschäfte wohl zu brauchen sei. Die Schiffsleute alle kamen

dann um mich, da sie mich kannten, oder doch sonst von mir wußten. Sie versicherten ohne Ausnahme, unser Sohn sei ihr bester Kamerad, und auch den Hans wollten sie nicht schelten. Viel Lachens gab meine Schilderung, wie ich die beiden, den Nikolas und den Hans, gefunden, und jeder meinte, seit der arme, schwachsinnige Bursche an Bord gekommen, Nikolas ihn beschützt und berathen, und ihm täglich und stündlich mit seltener Geduld gezeigt, wie er Alles auf dem Schiffe thun müsse, sei Hans unserem Sohne dermaßen ergeben und anhänglich, daß er ihm nachlaufe, wie ein Hund seinem Herrn, wo er nur stehe und gehe. Nach einem herzlichen Abschiede von Nikolas, und da ich auch dem Schiffer, Hansen und allen Uebrigen Lebewohl gesagt, trennte ich mich.

Am Sonnabend Morgen bin ich mit Gottes Hülfe wieder bei euch, und zwar komme ich wohl etwas später, als wie — falls Wind und Wetter fest bleiben — Nikolas mit seinem Schiffe unserem Strande vorbeisegelt. Es ist mir in diesem Nebel ohne Aufhören eine rechte Beruhigung, wenn ich bedenke, daß der Leuchtthurm jetzt da ist, dessen festes Unterfeuer das Schiff in der kommenden Nacht vom Freitag auf den Sonnabend warnen wird. Denn so weit man sein Licht in dem N. Fahrwasser sieht, kann man ruhig segeln, erst, wo es nicht mehr hintrifft, liegt das Riff, welches zur Zeit meiner Jugend und früher durch die Jahrhunderte so manchem guten Fahrzeuge und so vielen lustigen Jungen das kühle Grab da unten bereitet hat. Leb wohl, meine Trina, liebes Christinchen und ihr andern Alle, lebet wohl!

In Treue, euer Helmold.

Nachschrift. Ich brauche dich wohl nicht erst zu bitten, Trina, daß du der Hanne sogleich wissen lassest, wie es ihrem Sohne wohlgeht, wie er sie grüßt, und wie er hofft, sie in einigen Wochen wieder zu sehn"

Kaum hatte Christine diesen Brief zu lesen angefangen, als Olaf lärmend zu den Uebrigen in das Wohngemach trat. Trinas um Ruhe bittende Bewegung gegen den Sohn blieb erfolglos, und erst, da Anna mit fester, kalter Stimme sagte: „Es ist ein Brief des Vaters, den deine Schwester vorliest, und die Mutter

sowie wir Andern verlangen ihn mit Aufmerksamkeit zu hören!", erst da wurde er stiller und machte sich's in dem großen Lehnstuhle, den Trina vergebens dem alten Kerkow dargeboten hatte, bequem. Den Leib hinten über lehnend, streckte er die Beine weit vor sich und blickte halb zerstreut, halb gedankenvoll zur Decke des Zimmers empor.

Sobald aber Christine an die Stelle des Schreibens kam, wo die Begegnung mit Hans und Nikolas geschildert wurde, nahm er eine andere Stellung an und horchte mit aufmerksamer Spannung. Die Schlußsätze von Helmolds Brief, seine Abreise, das Ausgehn des Schiffes, die Bemerkungen über Fahrwasser und Riff nnd die Zeichen des festen Feuers auf dem Leuchtthurme — verfolgte Olaf mit einem seltsamen Eifer. Es war, als wolle er der lesenden Schwester die Worte vom Munde nehmen. In den heraustretenden, blaßblauen Augen, den aufgeworfenen, hochrothen Lippen des halb geöffneten Mundes, in der vorgebeugten Haltung des mißgestalteten Körpers lag eine Leidenschaft und Gier ausgesprochen, die den Beobachter mit tiefem Grauen erfüllen mußten.

Da Christine geendet hatte, streckte Olaf augenblicklich die Hand aus, den Brief zu erfassen, damit er, wie er sagte, den versäumten Anfang nachholen könne. Trina ließ ihm die Blätter mit sichtlichem Widerstreben, doch wagte sie keinen Einwand. Er setzte sich nun ganz fern von den Andern in eine Ecke des Gemachs und ließ die Schriftzüge des Vaters in gespanntem Aufmerken wieder und wieder an den quellenden Augen vorübergleiten.

Bald achteten die Andern nicht mehr auf ihn; Helmolds Worte hatten in ihnen Allen Freude, in Trinas und Christinens Herzen eine fast überschwängliche Fülle von Glück und Seligkeit hervorgerufen. Des Gatten nahe Rückkehr, die Hoffnung, den fröhlichen Nikolas gleichfalls zu nicht ferner Zeit im Vaterhause begrüßen zu können, die Nachricht, daß sich der Sohn in jedem Stücke so wohl bewährt hätte, gaben der nächsten Zukunft die hellsten Lichter.

Erst nach geraumer Zeit blickte Trina zu Olaf hinüber, und sah, wie er den oft durchlesenen Brief nachdenklich zusammenfaltete und dann neben sich nieder legte Darauf saß er lange, die Hand gegen die Stirne gepreßt, wie in einem schweren Sinnen. Die

Mutter wurde von einer unheimlichen Empfindung ergriffen und alle die lieben Worte ihres Gatten versanken in düstere Schatten, welche aus dem ahnungsvollen Grunde ihrer Seele emporstiegen.

Plötzlich schnellte Olaf empor; als er die Hand von der Stirn sinken ließ, starrten seine Augen so finster, als schauten sie in eine endlose, düstere Kluft. Doch rasch änderte sich seine Miene, ein erzwungenes Lächeln überflog seine Züge, und als er Christinen das Schreiben des Vaters zurückgab, sagte er in einem ungewohnt leichten und freundlichen Tone: „Nun wenn der Vater so bald heimkommt, muß ich wohl Alles noch einmal genau übersehn, damit er nirgends eine Unordnung findet.“

Damit nickte er zutraulich gegen Kerkow und die Anderen hinüber und ging sehr eilig aus der Stube. Auch der alte Schiffszimmermann und Wilhelm wendeten sich zum Abschied.

„Du könntest mir einen Gefallen thun, Wilhelm“, sagte Trina, „wenn du selbst noch heute Hannen die Nachrichten über ihren Sohn bringen wolltest, welche Helmolds Brief enthält. Ich gebe das Blatt sonst nicht gern aus den Händen, aber dir kann ich es schon anvertrauen.“

„Ich weiß fast jedes Wort, was darinnen steht, Trina,“ erwiederte der junge Matrose, „behalte daher nur das Schreiben, ich stehe dir dafür, daß Hanne, sobald ich sie nur antreffen kann, Alles genau erfahren soll. Mein Gedächtniß ist zwar sonst nur mäßig, was jedoch von deinem Gatten kommt, — ob es Rede sei oder Schrift — das vergesse ich gewiß nicht!“

So nahmen sie Abschied und wiederum war Wilhelm dem Greise eine Stütze in dem beschwerlichen Sande der Düne. Als der alte Mann fortwährend schwieg, sagte jener endlich: „Ist dir nicht wohl, Kerkow, daß du so gar stille bist?“ Dieser aber athmete tief auf und sprach: „Ich bin nicht krank, mein Junge, aber es ist eine traurige Sache um das Altwerden. In meinen Jahren mag einem doch so recht aus dem Grunde eigentlich gar nichts mehr schmecken. Menschen und Dinge nehmen von Tag zu Tag ein traurigeres Aussehn an, und selbst — die allmächtige See, an der ich doch sonst zu jeder Stunde des Lebens meine Herzensfreude gehabt habe, will mir jetzt bisweilen nicht mehr wohl thun. So empfinde ich es auch heute. Schau nur hin, wie sie da im Nebel vor uns liegt — wie in schwerem, bleiernem

Schlafe — das dauert nun beinahe schon vier Wochen lang. Weißt du, das ist schier unbegreiflich, ja grausig. So alt ich bin, eine solche Todesruhe habe ich noch nie an ihr gesehn — ich fürchte — es giebt ein schreckliches Erwachen. Als wir nun so bei Trina saßen und Christinchen Helmolds Brief vorlas, stand mir, zwischen den Worten vom Ausgange des Schiffes, immer die unheimliche See vor Augen. Lange kann es so mit ihr nicht fortgehn, das glaube mir, ein Sturm wird kommen. Wenn's nur nicht schon losgeht, heute, die Nacht oder Morgen. Sieh nur, wie die Vögel so abwärts über die Sandfläche dahin schießen, mit zitternden Flügeln, als hätten sie Angst im Leibe. Du sollst sehn, Junge, heute oder morgen, paſſ' auf!"

Die Begegnung im Walde.

Wenige Stunden später gelangte Wilhelm zur Torfhütte der Bernsteinhanne. Er fand die Thür verschlossen. Vergebens pochte er, und trommelte gegen die matten Scheiben des kleinen Fensters. Eine Weile stand er rathlos: war sie wirklich nicht daheim, oder verbarg sie sich nur, weil sie ihm noch immer zürnte. Mehrere Male umging er die Hütte und hegte schon den Plan, sich aufs Dach zu schwingen, um durch den Schornstein seinen Eingang zu halten; aber die Gebrechlichkeit der Wände, sowie auch der Gedanke, es sei eine größere Wahrscheinlichkeit, daß sie ihre Wohnung verlassen habe, ließen ihn davon abstehn — er faßte einen schnellen Entschluß und begab sich auf den Weg, welcher dem Walde zuführte; bald hatte er denselben erreicht und verfolgte nun einen sehr engen Steig, um auf diesem schneller sich dem eigentlichen Ziele seiner Wanderung zu nähern.

Von dem Augenblicke an, da er Helmolds Worte vernommen, hegte er nämlich die Absicht, die Nachrichten über Nikolas noch heute Marien mitzutheilen; deshalb kam ihm Trinas Auftrag nicht ganz gelegen. Jetzt, nachdem er diesen Gang vergeblich gethan, wollte er nicht noch ein Mal zum Strande zurückkehren, sondern wählte, um die verlorene Zeit wieder zu gewinnen, einen Waldweg, welcher, wie ihm bekannt war, in gleicher Richtung mit der Küste hinlaufend, ebenfalls zum Leuchtthurm führte. Aber,

obwohl ein Nustrower Kind, war er ihn doch nur ein einziges Mal mit seiner Mutter als kleiner Junge gewandert, und hatte keine genaue Kenntniß desselben behalten. Er wußte nicht, daß er von vielen andern, seitwärts führenden Steigen durchschlungen sei und daß ihm sowohl dieserhalb, als auch wegen der zunehmenden Dunkelheit, ein Verirren zwischen den dicht gereiheten Stämmen des Tannenwaldes leicht bevorstehen könne.

Eine Zeit lang schritt er zwar rüstig vor, dann kam aber eine Abbiegung ein wenig nach links hinüber, und weil das Zwielicht die feinen Unterschiede der Wegesnarben bereits vollständig verhüllte, stand er zweifelnd und wählend, und ging endlich Anfangs dem einen, dann dem andern Pfade einige Schritte nach.

Ein so umsichtiger, schlauer und tüchtiger Bursche Wilhelm zwischen den Planken war, so scharf sein Auge, ja sein Instinkt den leisesten Zeichen von Wetter, Wind und Woge nachspürte, — zu Lande blieb er, wie die Meisten seines Berufs, ziemlich ungeschickt. Der Gabelweg ärgerte ihn über die Maßen. Erst dünkte ihn der linke Steig ganz entschieden der richtige, fünf Minuten nachher konnte seiner Meinung nach nur der rechts abführende seinem Ziele zustreben, und auch diese Ansicht wurde ihm gleich darauf wieder unsicher. Der sonst so klare Kopf des jungen Mannes begann sich zu verwirren. Er fühlte, wie das Blut in ihm wallte und zum Haupte stieg, denn er kam sich in seiner Unschlüssigkeit und Rathlosigkeit recht lächerlich und fast verächtlich vor. Er, ein „befahrener“ Matrose, der Amerika und Afrika gesehn, die Sonnenlinie passirt und sich in Schiffbruch und Todesgefahr bewährt hatte, sollte hier in diesem verkrüppelten Tannenwalde einige Schritte von seinem Heimatdorfe als ein Verirrter umherschwanken! Der sonst so muntere Bursche schämte sich wie ein Kind, und setzte sich auf einen Baumstamm, um sich zu „besinnen.“

Plötzlich drang ein gellender Schrei an sein Ohr. Er kam von der linken Seite, anscheinend ein qualvoller Angstruf aus weiblicher Brust. Wilhelm sprang empor, mit Blitzesschnelle fuhr er durch die Tannenzweige, und da jener Ton sich noch mehrere Male wiederholte, so konnte er über die einzuschlagende Richtung nicht mehr zweifelhaft sein.

Nach wenigen Minuten gebot ein gewaltiger, ganz senkrecht

niedergehender Absturz dem vorwärts Eilenden Halt; von diesem hohen Standpunkt hatte er nun einen seltsamen Anblick.

Die Düne bildete hier inmitten des dichtesten Forstes ein kleines, fast kreisrundes Kesselthal von bedeutender Tiefe Schneeweiß standen die sandigen Wände rings umher, oben von den düsteren Föhren, wie von einem schwarzen Kronenringe, überragt. In der Mitte der Senkung brannte ein helles Kienfeuer, dessen feine Rauchsäule grade und zierlich in die stille Luft emporstieg.

Neben diesem Feuer, von seinen Gluthen theilweise roth, grell und flackernd übergossen, knieete die Bernsteinhanne, welche im verzweiflungsvollen Kampfe mit Olaf rang.

Wenn seine Mienen und Bewegungen auch andeuteten, daß er ihr keineswegs nach dem Leben trachte, so schien Hanne sich doch aufs Höchste vor ihm zu fürchten. Sie vertheidigte augenscheinlich einen Sack, an dem die eine Ecke kugelrund zusammengedreht war, und stieß noch immer von Zeit zu Zeit jene markerschütternden Schreie aus, welche Wilhelm herbeigelockt hatten. Eine an Raserei streifende Wuth und zugleich die schrecklichste Angst lagen in ihrem Gebaren; das Wesen Olafs dagegen machte mehr den Eindruck, als ob er einen derben, handgreiflichen Spaß mit ihr treibe.

Sobald Wilhelm die Einzelnheiten des überraschenden, phantastischen Gemäldes überschaut hatte, glitt er schnell und geschmeidig an der steilen Sandlehne nieder, sprang unten angekommen, einige Schritte vor und versuchte die Streitenden zu trennen.

„Was giebt's hier?", rief er mit zürnendem Ton, so daß Beide, Anfangs erschreckt, stumm von einander wichen; dann ballte das Weib in furchtbarem Grimme ihre Fäuste und schrie:

„Der Bube hat mich überfallen, um mich zu berauben! Er hat mir nach dem Leben getrachtet, ja Wilhelm, nach dem Leben, sage ich dir; aber das soll ihm schlecht bekommen!"

Olaf lachte und mit höhnischem Gleichmuthe sagte er, nachlässig zu Wilhelm hinüberblickend: „Sie ist wieder einmal toll und hat ihre Fieberträume. Geh nur hin, Hanne, und erzähle den Gerichtsherren und Gensdarmen, die ja doch wohl so deine ganz besonderen Freunde und Vertrauten sind: der Olaf, der Sohn des reichsten Mannes in Nustrow, habe dich, die Bernsteinhanne, im Walde berauben wollen. Ich steh dir dafür, sie

werden dir's glauben, Alles glauben auf's Wort und ich komme für die finstere That ins Zuchthaus, oder gar an den Strick. O weh!"

„Aber was hattest du denn eigentlich mit ihr vor?", fragte Wilhelm ernst.

„Und wer bist du, mein feiner Gesell, daß du dich erdreistest, solche Fragen an mich zu richten?", entgegnete jener mit beleidigendem Hohn.

Wilhelm aber maaß seine Gestalt mit verächtlichem Blick und sagte noch ernster: „Ich dächte, du kenntest mich hinreichend, um zu wissen, daß ich keine Frau, wer sie auch sei, in meiner Gegenwart mißhandeln lasse!"

Bei diesen Worten verwandelte sich Olafs scherzhafte Laune in Zorn, sein Angesicht überflog eine düstere Lohe, die Augen traten weit aus ihren Höhlen, und mehrere Male griff die Rechte zuckend in die Tasche seiner weiten Hose, wo er das Wilhelm wohlbekannte, starke, haarscharfe Klappmesser stecken hatte. Dieser aber bewahrte seine kalte Ruhe und sagte: „Nimm deine Sachen zusammen, Hanne, ich werde dir tragen helfen und dich nach Hause begleiten."

Die Bernsteinhanne, welche bisher wie erstarrt gestanden, athmete bei dem festen und beruhigenden Ton dieser Stimme wieder auf; dann befühlte sie den rundlichen Gegenstand in ihrem Sacke, jedoch ohne ihn zu öffnen, auf das Sorgfältigste, drehte diesen noch einige Male darum zusammen, und schlug sich die gefüllte Ecke über die Schulter, darauf hob sie Spaten und Hacke aus dem welligen Sande neben dem verglimmenden Feuer, und reichte Beides dem jungen Matrosen. Schweigend ging sie voran und klomm nicht ohne Beschwerde die steile, immer wie unter den Füßen weichende Dünenwand des Kessels aufwärts. Wilhelm folgte ihr, ohne ein Wort zu sagen.

Während unten die Kohlen der herabgebrannten Kienscheite ein flackerndes Helldunkel über die Schlucht und Olafs Gestalt verbreiteten, traten jene in das volle Düster des mächtigen Tannenwaldes. Wilhelm wäre hier noch mehr als früher rathlos gewesen, hätte ihm nicht Hanne, die stets einige Schritte voraus eilte, den Weg gewiesen. Sie ging mit einer Sicherheit durch die Stämme, als ob es lichter Tag sei und sie mit ihrem

Begleiter auf der glattesten Kunststraße dahinwanderte. — Als dieser sie fragte, ob sie sich verletzt fühle, antwortete sie gedämpften Tones: „Nein, aber sei still, er ist immer dicht neben uns.“ Endlich betraten sie eine Freiung, doch auch hier herrschte Dunkelheit, denn dichter Nebel verhüllte den Mond, der sonst sein volles Licht über die Landschaft gebreitet haben würde.

An der Torfhütte angekommen, zog die Bernsteinhanne einen Schlüssel aus der Tasche, und öffnete das Schloß; als sie es nun bedächtig aus der Krampe genommen, that sie die Thüre auf und ging mit ihrem Sacke voran, dann rief sie nach kurzer Frist den draußen Harrenden zu sich herein. Sie hatte inzwischen ein dünnes Licht angezündet, und ließ Wilhelm, nachdem sie Spaten und Hacke zur Seite gestellt, auf einem der Stühle niedersitzen. Darauf schob sie mit einer seltsamen Hast den Riegel von innen vor die Thür, und wehrte auch dem Einblick in das Fenster durch Bretter und Zeuge.

Als sie endlich fertig war, legte sie ihre Hand auf Wilhelms Schulter, sah ihm eine Weile ins Angesicht und sagte dann sehr fest: „Du bist ein braver Junge, ich will dir wieder gut sein!“

Dieser aber reichte ihr lächelnd die Hand und sprach: „Hanne, ich habe es, weiß Gott, immer freundlich mit dir im Sinne gehabt, und wenn ich damals dazu beitrug, dir einen großen Kummer zu bereiten, so will ich dir dafür auch heute eine rechte Freude machen. Denke dir nur, Helmold hat geschrieben: er hat deinen Hans gesehn, dem geht es trefflich, er grüßt dich tausendmal, und in vierzehn Tagen etwa siehst du ihn wieder, da kommt er heim, ein seefester Bursche, wie einer!“

Anfangs saß Hanne unter diesen Worten wie im Traum versunken, dann zitterte sie an allen Gliedern und stieß einzelne leidenschaftliche Worte in abgebrochnen Sätzen hervor. Sie wagte nicht an die glücklichen Nachrichten zu glauben, und machte Wilhelm bittere Vorwürfe, daß er jetzt seinen Spott mit ihr treibe. Aber doch ließ sie sich das schon einmal Vernommene immer wieder und wieder erzählen; aufs Neue mußte er die heiligsten Versicherungen seiner Wahrhaftigkeit und Treue in ihre Hand geben, und deutlich erkannte er, wie sie sich in ihrem Herzen an seinen Erzählungen weidete und labte, und kein Wort derselben zu verlieren strebte. Endlich vermochte sie die Macht ihrer Empfindungen

nicht mehr zu beherrschen, sie brach in lauten, beinahe schrecklichen Jubel aus, umschlang Wilhelm heftig mit ihren Armen und vergoß reichliche Freudenthränen.

Dann wanderte sie wieder ruhelos von einem Platze zum andern durch ihre Kammer, und trat auch wiederholt an das verhängte Fenster. Plötzlich fuhr sie mit gellendem Aufschrei zurück und sank stieren Blickes dem herzuspringenden Wilhelm in die Arme. Als sie aus ihrer Erstarrung erwachte, deutete sie mit dem Zeigefinger nach dem Fenster und flüsterte mit einem aus Grimm und Furcht gemischten Tone „Olaf!“ Da sie endlich wieder der Rede mächtig wurde, sagte sie, daß sie zwischen den Falten des Vorhanges ein vorquellendes Auge habe auf sich ruhen sehn. In diesem Auge, das sie unter Tausenden zu erkennen vermöge, habe ein Haß und eine Verworfenheit geleuchtet, die fast unglaublich wären, von denen sie aber wisse, daß sie in Olafs Seele lauerten. Wilhelm suchte sie zu beruhigen und ihr Trost einzusprechen, was ihm um so leichter wurde, da er die Erscheinung nur für ein Erzeugniß ihrer aufgeregten Einbildungskraft hielt; aber jene beharrte bei ihrer Meinung, sie habe wirklich Olafs Auge gesehn.

Schon war es Mitternacht, als er die Torfhütte verließ; Hanne nahm in großer Erregung von ihm Abschied, und beim Weggehn hörte er deutlich, wie sie hastig den Thürriegel vorschob. Jetzt noch zum Leuchtthurm zu gehn, erschien nicht rathsam, theils fühlte er sich zu ermüdet, theils ließ sich berechnen, daß er erst dann sein Ziel erreichen konnte, wenn Marie sich zum Schlummer niedergelegt haben würde. Er gab diesen Plan also auf und wendete sich zur Heimkehr.

Als er nun etwa zur Mitte des Weges gelangte, und grade an einer besonders tiefen Stelle der Dünen mühsam durch den Sand watete, kollerte eine Gestalt von einem der Hügel zur Linken herab, eine breite Hand legte sich fest und zuversichtlich auf seinen Arm, und mit einem halb höhnischen, halb freundlichen Lachen schallte es durch die Nacht:

„Ja, ja, mein Junge, der Olaf ist auch wieder da! — Wie, ists dir etwa nicht recht?“ Die letzten Worte galten einer abwehrenden Bewegung, mit der sich Wilhelm von der Faust seines ungerufenen Begleiters befreit hatte. „Nun, nun“ entgegnete

letzterer gedehnt, und sein Unbehagen war nicht zu verkennen, „weder recht, noch unrecht, ganz egal.“

„Na, laß gut sein!“, sagte Olaf mit freundlicher Geschmeidigkeit, „Du wirst mir doch des verlotterten Weibes wegen im Ernste nicht zürnen, Wilhelm? Sieh einmal, ich habe mit der Hanne nur Rechtes im Sinne gehabt, auch heute, da du uns im Handgemenge trafst. Der Vater hat ihr, als sie sich von ihrer Krankheit im Herbste erholte und noch bei uns im Hause war, so viel und dringend zugeredet, sie solle ihr verdecktes, nichtsnutziges Vagabundenleben endlich einmal an den Nagel hängen und ein gesetztes, ordentliches Frauenzimmer werden, wie es sich für ihre Jahre und die Freundschaft meiner Eltern schicke. Das hörte die alte Hexe immer störrisch und finster mit an und sagte weder ja noch nein dazu; sieh, das ärgerte mich schon zu jener Zeit. Nun aber bin ich ihr lange wieder auf ihren alten Wegen begegnet, dort, wo sonst kein halbwegs anständiges Weib zu treffen ist, durch die einsamste, wildeste Haide, oder in dem dicksten Walde. Seit einer Woche etwa ist sie nun ganz besonders im Zuge und Nachts selten daheim; ich will wetten, sie trifft sich wieder mit den Schmugglern. Ich weiß, wie es Vater und Mutter kränken müßte, wenn Hanne abgefaßt würde und einmal ordentlich herankäme, was sie zwar tausendfach verdient. Und dann — es mag dumm genug von mir sein — aber auch mich jammert sie bisweilen. — Da bin ich ihr nun diesen Abend nachgegangen, um zu sehn, was sie eigentlich treibt, und um ihre Streiche zu hindern. Im Walde dort in der Vertiefung machte sie ein Feuer, weiß Gott, wozu, denn frieren thut die niemals. Als sie das fertig hatte, zog sie etwas Rundes aus ihrem Sack, das betrachtete sie mit glühenden Blicken. Auch ich wollte gern sehn, was es war, und weil es mir unkenntlich blieb, wie sehr ich auch meine Augen anstrengte, so wagte ich mich näher herzu. Da mag ich denn nicht leise genug gewesen sein, es knackte unten in den verfluchten Tannen, sie fuhr empor, und mich erblickend, verbarg sie den geheimnißvollen, runden Gegenstand wieder in ihrem Sacke — das Uebrige sahst du selbst.“

Wilhelm schüttelte das Haupt. „Also Bekehrung und Besserung der Menschen ist jetzt deine Beschäftigung!“, sagte er nicht ohne Bitterkeit. Ein Zornesblitz fuhr aus Olafs Augen, aber er

bekämpfte sich und schwieg; dann, als sie eine Weile stumm neben einander gegangen waren, begann er aufs Neue: „Schade, daß du durch Nacht und Nebel so unverrichteter Sache nach Hause trollen mußt!"

Aber wie weißt denn du, daß — — —

„Daß du den Weg zum Leuchtthurm nicht gefunden, und Marie also noch einen Tag, oder noch länger sich abhärmen muß ohne Nachricht von ihrem theuren Nikolas!"

Als Wilhelm ihn staunend anblickte, fuhr er fort: „Nun, nun, ich dachte es schon vorher, während Christine uns den Brief des Vaters vorlas, du würdest dort, wie gewöhnlich, den Liebesboten machen. Ein recht einträgliches Geschäft das, mein Junge! Nicht so?"

„Und nun bist du wohl inzwischen dort gewesen und hast wieder Alles falsch verkündet und das arme Mädchen in Angst und Schrecken versetzt, wie damals im Frühherbste, als dein Vater dir nachher noch eine so derbe Lection ertheilte!", entgegnete Wilhelm heftig.

„Gott bewahre", wies Olaf den Vorwurf zurück, „da habe ich was Besseres zu thun, und — überdies wußte ich auch, daß Marie seit gestern verreis't ist und erst nach mehreren Tagen wieder heim kommt."

„Marie verreis't?", fragte Wilhelm halb ungläubig, „Marie, die sonst den Alten da oben keine Stunde verlassen darf, — das glaub ich nicht."

„Wie dir's beliebt", warf Olaf nachlässig hin, „heute früh war ich bei Wilmers und der hat es mir so erzählt. Uebrigens was kümmert mich die Dirne und ihr ganzer Kram. Mag sie oben sein, oder nicht, ich scheere mich den Teufel darum!"

„Aber wie kann das gekommen sein?", sagte Wilhelm nachdenklich und noch immer zweifelnd.

„Weiß nicht", erwiederte Olaf gähnend, „oder doch, es fällt mir eben wieder ein. Es giebt heut' in einem der Dörfer da drüben hinterm Wald an der Binnensee — kann mich nicht gleich auf den Namen von dem Nest besinnen — die Hochzeit einer nahen Verwandten von Mariens verstorbener Mutter, der einzigen, glaub ich, von der Seite her, die dem armen Dinge noch am Leben ist — und da hat die Braut und wer noch Alles sonst

dem alten, grauen Sünder soviel zugesetzt, daß er der Dirne auf eine Woche Urlaub gegeben hat."

„Und Marie ist wirklich gegangen?"

„Ja, das ist sicher, fort ist sie, und heute ist die Hochzeit. Der verdrehte Nichtsnutz da oben jammerte und winselte vor lauter Mitleid mit sich selbst, daß ihm nun die Dirne keine Handreichung thut, — —"

„Nenne Marie nicht immer „die Dirne", unterbrach ihn Wilhelm, „sie ist ein treffliches Mädchen und überdies die Braut deines Bruders, da schickt es sich nicht anders, als daß du sie mit ihrem Namen nennst, wenn du von ihr redest."

„Meinethalben immerhin, ich mag sie nicht. Kann mir gestohlen werden mit ihrem leidigen Gethue, wird mit der Zeit grade so ein Jammerlappen werden, wie der Alte."

Ueber diesem Gespräch hatten sie das Dorf erreicht; bald bog Wilhelm in einen Seitenweg, um zu seinem Vaterhause zu gelangen; mit einem kurzen, kalten „Gute Nacht!" trennte er sich von Olaf. Dieser stand, nachdem er eine Strecke weiter gegangen war, still und horchte — es herrschte Lautlosigkeit überall. Ein unheimliches Lächeln glitt über sein Angesicht, er athmete tief auf und rieb sich die starren Hände.

„Alles im guten Zuge!", sagte er darauf, plötzlich finster werdend vor sich hin. „Und nun zu Bett — das kann morgen ein heißer Tag werden — und für einen Andern — eine naßkalte Nacht! — Puh — da wollen wir einen tüchtigen Schnarcher zuvor thun!" Mit diesen Worten ging er zum väterlichen Hofe.

Olafs Plan.

Jedes Wort, welches Olaf von der Bernsteinhanne sagte, war erlogen, und auch die Abreise Mariens zur Hochzeit noch nicht erfolgt, sondern sie stand erst bevor, aber die ganze, unwahre Erfindung hatte den Zweck, Wilhelm durch diese Nacht und für den folgenden Morgen von Marien fern zu halten um jeden Preis.

Die Gluth der Leidenschaft hatte einen schrecklichen Plan in Olafs Seele reifen lassen; Gedanken, die er trotz aller Verworfenheit kaum auszuführen gewagt hätte, nahten jetzt, beim Zusammentreffen mit den in Helmolds Brief gemeldeten Umständen, einer

Erfüllung, wie er sie nicht glücklicher ersinnen konnte. Er brauchte nicht selbst eine kühne That des Frevels zu unternehmen, nur die Hand der dargebotenen Versuchung entgegenzustrecken, und die ganze, schreckliche Erndte des finsteren Schicksals gehörte ihm, um sein zukünftiges Leben darauf zu erbauen.

Diese erwünschte Gelegenheit zeigte sich ihm auf dem Leuchtthurm in folgender Art. Die Nacht vom Mittwoch auf Donnerstag hatte Olaf dem Wilmers Gesellschaft geleistet, und mit kaum begreiflicher Geduld die Klagen und Seufzer des stets Unbefriedigten an seinem Ohr vorüberziehn lassen. Dieses Mal war das Gebundene seiner Lebensstellung das Thema, welches der durch die Selbstqual in seiner Gemüthsanlage vor der Zeit zum Greise Gewordene ohne Aufhören von den verschiedensten Seiten beleuchtete.

Die äußere Veranlassung zu seinen Reden, die er, mit häufigen Unterbrechungen seines Hustens, sonst aber in unheimlicher Schnelle, Fülle und Gewandtheit an einander reihte, war jene Einladung zu der Hochzeit von Mariens Verwandten in Nienwieck, einem großen, wiesenreichen Dorfe jenseits des Waldes, am Ufer der Binnensee. So hatte Olaf auch an Wilhelm berichtet, aber die Feier sollte erst am Freitag, jenem in diesen Gegenden fast ausschließlich für Verehelichungen gewählten Wochentage, geschehen, und Marie war noch daheim.

Nun klagte Wilmers, wie gern er hingegangen wäre, wie sehr es ihn gefreut haben würde, auch seine Tochter einmal munter zu sehn, denn sie sei jetzt ganz anders geworden, als früher, immer still und traurig, stets in sich gekehrt und verschlossen; aber an ein Fortkommen von dem „verfluchten" Thurme wäre ja niemals zu denken, kaum am Tage hier und da eine Stunde, bei Nacht hinwieder sei es eine volle Unmöglichkeit. Und doch hätte er den Ausflug nach Nienwieck nicht anders machen können, als daß die Nacht vom Freitag auf den Sonnabend mit draufgegangen wäre.

Olaf lachte bei dieser Rede höhnisch in sich hinein. Er wußte nur zu gut, daß der Grog, die Punschbowle und der Pontak dem Alten an der Hochzeit das Liebste waren, daß Mariens Freude ihn ziemlich gleichgültig ließ, und ebenso, daß die Spende jener Getränke bei solchen Gelegenheiten erst nach dem Verklingen der Mitternachtsschläge so recht aus dem Grunde anhebe. Anfangs dachte er darauf, an Wilmers Stelle den Leuchtthurmwärter zu

spielen, verstand er doch jedes dazu Gehörige aufs Beste. Aber wozu sollte er sich abmühen, weshalb eine Nacht schlaflos hinbringen! An Wilmers Erkenntlichkeit lag ihm nichts, Marien that er, wie er wohl wußte, nicht einmal einen Gefallen damit, und das Mädchen auf jenem Feste unter so vielen, schmucken, fröhlichen Gesellen zu wissen, während er selbst den „schmierigen" Dienst ihres Vaters in Nacht und Graus als eine Aushülfe verrichten sollte, — das mochte weder seiner Eifersucht, noch seinem Hochmuthe schmecken. Er nahm also Abschied, ohne sein Anerbieten auszusprechen.

Da er nun aber auf dem elterlichen Hofe Christine den Brief des Vaters vorlesen hörte, da jedes Wort desselben die finsteren Bilder der Zukunft und die aus diesen für ihn erwachenden Hoffnungen kommenden Lebensglückes immer fester, lockender und verführerischer vor seinen Augen auftauchen ließ, — so stand der Entschluß in ihm fest: in jener Nacht, vom Freitag auf den Sonnabend, welche „falls Wind und Wetter fest blieben" über dem Schiffe des Nikolas in dem N. Fahrwasser mit dem drohenden Riffe niedersinken würde, sollte der Thurm mit seinen Lichtern ihm gehören. — — In der höchsten Eile kehrte er dorthin zurück, Wilmers gab unter dankerfüllten Worten seine Einwilligung, ihm für jene Nacht sein Amt zu überlassen, und beide verabredeten noch manche Einzelnheiten, welche den Wärterdienst betrafen. Als er dann auf dem Heimwege den lichtlosen Tannenwald durchschritt, wogte in seiner Seele ein Meer von Gedanken. Bald hätte er in der Fiebergluth der Leidenschaft ein Jauchzen der Freude ausstoßen mögen, bald aber sah er sich in zagender Unentschlossenheit vor einem düsteren Abgrunde namenloser Schrecken. Allmälig wurde er jedoch ruhiger, immer klarer und kühler zeichneten sich die einzelnen Stationen seines Vorhabens in seinem Geiste, nur den letzten Ausgang in der Nacht auf dem Meere wagte er sich nicht auszumalen.

Als er dann später in dem erleuchteten Thalkessel die Gestalt der Bernsteinhanne erblickte, und er ihrem geheimnißvollen Funde nachzuspüren unternahm, war ihm diese Unterbrechung, wenn auch nur für kurze Zeit, willkommen, seinen von der furchtbaren Schuldlast bedrückten Gedanken eine andere Richtung zu geben; ebenso diente ihm das höhnische Wortgefecht mit Wilhelm und das be-

hagliche Bewußtsein, ihn zu überlisten, zur augenblicklichen Erleichterung innerer Qual.

Da er dann aber in der Giebelstube des väterlichen Hofes angekommen, sich zum Schlafe niederlegte, war dieser von fieberhafter Unruhe, und von ängstlichen Träumen unterbrochen. Schreckliche Empfindungen, unbekannte Erscheinungen und Gestalten von nie geahnter Furchtbarkeit erfüllten sein Gehirn; wiederholt schrie er auf vor unendlichem Wehe und erwachte dann zu halbem Bewußtsein. In solchem grausamen Wechsel zwischen martervoller Pein, zwischen vergeblichem Bemühn, den Bann der ängstlichen Träume abzuschütteln, und dem Verlangen des müden Körpers nach Ruhe, das ihn aufs Neue in die Kissen des Bettes zurücksinken ließ, — kam der Morgen heran. Ermattet erhob er sich von der Schlafstätte, und im trüben Lichte des Novembernebels erschien ihm seine ganze Umgebung, das zerwühlte Lager, die kalkgetünchten Wände und das einfache Geräth grau, trostlos und widerwärtig. Als ihm aber nun das sorgsam aufgemachte Bette des Nikolas so weiß, nett und zierlich, so anmuthig und einladend entgegenleuchtete, erfüllte ihn dieser Gegensatz mit maaßloser Wuth, und so unglaublich es erscheinen mag, dies friedliche, schlichte Lager diente dazu, die dunkele Fluth des Bruderhasses, welche seine Träume durchwogt hatte, noch höher, noch rasender emporschwellen zu lassen. Mußte es ihm denn dieser „dumme, leichtfertige, erfahrungslose Junge", dieser Nikolas, in Allem und Jedem, und sei es das Kleinste, zuvorthun! Mußte denn das Erste, was er diesen Morgen erschaute, ihn wieder mahnen an die unverdiente immer und unter den verschiedenartigsten Umständen hervortretende Ueberlegenheit des jüngeren Bruders!

Wie wahnsinnig sprang er auf das Lager zu, schlug mit beiden Fäusten auf die Kissen, dann riß er Oberbette und Laken wild durch einander, bis es wüster aussah, als seine eigene Ruhestätte. Bei diesem Anblicke erfaßte ihn zuerst ein Schaamgefühl über sein kindisches Gebaren, dann lachte er hell auf, denn er dachte, wie „nett" es gewesen wäre, wenn der Nikolas selbst, anstatt der unschuldigen Kissen und Tücher, seine Fäuste zu schmecken bekommen hätte; doch zuletzt erschien ihm auch das als ein nutzloser Wunsch, denn „todt hätte er ihn ja doch nicht prügeln können." — Nein,

wie er es sich vorgenommen hatte für die nächste Nacht, so war es „besser!"

Ein Blick auf seine Uhr überzeugte ihn jetzt, daß es die höchste Zeit zum Aufbruche sei, schnell kleidete er sich an, und stieg leise die Treppe herab. Auf dem unteren Flur angekommen, öffnete er mit einem Schlüssel, den er sich schon vor Jahren anfertigen ließ, um seine nächtlichen Gänge zum Anker ungestört treiben und vor dem Vater verbergen zu können, die Hausthür. Als diese so in der „Knarre" stand, horchte er eine Weile nach allen Seiten: es war noch ganz still in den unteren Zimmern, und auch oben hatte er noch keinen Laut vernommen; dann verschloß er die Thür und wendete sich gegen die Freiung.

Zuerst erschien ihm das Wetter unverändert, denn der Nebel stand dicht und fest in der Luft; bald aber fühlte er doch, daß es bedeutend kühler geworden war, sah, wie an einigen hervortretenden Ecken und Kanten der Gegenstände umher ein ganz leichter Ansatz von Reif hinlief, und glaubte auch trotz der frühen Stunde eine größere Lichtfülle durch die Lüfte verbreitet zu finden, als Tage und Wochen vorher selbst um Mittag.

So beobachtend und sinnend schritt er langsam zum Stalle, wo der Knecht noch schnarchend im Bette lag; diesen weckte er mit einigen sehr unsanften Püffen. Da der junge Mensch sich erschreckt aufrichtete und die Mißgestalt mit dem übellaunigen Angesicht, die Pudelmütze auf dem versunkenen Haupte, an seinem Lager sah, stieß er, noch halb schlaftrunken, einen Schrei des Entsetzens aus und wollte emporspringend entfliehen, aber Olaf erfaßte seinen Arm mit eiserner Faust.

„Fauler Schlingel", sagte er finster, „ich will dem Vater, der morgen nach Hause kommt, Alles berichten. Deine Nachlässigkeit und Lottrigkeit diese letzte Woche ist nicht anzusehn gewesen, — aber paß' nur auf, es soll schon dafür gesorgt sein, daß du mit den Hunden vom Hofe gejagt werdest."

Der arme Kerl, ein „Ausländer", das heißt, wie alle Nustrower Dienstleute, nicht auf der Halbinsel geboren, sondern vom jenseitigen Gestade der Binnensee, und erst seit Kurzem auf dem Hofe Helmolds, war sich wohl bewußt, in der Abwesenheit seines Herrn ein wenig mehr als billig gefaulenzt zu haben; denn Olaf und die übrigen Hausgenossen hatten sich bisher nur wenig um

ihn gekümmert, auch bot sich ihm, wenn das Vieh besorgt war, selten eine andere Arbeit, welche er verrichten konnte. Er nahm daher die Behandlung Olafs, bei seinem schlechten Gewissen, geduldiger hin, wie man es von einem starken, jungen Manne des Binnenlandes, welchem trotziger Sinn und auffahrender Jähzorn, wenn auch in etwas niederem Grade, als auf der Halbinsel, eigen zu sein pflegen, hätte erwarten sollen; endlich aber, da Olaf sein Handgelenk noch immer wie in einem Schraubstock umspannt hielt, schüttelte er den schmerzenden Arm.

„Ja, ja", lachte jener höhnisch, „das geht nicht so leicht, den bekommst du nicht eher frei, bis du mir heilig gelobt hast, zu thun, was ich dir jetzt anbefehle." Der Knecht in seiner Angst versprach Alles.

„So höre genau zu, und wehe dir, wenn du es anders machst, als ich dir geheißen. Ich gehe jetzt nach Nienwieck jenseits des Waldes zu einer Hochzeit. Das soll hier nun aber Niemand wissen, weil, — Willst du mich wohl nicht so dreist ansehn, dummer Kerl! — weil ich's so für gut finde, — weil ich's so will. Du sagst aber zu meiner Mutter und zu allen Uebrigen im Hause, oder auf dem Hofe: ich wäre am Strande bei der Festigungsarbeit der Düne; dahin sei ich diesen Morgen ganz früh mit einigen zuvor bestellten Arbeitern gegangen; ich wolle, daß, wenn der Vater heimkomme, Alles zum Einrammen der Hölzer fix und fertig sei; zu Mittag, — sagst du dann weiter, — lasse ich mir Essen ausbitten und zwar an den Strand nieder. Das soll vor Allen Anna bestellt sein. Den Korb mit den Speisen trägst du so gegen zwölf Uhr wirklich in die Düne, als wenn ich dort wäre. Wenn du darauf zurück kommst, berichtest du: ich lasse sagen, daß ich die Nacht zum Theil dort unten bleiben müsse mit meinen Gehülfen, du sollest mir auch wieder Abendbrod hintragen. So thust du und verweilst die Nacht hindurch am Strande, bis ich morgen in der Frühe zu dir komme und wir mitsammen heimgehen. Verstanden, he? So, nun wiederhole mir einmal die ganze Geschichte."

Erst, nachdem der arme Kerl gethan, wie ihm befohlen, ließ ihn Olaf ganz los, als er aber dann im Fortgehn war, zog er seinen Geldbeutel und gab dem Knechte einen Thaler. „Wenn

du deine Sache gut machst, soll dir der zweite nicht fehlen", sagte er ziemlich freundlich.

Auf dem Leuchtthurm.

Olafs Wanderung.

Olaf wendete sich, nachdem er den väterlichen Hof und die Dünen verlassen hatte, mit schnellen Schritten dem Tannenwalde zu. Der Anblick des Meeres, auf das er nun bald von der Höhe des Thurmes herabzuschauen gezwungen wurde, war ihm heute doppelt verhaßt, mahnte ihn doch der Ton der Brandung unablässig an seine finsteren Pläne für die kommende Nacht; deshalb wählte er den Weg durch den Forst. Auf dem schmalen Haidestreifen davor bemerkte er einen kühlen Hauch, der seine Wange berührte, ein bei der seit langer Zeit herrschenden Windstille ungewohntes Gefühl; als er den Wald erreichte, wurden auch die Wipfel der höchsten Föhren von einem leichten Luftzuge bewegt.

Aber Olaf achtete nicht darauf. Indessen seine Schritte, fast ohne einer Leitung geistiger Kräfte zu bedürfen, wie von selbst die gewohnte Bahn der so unendliche Male betretenen Schlingpfade verfolgten, versank seine Seele wiederum in das Wirrsal seines düsteren Vorhabens; doch eine Befriedigung, geschweige denn eine Lust, wie am vergangenen Tage, bereitete ihm dies Ueberdenken nicht mehr. Während er noch gestern eine Genugthuung und Freude über seine „ausbündige Schlauheit" empfunden hatte, gab es heute für ihn Augenblicke, in denen ihn „die ganze Geschichte" anekelte; das Ziel erschien ihm kaum mehr verlockend, kaum der Mühe und Sorge werth. Er wollte umkehren, Alles aufgeben, schlafen legen den müden Leib, einen Tag, zwei Tage, — ja immerfort ohne ein Wiedererwachen. Doch dauerte diese Erschlaffung nicht lange, andere Strömungen rannen durch sein Blut, Reizungen tauchten empor, seine Gedanken und Gefühle wurden durch einander geworfen, ruhelos, wild, von Gegensatz zu Gegensatz, in fieberhafter Qual.

Als er darauf zu der Absenkung kam, wo er mit Hanne gerungen hatte, und er in Erinnerung an die seltsame Begebenheit

laut auflachte, trug der Wiederhall seine Stimme mit einem so gellenden Hohne zurück, daß er davor erschrack. Dann murmelte er:

„Was nur das Runde in ihrem Sacke gewesen sein mag, das sie so rasend vertheidigte, als wäre es ihr eigen Fleisch und Blut; das verhüllte Ding sah so formlos aus, was hat es nur sein können! Ein Geheimniß steckt dahinter, das ist gewiß. Wie auch Wilhelm grade dazwischen gerathen mußte, der lästige Ueberall! Aber warte nur, Hexe, ich komme dir schon auf die Spur und mache dir wett alle deine Nichtswürdigkeiten!"

Als er dann weiterschritt, versuchte er in gewohnter Art zu pfeifen, aber keine Melodie, kein Seemannslied gelang ihm, keine jener schwermüthigen, tiefernsten Weisen, vom Scheiden und Nimmerwiedersehn, wie sie im Küstenlande mit geringer Hebung und Senkung der Stimme einförmig dahingehn zwischen den engen Wänden der grauen Düne oder am Rande des dunklen Waldes. Die Töne, welche Olafs Lippen hervorstießen, waren kurz, abgebrochen, ohne Anhang und Halt, unharmonisch und zerrüttet — ein echtes Spiegelbild seiner Seele.

Bald darauf hatte er den Ausgang des Waldes erreicht und schon schimmerte die Helle des kommenden Tages durch die zweiglosen Unterstämme der Tannen. Aus dem moorigen Lande und den zahlreichen Lachen des Bruchs ragten einzelne Rohrhalme über den Bülten des bleichen, vergangenen Grases empor, vielfältig geknickt. Da Olaf sie betrachtete, überraschte ihn ihr zunehmendes Beben und Schwanken, gleich darauf fühlte er einen kalten Luftzug: — während er den geschützten Weg zwischen den Tannen gegangen war, hatte sich ein stärkerer Wind erhoben. Das Wetter bereitete sich zur Wandelung vor, der Nebel lag nicht mehr fest, er zog in Streifen, welche schon an manchen Stellen durch einander wogten. Zwischen diesem Rollen, Fallen, Steigen, Jagen und Ziehen tauchte plötzlich die finstere Riesengestalt des Thurmes empor; er stand wie ein dunkler, räthselvoller Zuschauer über dem beginnenden Kampfe der Lüfte.

Näher herzu gegen ihn hebt und festigt sich das Erdreich mehr und mehr, bis zu einer von allen Seiten, wenn auch nicht ebenmäßig aufsteigenden Hügelwelle, deren Gipfel er krönt. Ueber den Sand der Düne ist Haideland gebreitet, mit Eriken, Silbermoosen und rauhen, salzreichen Gräsern bewachsen; längs des

Abhanges liegen die Trümmer zersprengter Granitblöcke, einst von der Gründung und Untermauerung des Thurmes übrig geblieben, und in diesem jedes naturwüchsigen Felsens ermangelnden Lande ein kostbarer Besitz für eine zukünftige Ausbesserung, Umgestaltung und Erweiterung der Baulichkeiten. Zwischen diesem Gestein erhoben sich Disteln, deren Stachelblätter unter den schützenden Wänden, trotz der späten Jahreszeit, noch das volle, saftige Grün erhalten hatten, und neben ihnen schlangen die bereits hochgelben Ranken der Brombeere mit wenigen zerfetzten Laubresten ihre Windungen.

Eilig schritt Olaf zwischen diesen in wüster Formlosigkeit umhergestreuten Massen empor; in der vergangenen Zeit durch die fortdauernde Nässe in das tieffte Dunkel gehüllt, erschienen sie heute bei dem Steigen des Nebels um vieles heller, und auch hierin sah er ein neues Zeichen des veränderten Wetters.

Der Gang zur Hochzeit.

Wilmers hatte bereits ungeduldig der Ankunft Olafs entgegengesehn und begrüßte ihn beim Eintritte desto freundlicher, in einer fast demüthigen Weise, aber jener erwiederte all' dies schmeichlerische Entgegenkommen nur durch ein unverständliches Brummen oder barsches Zurückweisen. Seine schon an sich finstere Laune wurde noch vermehrt, weil Marie nicht anwesend war, und er heute für seine dargebotenen Dienste ein freundlicheres Entgegenkommen von ihr erwartete.

Der Leuchtthurmwärter dagegen erschien äußerst aufgeräumt. Die schöne Aussicht auf einen freien, lustigen Tag, auf eine, wo möglich, noch lustigere, mit Punsch und Pontak gewürzte Nacht leuchtete hell aus seinen sonst so matten Augensternen, die eingesunkenen Wangen waren geröthet, der lästige Husten kam seltener und mit geringerer Heftigkeit wie gewöhnlich — und dadurch begünstigt, strömte ein Redefluß von seinen Lippen, der etwas wahrhaft Sinnverwirrendes für den Hörer haben mußte. Dieses ganze, wohlgemuthe „aufgekratzte" Wesen von Wilmers, den er in der Regel nur in der gedrücktesten Seelenlage anzutreffen gewohnt war, empörte Olaf, besonders da ihm auf diese Art der

Gegensatz seiner eigenen Verstimmung erst recht fühlbar wurde. Er wollte schon mit seinem Mißmuthe hervorbrechen und den Wortschwall durch kalten Hohn zurückweisen; als er jedoch die Gestalt des Schwätzers aufmerksamer betrachtete, da wandelte sich seine Herbigkeit, er mußte lachen, so herzhaft lachen, bis ihm die Thränen in die Augen traten.

Wilmers zeigte sich nämlich in der That an diesem Morgen in einem höchst komischen Aufzuge. Er hatte die Staatsgewande seiner Glanztage — denn auch er durchlebte eine kurze Zeit des Glücks, — angelegt. Sie erschienen an und für sich noch nicht übel, wohlerhalten, sauber und nett, aber paßten doch eigentlich eher in eine „ethnographisch-kulturhistorische Sammlung", die zur „Illustration" menschlicher Thorheiten angelegt ward, als auf seinen Körper. Es war jedoch weniger die unmodische Tracht, welche Olafs Heiterkeit erregte, als der Umstand, daß diese einst mit einem so großen Anspruch auf „Schick" und Eleganz zugeschnittenen Kleidungsstücke dem unterdessen durch Sorge, Noth, Alter und Krankheit abgezehrten Besitzer so formlos um Leib und Glieder schlotterten, und durch diesen Contrast einen halb drolligen, halb wehmüthigen Eindruck gewährten.

Bald erkannte Wilmers, eitel und selbstliebend, wie er war, woher die Quelle von Olafs Heiterkeit fließe. Er fühlte sich verletzt und zürnte dem Spötter; aber auslassen wollte er seinen Mißmuth „doch lieber nicht." Er that deshalb, obwohl er eine schmerzliche Verlegenheit kaum verbergen konnte, als ob er den plötzlichen Wechsel seiner Stimmung nicht bemerke, und sagte, als eine Pause in Olafs höhnischem Lachen eintrat: „Laß uns das Wichtigste nicht vergessen, ich will dich instruiren, wie du es kommende Nacht mit den Lampen zu halten hast."

„Brauch deine Instruktion nicht" entgegnete jener, in seine finstere Laune zurückfallend, „wenn ich's noch nicht gefaßt hätte das Hantiren da droben, nachdem ich dir so manche Nacht dabei zugesehn, dann verdiente ich ja ersäuft zu werden, wie das siebente Katzenjunge im Mai. Also das laß nur vorübergehn, — und nun mach' dich endlich einmal fertig, daß du fortkommst! — Aber, wo ist denn Marie? Soll die etwa hier bei mir bleiben?"

Wilmers war bei diesen Worten ans Fenster getreten, um seinen Aerger über den „anmaßenden Bengel", der wohl gar seinen

Dienst besser kennen wollte, als er selbst, zu verbeißen; dann, als jener schwieg, wendete er sich und sagte: „Du hast recht, wir wollen gehn. Es wird ein sehr schöner Tag, ganz klar und durchaus anders, als nun seit so langen Wochen. Der Wind ist aufgewacht und streicht aus einer veränderten Richtung; ich denke, er muß jetzt fast gänzlich von Norden kommen, während der geringe Lufthauch bisher immer zwischen Süden und Südwesten gewechselt hat. — Marie", rief er nun mit lauter Stimme, „Marie!"

Die Bemerkung über die veränderte Richtung des Windes aus dem Munde des so wetterkundigen Leuchtthurmwärters hatte Olaf lebhaft ergriffen, hing doch damit möglicherweise das Gelingen eines Theiles seiner Pläne zusammen. Aber ihm blieb keine Zeit darüber nachzudenken, denn Marie trat durch die bisher verschlossene Thür der Nebenkammer in das Zimmer, und zwar so schön und lieblich anzuschauen, daß sein ganzer Sinn durch sie gefangen genommen wurde.

Auch das Mädchen war in der Erwartung des beginnenden Tages, wenn auch nicht in ähnlicher Art wie der Vater, von neuem Lebensmuthe erfaßt. Sie konnte zwar in ihrer traurigen Lage keine Aussicht auf eine reine Freude haben, oder gar ein Wohlgefallen an der lärmenden Festeslust empfinden, die ihr in den kommenden Stunden bevorstand, aber schon der Wechsel des Ortes, der sie ihren schwermüthigen, eintönigen Gedanken entreißen sollte, ließ ihr junges Blut lebhafter durch die Adern wallen. Mehr noch als das bewegte sie die Gewißheit, in Rienwieck, wenigstens für einen kurzen, flüchtigen Augenblick, Gelegenheit zu finden, wo sie sich der Braut, ihrer innig geliebten Freundin, ganz und rückhaltlos mit ihrem Schmerze anvertrauen könne. Einem Mädchenherzen in Mariens Alter ist nichts furchtbarer, als das einsame Tragen eines Wehes, das der Geliebte nicht selbst verschuldet; und von ihrer Freundin wußte sie, daß sie ihr nicht nur theilnehmend zuhören, sondern auch bereit sein würde, sich ihr mit Rath und That hülfreich zu erweisen.

Alle diese und noch manche andere Empfindungen hatten Mariens Seele mit anregender Hoffnung erfrischt, und ihr auch in der verflossenen Nacht eine wohlthuende Ruhe des Schlummers geschenkt; so gewährte ihre Erscheinung beim Eintritte einen überaus reizenden Anblick.

Das zierliche Oval des Angesichtes hatte in seinen edlen Zügen die wehmuthsvolle Gleichgültigkeit des Ausdrucks abgelegt, welche ihr in der letzten, kummervollen Zeit zur Gewohnheit geworden war, das sanfte, sinnige Auge sprach beredt, freundlich und seelenvoll, über den Wangen schwebte eine feine Röthe, Stirne und Hals zeigten sich aderndurchschimmert, und wie von neuem Leben übergossen. Auch ihre Gestalt erschien um Vieles zierlicher als sonst, denn ein schönes, geschmackvoll zugeschnittenes Kleid von schwarzem Wollenstoff, ein Geschenk Trinas zur vorjährigen Einsegnung, umschloß heute ihre zarten Formen, die sonst so oft von den groben, bei ihrer harten Arbeit fast niemals abgelegten Gewändern entstellt wurden. Selbst ein, alle diese Anmuth noch erhöhender Schmuck fehlte am Ehrentage der Freundin nicht. Zwischen dem dunkelen Geflecht des Haares, welches nach Christinens Angabe in reichen Windungen vom Haupte niederging, glänzten längliche Ohrgehänge von hellgelbem, dichtem Wachsbernstein im anmuthigen Gegensatze der Farbe; um den Hals schlangen sich Perlen desselben lieblichen Stoffes, von denen ein Kreuz herabhing, — ein charakteristisches Geschmeide der Dünenbewohner.

Olaf war von ihrem Anblicke wie geblendet. So viel Liebreiz, solche Holdseligkeit bei aller Einfalt und Anspruchslosigkeit ließen alle unreine Begierde in ihm verstummen; sein Gruß war verlegen, und noch ungelenker, dafür aber entschieden auch zurückhaltender als früher; der göttliche Strahl, welcher von vollendeter Schönheit ausströmt, umgab auch Mariens liebliche Gestalt mit einer Anmuth, die selbst die Rohheit dieses Unglücklichen zu bezwingen vermochte; für das Edle und Schöne ihrer S e e l e hatte er freilich alle Empfindung verloren.

„Zeige jetzt Olaf die Speisen und den Wein, die ihn in unserer Abwesenheit stärken sollen, und dann, mein Kind, nimm Tuch und Hut und lasse uns eilen, denn es wird Zeit, daß wir fortkommen.“

Marie führte nun Olaf in die Nebenkammer, ließ aber die Thür gegen das Wohngemach weit offen stehn; dort zeigte sie ihm in einem Wandschrank des dicken Mauerwerks einen Teller mit kaltem Fleische, hart gekochte Eier und eine Flasche Wein, sowie das zum Essen und Trinken zierlich und sauber aufgestellte Geräth. Als jener nun freundlich für ihre Vorsorglichkeit dankte,

kehrte sie schnell in das größere Zimmer zurück, um Tuch und Hut zu ergreifen; Wilmers aber deutete auf sein weiches, mit frischen Linnentüchern bezogenes Bett und sagte schmunzelnd: „Dahinein lege dich nur, sobald wir fort sind, mein Junge. Es ruht sich behaglich darin und du wirst doch gut thun, ein wenig im Voraus zu schlafen, damit du die Nacht frisch bist, und überall droben aufpassen kannst.“ Dann die von Olaf vorher verschmähte Instruktion nachholend, fuhr er selbstgefällig fort: „Viel sonst zu thun, als zum Rechten zu sehn, wird's heute freilich nicht geben; die Oelkästen der Lampen habe ich sämmtlich in der Frühe wieder ganz voll gegossen, die Zeit des Ansteckens der Dochte ist dir bekannt, und die sonst vorfallenden Handgriffe und Kniffe behauptest du ja genau zu kennen; hast sie ja auch oft genug mit angesehn, und mir dabei geholfen. Also laß dir die Zeit nicht lang werden, mein Junge, morgen früh sind wir wieder hier, und somit Gott befohlen!“

Während dieser Worte setzte er seinen altmodischen Hut auf, und hatte, wie er dann im vollendeten Hochzeitsaufzug seiner Tochter gravitätisch winkte, ihm zu folgen, ein ebenso seltsames als komisches Ansehn. Als Olaf Beide bis zur Außenthür geleitete, empfing er von Wilmers einen ganz ungewohnt kräftigen Handschlag, Marie aber neigte das Haupt nur leise zum Abschiedsgruße. Lange blickte er ihnen nach, wie sie über die Haidekräuter den Hügel hinab, zwischen den Trümmern der zersprengten Steine, dem Walde zuschritten, Wilmers, trotz der heute sein Wesen durchdringenden Erregung, schwankend, und als wenn er die langen, dünnen Beine nicht mehr ganz in seiner Gewalt habe, Marie aber anmuthig und leichten Schrittes, wie von einer Last befreit, mit der das grobe, häßliche Schuhzeug der Werkeltage ihre feinen, zierlichen Füße zu entstellen pflegte. Endlich da die Zweige ihm den Anblick der beiden so ungleichen Persönlichkeiten verbargen, entrang sich ein qualvoller Seufzer aus der Tiefe von Olafs Brust. Er hatte Mariens Gestalt fast mit seinen Augen verschlungen, denn so wunderlieblich war sie ihm noch nie erschienen. Sie, nur sie und keine andere liebte er; erst jetzt, da sie ihm entschwunden, fühlte er, wie sie sein ganzes Wesen durchdrang und sein innerstes Sein in Flammen setzte. Er wollte sie um jeden Preis erstreben, erringen, und sei es schwer und gefahrvoll, sei es die ärgste

Frevelthat, er mußte sie vollenden, denn ohne sie, — so sagte es jeder Pulsschlag seines Herzens, — würde er verschmachten.

Als er jedoch in den Thurm zurückkehrte, und ihn, statt des frischen Hauches der kühlen Luft, die dumpfe Atmosphäre des dichten Gemäuers umgab, fühlte er sich wie von einem Schwindel ergriffen; alle kühnen Pläne, alle reizenden Aussichten zerrannen ihm zu einem Wirrsal schwärzester Farben und düsterer Schreckensbilder; er vermochte es nicht, die Thür des Zimmers zu erreichen, und setzte sich auf die Stufen der Treppe, welche zu den oberen Stockwerken führt. Dort versank er allmälig aus dem fieberhaften Taumel seiner Gedanken in eine Art Betäubung, und, da er sich einigermaßen gesammelt, erhob er sich mühsam und wankte, nachdem er den Riegel der Außenthür vorgeschoben, schweren Trittes zu der Wohnstube empor. Hier warf er sich, angekleidet wie er war, in Wilmers bequemes Bett, die Pudelmütze auf dem Kopfe, ohne sich der dicken Jacke, der weiten Hosen und hohen, schweren Kniestiefel zu entledigen. Bald darauf verfiel er in einen tiefen Schlaf, und mehrere Stunden hindurch wurde die Stille des Thurmgemachs nur durch sein gleichmäßiges Schnarchen unterbrochen.

Der Sturm.

Indessen hatte draußen der nordöstlich umspringende Wind den Nebel Anfangs zu einzelnen, dunkelen Wolkenballen zusammen gezogen und schließlich auch diese zersprengt und verscheucht. Ueberall waltete nun durch die weiten, vom Thurme beherrschten Räume der Wälder, Haiden, Dünen, Wasser und Lüfte vollkommene Reinheit. Die Sonne stand plötzlich ganz ohne Hülle am mattblauen Himmel, und wenn auch bleicheren Glanzes und kraftloseren Strahles, ließ ihr seit Monaten entbehrtes Licht doch in weiter Ferne Meer und Land in köstlicher Frische und Klarheit erschauen. Der Wind fuhr jetzt stoßweise, bald langsam anschwellend, bald prallte er scharf und schneidend mit ganzer Wucht gegen das Gemäuer des Leuchtthurms, ließ die Glastafeln der Apparate erklingen, und beugte die Gipfel der Föhren am Ausgange des Waldes. Im Meere zeigte sich überall das tiefste, satteste See-

grün auf der Fluth ausgebreitet, und das sonst mattfarbige Schaar war ebenfalls kräftig davon erfaßt, aber allmälig begannen sich die Anfangs noch gleichmäßig einherrollenden Wogen an den Kämmen mit dem Silber des Sprühschaumes zu beziehen, — Alles Zeichen schweren Unheils, wie es der alte Kerkow Tages zuvor richtig verkündet, — es bereitete sich ein furchtbarer Sturm.

Ueber die allmälig steigende Fluth erhoben sich in den nachmittäglichen Stunden ungleiche Massen stahlfarbenen Gewölkes. Auf dem Hintergrunde ihrer dunklen Wände konnte man deutlich in scharfen Umrissen die weißen Segeltücher eines großen Schiffes erkennen, welches, westlich strebend, mit dem Widerstande des „halben", jetzt nördlich gewendeten Windes und den tief aufgewühlten Wassern kämpfte. Vermehrte sich die Gewalt des Luftzuges, spaltete er die Wolkenbänke, so daß ihre düsteren Massen die Sonne verdeckten, so wurde auch das Schiff dem Anblicke entzogen, bis das Gewölk sich vertheilte und neue Windströmungen ihre Strahlen wieder hervortreten ließen.

Schon neigte sich die fahle Lichtscheibe zum Westen, der Abend nahte, und plötzlich krachte ein donnerähnlicher Ton an die Nordwand des Thurmes. Olaf fuhr empor, richtete sich mit dem Oberkörper aus dem Bette und horchte. Er erkannte, daß draußen der Sturm sich zum fessellosen Wüthen erhoben und seine grause Stimme ertönen ließ. Freude ging durch sein Herz. Der Schlaf hatte ihn wunderbar gestärkt, alles wüste Treiben, alle qualvollen Bilder waren verschwunden, er fühlte seinen Leib voll Schnellkraft und Frische, seinen Geist frei, eindringend und fest. Eine klare Kälte stand mit seltener Macht über seinem Wesen; er grübelte und überlegte nicht mehr, er wußte seine Pläne alle, scharf umrissen, bis ins Kleinste ausgesonnen, wohlbewahrt im Hintergrunde seines Denkens. Jetzt wollte er handeln, er wollte zeigen, daß er ein „Kerl" war, ein „ganzer Kerl, trotz Jedem." Die That galt ihm von jeher als das Höchste, all' seine Schlauheit, ob sie ihm gleich bisweilen einen leisen Kitzel innerer Genugthuung abnöthigte: für den Beweis seines eigentlichen, seines vollen Werthes konnte er sie nicht erachten.

Olaf raffte sich nun vom Lager empor; als er dann gegen das Fenster ging, fand er sich so sicher, ruhig, kühl und „berechtigt", daß seine Befriedigung erreicht war. Er schaute durch die

Tafeln des Glases — — er kam grade noch zur rechten Zeit, — das große Schiff zeigte sich noch ein Mal, doch schon auf westlichster Seehöhe. Sein vordringendes Auge fiel sogleich darauf, — sein Herz erbebte auf einen Moment, dann ergriff er das in der Nische liegende Fernrohr von Wilmers, richtete es, schaute aufmerksam: jedes erspähete Zeichen traf zu, — es konnte kaum ein Zweifel mehr sein.

Am Tage zuvor, ja am Morgen hätte dieser Anblick ihn vielleicht zu erschüttern vermocht, jetzt aber, wo alle Regungen seines Gewissens, alle scheuen Empfindungen des Mitgefühls wie unter einer Eisesdecke erstarrt waren, blieb er ohne Einfluß. Jetzt galt es also!

Olaf legte das Fernrohr in die Mauernische zurück; dort hingen auch die Schlüssel zu den verschiedenen Räumen des Thurmes, alle an einzelnen, eisernen Haken; er kannte jeden nach seinem Zwecke, zwei wählte er aus und verließ mit ihnen das Zimmer. Mit dem einen erschloß er im Erdgeschosse die Kammer, in welcher die Oelvorräthe bewahrt wurden. Gewaltige Fässer lagerten hier mit ihrem fettigen Inhalte, eng an einander gereiht, auf starken Untersatzböcken von Eichenholz, in einem halbdunkelen, nur von einer kleinen, schräge eingehenden Fensteröffnung erhellten Raum. Weil die Lampen beider Apparate allnächtlich außerordentlich viel an Brennstoff verzehren, so war derselbe hier in großen Massen angehäuft. In dem Boden der einen Tonne steckte noch der Messinghahn, durch den Wilmers in der Frühe die Lampenkästen gefüllt hatte. Olaf drehte daran und sah einen Augenblick, unbekümmert um die Verschüttung, die gelbliche Flüssigkeit rinnen, dann schloß er wieder. Er klopfte an die übrigen Fässer mit dem Gelenkknöchel des gebogenen Zeigefingers der Rechten; einige gaben einen hohlen Klang, doch die meisten mochten gefüllt sein. Dann ging er schnell hinaus und drehte zweimal um mit dem Schlüssel, da er doch beim Kommen nur einen Verschluß gefunden hatte. Indem er dies that, ruhten seine Blicke mit Befriedigung auf der kräftigen Thür und ihren weitgreifenden Beschlägen von Eisen. Den Schlüssel, den er abzog, steckte er dann sorgfältig ganz hinab in seine tiefe Hosentasche.

Jetzt stieg er nach oben. In der Dreiviertelhöhe der Treppe ist der Raum des unteren oder „festen" Feuers; hier trat er ein.

Da das gewaltige Leuchten des Dreh- oder Blickfeuers, von Fresnels Apparat, droben das Nord- wie das „wilde" Meer im Westen in hinreichender Stärke überglänzt, so würden die Lichter des „festen" Feuers dort nicht angelegt sein, wenn sie nicht als ein „Fanal" eine nothwendige Warnung für die vorüberziehenden Schiffe abgeben müßten. In dem R. Fahrwasser nämlich steht ungefähr eine halbe Seemeile vom Strande des Thurmes gegen Abend eine Klippe. Unterseeisch durchaus, stark, ausgebreitet und, trotz des immerwährenden Waschens und Brandens der Fluthen, voll von Spitzen, Zacken und Zähnen, ist sie unstreitig die furchtbarste aller Gefahren im weiten Bereiche dieser stürmischen und drangsalvollen Gestade. Ihre Schrecken, schon am Tage groß, weil sie tückisch ihren Anblick durch keine besonderen Wirbel oder Schäume meldet, und verführerisch genug grade auf dem kürzesten Wege zwischen dem Landvorsprunge des Leuchtthurms und dem Hafen von R. gelegen ist, — waren ehedem bei Nacht entsetzlich, denn auch dem kundigsten Seemanne ward in Sturmwetter und Dunkelheit die Lage des Geklüftes zum Räthsel. Indem aber die Lichter des „festen" Feuers vom Lande so weit hinausfallen, wie die Fluth sicher und frei von Geklipp ist, bewahrt es Fahrzeug und Mannschaft vor Tod und Verderben in Nacht und Wogengraus.

Aus diesem Grunde muß nun von der Westsee aus genau unterschieden werden zwischen dem oberen und unteren Glanzesfall aus dem Haupte des Thurmes. Das „Blickfeuer", jener Apparat von Fresnel, ganz in der Höhe, ist bestimmt, um Vieles weiter auf das Meer hinauszuleuchten, und im Allgemeinen die Lage und Gestalt der Küste zu bezeichnen; das „feste" Feuer aber ist eine warnende Hindeutung auf einen gefahrvollen, einzelnen Punkt in der See, jenen Felsen, in dessen Bereich das unabwendbare Verderben lauert.

Alles dieses wußte Olaf genau; er hatte es unzählige Male von Seeleuten bereden hören, und oft genug mit solchen und mit Wilmers darüber gesprochen. Er sah sich scharf und prüfend um im Raume des festen Feuers; es war Alles in bester Ordnung. Die Lampen erschienen nett und sauber, die zum Verstärken ihres Scheins gegen das Meer hinter ihren Sitzen stehenden metallischen Spiegel glitzerten und blinkten mit ihren von keiner Schramme

verletzten Platten. Gegen das Land zu ist dieses Gemach ganz mauerfest, und auch wider das Nordmeer hat es keine Fenster, weil ein Leuchten dahin ohne Nutzen, ja nur störend sein würde; aber gegen Westen stehn die Riesentafeln des Glases, welche mit ihren prachtvollen, hineingeschliffenen Kreisen und Mittelrunden wunderbar geeignet sind, die Lichtmacht zu erhöhen und hinaus zu tragen in entlegene Fernen. Daher sind hier auch nur drei Lampen angebracht.

Auf sie richtete Olaf jetzt sein Augenmerk. Er entfernte die um die Dochte emporsteigenden, schützenden Glasröhren, ergriff eine der starken, haarscharf zugeschliffenen, und von Wilmers geschickter Hand stets im besten Zustande erhaltenen Scheeren, welche auf einem Tische in schöner Ordnung aufgereiht lagen, und schnitt von dem oberen Rande eines jeden der baumwollenen Gewebe einen etwa zwei Finger breiten Streifen herunter. Darnach franssete er die so verkürzten am Rande oben ein wenig, und entzündete sie, nachdem er die Sonnenvorhänge vor die Tafeln hatte herabgleiten lassen. So brannte das „feste" Feuer eine Viertelstunde, ehe noch der letzte Sonnenstrahl des Sturmtages versunken war.

Als jene Zeit verronnen, löschte Olaf die Lichter. Dann nahm er einen der noch beinahe bis zum Rande gefüllten Oelkästen der Lampen und trug ihn die Treppe nieder bis zur Hausthür, welche er entriegelte. Da diese sich südlich öffnete und der Druck des Nordsturms gegen dieselbe keine Wirkung ausübte, konnte er leicht mit seiner Last ins Freie hinaustreten. Er hielt im Weiterschreiten den schützenden Strich des Thurmes, so viel wie möglich, inne, dennoch gingen die rasenden Stöße so heftig, daß er auf seinem Wege Einiges von dem Brennstoffe verschüttete. Erst an dem Trümmerwerk der Sprenggesteine hielt Olaf an. Neben und hinter ihm wußte er die haidige Narbe des Erdreichs, die sonst den ganzen Thurmhügel bedeckt, zerrissen; der eigentliche Körper dieses Landes, weißgrauer, welliger Dünensand, sah dort trocken und wie lechzend hervor. Ihn speisete er mit dem bei Weitem größeren Theile des Oeles aus dem Kasten, nur einen kleinen Rest ließ er darinnen. Ganz ähnlich that er mit den beiden andern Brennstoffbehältern des festen Feuers, und es gelang ihm, diese ohne jede Ueberwallung bis zu den Gesteinen zu bringen. Gierig trank der Sand die fettige Flüssigkeit, so daß, da Alles hinein-

gegossen war, seine Farbe kaum eine Veränderung bemerken ließ. Zum Ueberfluß häufte Olaf noch eine tüchtige Welle der feinen Kieselkörner darauf.

Oben wieder angekommen, schob er jeden Kasten sorgfältig an seine Stelle, und entfernte auch die Vorhänge von den Gläsern. Dann trat er auf die Gallerie, die von dem Raum des festen Feuers um den Thurm führt.

Die Sonne war schon in ihr grausiges Wogenbett hinabgesunken, aber ihr Wiederschein glomm noch am Westhimmel mit einer eigenthümlichen Schärfe, nicht in jenen entzückenden Gluthen voll Duft, Wärme und Leben, mit denen sonst in holderen Zeiten das Abendroth die Wellen purpurn zu überhauchen pflegt, vielmehr mit einem bleichen, kalten Strahl, der an die grellen, traurigen und fröstelnden Töne des Nordlichtes gemahnte.

„Hui", entfuhr es Olafs Munde, als er auf die ganz schutzlose, furchtbar ausgesetzte Freiung des Kreisganges trat, „der spielt ja gehörig auf heute Abend! — Na, das wird einen lustigen Tanz geben über Nacht!" Dann griff er mit beiden Händen schirmend zum Haupte, denn die rasende Gewalt, die in den Lüften tobte, hätte ihm beinahe die unentbehrliche Pudelmütze entführt. Er drückte sie tiefer in die Augen und ging nun ganz vor gegen die Brüstung des Geländers auf der Meerseite. Hier bot sich seinen Blicken ein Bild von schauerlicher Erhabenheit dar.

Himmel und Erde erschienen gegen Norden in Eins verschmolzen, nirgends war eine Scheidelinie, nirgends ein Unterschied der Farbe zwischen ihnen zu entdecken. Hoch hinauf in den düsteren Aether schwollen die riesigen Wogenberge, und tief hinab in die entfesselten Wasser tauchten die formlosen Wolkengebilde, Alles in das düsterste Grau gehüllt; das herrliche Meergrün hatte sich verflüchtigt, nur die Schäume, die Gipfel in dem furchtbaren Rausche der See, waren in dem letzten Dämmerschein des Westhimmels erkennbar; sich hebend und senkend rannen sie schlängelnd durch einander, suchten sich zu haschen, zu meiden, spritzten dann in machtvollem Anprall hoch empor, und fuhren wieder wild zurück, hinab in die gurgelnden Wellenthäler spiralförmige Wirbelkreise ziehend.

Der Sturm war jetzt auf seiner Höhe, ohne Ruhepausen, seine Stöße und Kräfte wie im Kampf mit sich selbst überbietend,

und selbst wenn er fessellos zu rasen schien, so ward er von neuen Riesenmächten überwunden, die den ersten Angriff verschlangen. In einem solchen Augenblicke wankte der Thurm, — Olaf fühlte, wie er in seinen Grundfesten erzitterte, und wie ein unheimliches Aechzen von den Felsgesteinen bis zu den klirrenden Gläsern und Stangen der Laterne des Blickfeuers empordrang. Von einem geheimen Grausen ergriffen, trat er in das Innere des Gebäudes zurück und stieg dann zu Fresnels Apparaten empor. Er sah nach der Uhr, und fand, daß es Zeit sei zum Anzünden der Lampen. Eine ziemliche Weile verging über der Arbeit, aber endlich war sie gethan. Der grelle Schein der Lichter ließ sich in dieser Nähe kaum ertragen, die Metallspiegel warfen ihn aber noch mit erhöhter Kraft hinaus in die Ferne, und die Riesengläser begannen zu kreisen.

Olaf umging die Lampen noch einmal und richtete seinen Blick auf jede Einzelheit; hier drehte er noch wohl ein wenig an einer Schraube, dort nahm er ein Stäubchen mit einem Tuche weg, im Ganzen aber erwies sich Alles ohne Makel. Seine Arbeit war nun vollendet; er setzte sich in Wilmers bequemen Stuhl und begann die Bücher und Papiere auf dem daneben stehenden Tische zu durchblättern, mit denen der Wärter sonst die langsam dahinstreichenden Stunden der nächtlichen Wacht hier droben zu besiegen pflegte. Zuerst fand er einen ziemlich dicken Band, welcher von dem Wesen der Metalle und edlen Steine handelte, diesen schob er zurück, auch die nächst liegenden Schriften über Naturkunde wollten ihm nicht gefallen, unwirsch warf er sie bei Seite, sodaß ein Theil derselben auf den Boden glitt, endlich gelangte er zu einer Geschichte der Erfindungen, Wilmers Lieblingsbuche; das sagte auch ihm zu, und er las nun eifrig. Seine Begierde wuchs, das Folgende zu erfahren, und er mußte sich Zwang anthun, seine Aufmerksamkeit auf die Lampen zu richten. Dann blickte er scharf empor, putzte an den Gläsern, und machte auch einen Rundgang durch den ganzen Raum; es waren jedoch stets nur geringfügige Dinge, denen er bessernd oder ergänzend nachzuhelfen hatte. Der Sturm rasete indessen ohne Unterbrechung weiter; bei einigen besonders heftigen Stößen schwankte Olaf auf seinem Sitze, die Glastafeln klirrten und alle Dinge von Eisen oder Messing verharrten in stetem Beben und Klingen. Oft schien

es, als ob der ganze Bau zertrümmern und in dem Wogenschwalle untergehn solle.

Mehr wie sonst allnächtlich schlugen die ausgebreiteten Fittiche sturmtrunkener Seevögel huschend und klatschend mit schaurigem Tone gegen die Gläser der Laterne; unter angstvollem Geschrei pickten und hackten sie, Einlaß heischend, mit den stahlscharfen Schnäbeln im wirren Umhertaumeln an die so hell und gastlich durchschimmerten Tafeln, oder hart von der Gewalt des Sturmes gegen das Metall geworfen, fielen ihre Körper zerschmettert an den Wänden des Thurmes nieder.

Olaf achtete nicht darauf — er las eifrig fort. Wie die Phönicier den Schiffsbau ausbildeten, und die ersten Anfänge der Bereitung des Glases ihnen durch Zufall eigen wurden, — das sagenhafte Bestimmen der Buchstabenzeichen durch die Griechen im beginnenden Heroenzeitalter, und die feinabgewogene Mischung der Metalle der alten Aegypter, ging an seinem Geiste vorüber. Er kam zur Entdeckung des Zeitmessers, des Schießpulvers und der Typen im Mittelalter, und gelangte an der Luftpumpe Otto von Guerikes, an Böttichers Porzellan, und dem Blitzableiter Benjamin Franklins hineilend, zu der weltumgestaltenden Anwendung der Dampfkraft. Olaf las jedoch meistens flüchtig, es fehlte ihm auch hier die Stetigkeit, und nur eine hastige Neugier ließ ihn diese seltenen Kundgebungen menschlichen Scharfsinnes durchblättern. Gegen das Ende ward seine Unaufmerksamkeit noch vermehrt, da sich ein starker Hunger bei ihm einstellte; hatte er doch den ganzen Tag nichts gegessen. In der furchtbaren Erregung des Morgens wäre es ihm, auch wenn er daran gedacht hätte, doch unmöglich gewesen, einen Bissen über seine Lippen zu bringen; nach dem Schlafe fühlte er wohl einen Anreiz zu Speise und Trank, aber die Eile und Umsicht, die seine Vorbereitungen für die Nacht erforderlich machten, verscheuchten jene Regung. Nun jedoch da er körperliche und verhältnißmäßig auch geistige Ruhe erlangt, kehrte der Hunger bei dem starken Esser mit sehr großer Gewalt zurück.

Er legte das Buch bei Seite und wollte aufstehn, als ihm ein Bild, ein schlechter Holzschnitt, aus einer alten hierher verirrten illustrirten Monatsschrift, welche geöffnet zwischen den Büchern lag, in die Augen fiel. Es war eine dürftige Nachbildung des großartigen, das Herz aufs Tiefste bewegenden Ge-

mäldes des Französischen Malers Gericault – „der Schiffbruch der Medusa.“

Alle Schrecken, die eine lebhafte Einbildungskraft aus den Vorgängen schöpfen mag, welche nach der Zertrümmerung des Schiffes die auf ein unsicher aus morschen Balken und schwachem Plankenwerk gezimmertes Floß geflüchtete Mannschaft ereilen können, sind in dieser erhabenen Schöpfung eines der Erde zu früh entrückten Genius machtvoll ausgesprochen. Inmitten der noch immer rasenden Wogen schwankt das gebrechliche Fahrzeug, menschenüberladen, mit abgebrochenem Mastbaum, mit zerrissen flatterndem Segel, steuerlos umher, ein wild umher geworfener Spielball der Lüfte und der Wasser. Jede dieser mit unvergleichlicher Meisterschaft dargestellten Personen, von jener, die auf dem leeren Gefäß ein Gewand im Sturme wehen läßt, dem am fernsten Horizonte auftauchenden Schiffe ein Zeichen zu geben, — bis zu dem starren Antlitze des todesbereiten Seemannes danächst, und dem unbekleideten Leichnam des schönen Jünglings an der nach vorne gewendeten Seite des Flosses, – jede — macht das Herz erzittern und das Blut vor Grauen und Mitgefühl aufwallen.

Ungeachtet der mangelhaften Ausführung des Holzschnittes war doch in seinen verständnißlos und dürftig gezogenen Umrissen und den ohne Empfindung hingeworfenen Lichtern und Schattenmassen ein schwacher Wiederhall, ein Anhauch von der unzerstörbaren Wirkung der hoheitsvollen Schöpfung geblieben. So verhärtet, so abgewendet jedem Schönen und Edlen Olafs Seele auch sein mochte, sie wurde dennoch von dem Entsetzlichen der Darstellung erfaßt. Eine Zeit lang starrte er, wie halb bewußtlos, auf das Bild. Welche Geister mochten in ihm erwachen! Schwebte nun doch vielleicht ein anderes Fahrzeug in ähnlicher Noth vor seiner Seele, und sah sein inneres Auge die Gestalt des Bruders grade jetzt in diesem Augenblicke qualvoll ringen mit Wellengraus, Sturm und Tod!

Plötzlich, da wieder ein ganz furchtbares Rasen um den Thurm ging, und Alles mit Krachen zusammenfuhr, wurden Olafs Augen lebendig, er warf das Heft mit dem Bilde weit von sich, spie aus in einem großen Bogen, und sagte mit einer seltsamen Heftigkeit: „Pfui, sollte das wahr sein! Nein ich glaube es nicht, so häßlich

wird's in Wirklichkeit nicht aussehn: die dummen Bildermacher, die lügen immer!"

Mit diesen Worten umwandelte er die Lampen, und obwohl Alles in bester Ordnung war, richtete, schrob und putzte er dennoch an einzelnen Stellen; dann ging er hinaus, um seinen Hunger zu stillen. Als er den Raum des Blickfeuers verließ, erbebte das Gemäuer von einem wiederholten, heftigen Stoße des Sturmes; eine Zugluft fuhr von unten wirbelnd die Wendeltreppe empor, verlöschte das Licht, welches er in der Hand trug, und warf die Thür, deren Griff er noch eben gehalten, dröhnend und mit sehr großer Kraft in das Schloß.

Olaf fluchte und wollte in das Gemach zurückkehren, sein Licht anzuzünden, aber das Schloß war von der Macht des Sturmes so gewaltsam zusammengefahren, daß es nur durch den Schlüssel geöffnet werden konnte. Sobald er dies bemerkte, fluchte er aufs Neue, doch beruhigte er sich wieder, als er bedachte, daß er den ihm wohl bekannten Schlüssel zu diesem Raume noch vor Kurzem in der Nische bei den andern hatte hängen sehn. Ja, er durfte noch von Glück sagen, denn hätte ihm das Einfallen des Schlosses nicht ebensogut geschehen können, wie er noch drinnen war, und was für eine „Geschichte" würde es dann gegeben haben.

Er tappte die Stufen nun mühsam nieder, da seine an das grelle Lampenlicht gewöhnten Augen fast gar nichts in der Dunkelheit unterschieden, bald jedoch wurde es dämmeriger. An einigen Stellen der Wendeltreppe gehen nämlich kleine, schießschartenartige Fenster, gleich der Wandöffnung des Oellagers, zum Einlassen des Lichts durch das Mauerwerk; von ihnen kam jetzt der matte Schimmer. Olaf erkannte, daß inzwischen der Mond aufgegangen war, und bisweilen zwischen den sturmgejagten Wolken hervortrat. Je tiefer er aber die Stufen hinabstieg, desto schneidender und schärfer blies ihm die Zugluft entgegen, welche oben seiner Hand den Thürgriff entriß; bald entdeckte er auch die Ursache: eines jener kleinen Fenster war vom Winde aufgerissen, und die Tafel seines Glases durch Anschlagen an das Mauerwerk zertrümmert.

Endlich gelangte Olaf zum Erdgeschoß. Im Wohngemache von Wilmers zündete er Licht an, holte sich Speise, Trank und Geräthe aus dem Schrank der Nebenkammer, wie es Marie ihm angewiesen, und hielt eine reichliche Mahlzeit. Mit dem guten Essen und dem

Genusse des Weins kamen auch wieder Zufriedenheit und Ruhe über ihn. Als er mit dem Speisen fertig war, saß er noch eine Weile und trank ein Glas nach dem andern, bis die Flasche leer wurde. Grade da er aufstand, fuhr ein Rascheln über die unteren Scheiben des Fensters. Er achtete kaum darauf, und meinte, daß es ein Vogelfittich gewesen sei, dessen Anprall er in den letzten Stunden oben an den Glastafeln so oft vernommen hatte. Die Standuhr des Wärters schlug jetzt die elfte Stunde; er nahm den Schlüssel zum Raume des Blickfeuers aus der Nische, entzündete sein kleines Handlicht und löschte das des Wohngemachs, dann stieg er wieder aufwärts. Er schirmte nun seine Leuchte durch die vorgehaltene Rechte mit Sorgfalt. An dem Absatze der Treppe, welcher vor dem Raume des festen Feuers liegt, verharrte er kurze Zeit in tiefem Sinnen, darauf trat er in dieses Zimmer: er wollte sich draußen auf der Gallerie noch einmal nach dem Wetter umsehn. Er setzte deshalb sein Licht auf den Fußboden, und beabsichtigte die Thür nach dem Rundgange zu öffnen; das war jedoch nicht so leicht, die ganze Macht des Sturmes von Norden waltete dagegen.

Nach mehreren, vergeblichen Versuchen gelang es doch; aber indem brausete es so furchtbar heran, daß Olaf sich von einem Wirbel ergriffen fand, die Mütze wurde ihm vom Haupte gerissen und in die Freiung hinausgeführt, das Licht hinter ihm im Raume erlosch aufs Neue und er selbst taumelte zurück in die Dunkelheit. Das Alles war das Werk eines Augenblickes. Im Umsehen raffte er sich empor und eilte auf die Gallerie hinaus, der ihm so unentbehrlichen Kopfbedeckung nachzuschauen. Er hoffte, sie könne sich noch am Stabwerk des Geländers geborgen haben, aber nirgends ließ sich eine Spur erblicken. Da er den Rundgang vergeblich durchsucht hatte, blickte er nach unten. In das dunkele Gemisch der Lüfte und Wogen sandte der bald von flüchtigen Wolkengebilden bedeckte, bald wieder hervortretende Mond ein blasses Dämmerlicht. Bei dem irren Schein glaubte Olaf, welcher mit übergebeugtem Oberleibe an der Brüstung stand, auf ein Mal seine Mütze, von einem Wirbelwinde erfaßt, in die Höhe geworfen zu sehen, dann kollerte sie den Thurmhügel niederwärts. Doch hinter ihr her schoß jetzt eine dunkle, niedergebückte Gestalt, in schnellen Sprüngen, wie auf allen Vieren kriechend. Sollte

das ein menschliches Wesen sein! Olaf lief in den Thurm zurück und eilte, indem er der Dunkelheit unerachtet mehrere Stufen übersprang, die Treppe hinab; unten angekommen, entriegelte er die Thür nach außen, und wollte wild und voll Hast ins Freie dringen, um die Pudelmütze wieder zu erlangen.

Doch plötzlich fuhr ihm auch hier eine der seinigen weit überlegene Gewalt entgegen, erfaßte ihn mit eisernem Griff, entwand ihm das mit Blitzesschnelle gezogene Messer und warf seinen Leib weit hinab über die Steinstufen vor der Thür des Thurmes. Er hörte noch, wie die Riegel im Innern vorgeschoben wurden, dann entschwanden ihm die Sinne. — —

Eine Viertelstunde mochte Olaf so zwischen dem Haidekraut sinnlos hingestreckt gelegen haben, als allmälig sein Bewußtsein wieder aufzudämmern begann. Er fühlte eine schmerzliche Schwere des Hauptes; auch seine übrigen Glieder waren ihm wie zerschlagen, und beim hervortretenden Mondeslicht erkannte er, daß der obere Theil seiner Kleider mit Blut bedeckt sei, doch vermochte er weder eine merkliche Verwundung zu entdecken, noch hatten Arme und Beine einen Bruch erlitten; denn, als er sich emporrichtete, konnte er sie, wenn auch mühsam, bewegen und sich langsam vorwärts schleppen. Bald aber ging er mit größerer Leichtigkeit den Hügel hinab, durchschritt das Bruch und erreichte die ersten Stämme des Waldes; dort wo das Untergezweig der Tannen sehr dicht und schirmend ward, gönnte er sich Ruhe, und ließ sich auf einem Baumstumpfe nieder. Hier durchforschte er zuerst seine Kleider; die Pudelmütze mußte er verloren geben, ebenso sein gutes Messer, — aber die beiden Schlüssel, sowohl der zum Lagerraume der Oelfässer, als der zu dem Gemache des Blickfeuers, steckten noch auf dem Grunde seiner Hosentasche, und das war bei all' dem Unglück für ihn doch eine helle Freude. Voll Genugthuung fühlte er die Gewißheit durch sein Inneres ziehn: ein Stoff zum Anzünden des festen Feuers war in dem Thurm diese Nacht von Niemandem mehr zu erreichen. Nun pries er dennoch die Zugluft, welche jene Thür zu dem Apparate Fresnels ihm aus der Hand gerissen und so sicher zugeschlossen, wie er selbst zuvor die Oelkammer verwahrt hatte.

Olaf band sich nun sein schwarzes Seidenhalstuch um den Kopf und ging dann gegen eine der einfallenden Bruchstellen, wo

in einer Lichtung des Forstes ein schlechtes, schmutziges Brackwasser zwischen den Bülten stand. Mit diesem wusch er sich die Blutflecken von Angesicht, Händen und Kleidern, und versuchte auch davon, wenngleich mit Ekel, zu trinken, denn sein brennender Durst forderte gebieterisch eine Löschung. Dann seufzte er tief auf und wiegte das Haupt in schwerem Sinnen: — in die Nähe des Thurmes wollte er diese Nacht um keinen Preis zurückkehren!

Er schritt nun auf einem entlegenen Schlingpfade dem Dorfe zu, um den Rest der Nacht im väterlichen Hofe zu verbringen. Es war ein Weg, den nur der Jägersmann, der Holzhauer und der Schmuggler zu betreten pflegt, und auf welchem wohl Niemand vor ihm vom Thurme nach Nustrow gewandelt war, aber er kannte ihn genau und strebte auf ihm so schnell vorwärts, als seine zerschlagenen Glieder es gestatteten; denn so bald wie möglich wollte er sich von dem unheimlichen Orte entfernen.

Eine dunkele Ahnung beherrschte nämlich schon lange seine Seele; instinktmäßig fühlte er, wer ihn mit so unwiderstehlicher Kraft überwältigt und hinausgeschleudert auf die haidigen Kräuter, aber wirklich eingestehn mochte er es nicht. Eine seltsame Scheu, halb Schaam, halb Schrecken, ließ ihm das nur als eine abzuweisende, angezweifelte Vermuthung gelten, was seine bessere Einsicht als sicher und gewiß erkennen mußte. Denn in Wahrheit, — er ahnte richtig: die Bernsteinhanne war es gewesen, welche mit ihm rang, und sie allein waltete nunmehr in dieser Sturmnacht in den dunkelen Räumen des Leuchtthurms.

Das feste Feuer.

Wenige Stunden nach Mitternacht hatten der Bernsteinhanne zum Schlafe genügt. Schon ganz in der Frühe des Freitags machte sie sich zum Hofe Helmolds auf den Weg, denn sie war voll Verlangen, die Bestätigung der freudigen Botschaft Wilhelms aus dem Munde Trinas zu vernehmen, oder, wenn es anginge, den Brief selbst zu lesen. Sie erreichte das Haus bald darauf, nachdem es Olaf verlassen hatte; um ein Geringes, und die beiden feindlichen Mächte wären schon hier auf einander gestoßen. An den Fenstern des Wohngemachs vorüberschreitend, sah sie Trina

und Christine noch nicht drinnen und vermuthete beide noch schlafend, nur aus der Küche vernahm sie Annas Stimme; da sie dieser aber nicht zu begegnen wünschte, so setzte sie sich auf die Sommerbank draußen, ihren alten, gewohnten Lieblingsplatz, auf welcher sie in der Zeit ihres Genesens so manche Stunde sinnend und träumend zugebracht — und schaute unverwandt in den ziehenden Nebel.

Doch es dauerte nicht lange, so wurden Stimmen drinnen laut: Trina, Christine und Anna setzten sich zum Frühmahle. Die freundlichen Augen von Helmolds Tochter erkundeten nun bald den Gast, schnell ging sie hinaus und führte Hanne zur Mutter. Der Blick Trinas glänzte diesen Morgen heller, auch ihre Bewegungen zeugten von einer ungewohnten Lebendigkeit und ihre Worte fielen häufiger und schneller als sonst. Sie hieß Hanne herzlich willkommen und forderte sie auf, an dem Mahle Theil zu nehmen, jene aber trat sogleich mit ihrem Begehren nach Helmolds Briefe hervor; Christine mußte ihn holen, und als sie nun den ersehnten endlich in Händen hielt, und der Bericht über ihr Kind, ja sein Lob vor ihren Augen standen, da war es, wie wenn der Strahl ihrer Sehkraft an dieses Blatt mit unsichtbaren Mächten gefestigt sei. Sie ließ die vor ihr stehende Suppe kalt werden, sie hörte nicht auf Annas Scheltworte darüber, ja Trinas Reden, Christinens Bitten verhallten an ihrem Ohr. Selig, ganz dahingenommen, las sie wieder und wieder, Helmolds Brief hatte sie so vollständig in den Kreis gebannt, aus dem allein noch der Quell ihres Lebens floß, daß die übrige Welt ganz dahinter versank.

Anna war längst in die Küche zurückgegangen, Trina und Christine hatten sich still zu ihrer Arbeit gesetzt und verfolgten mit inniger Theilnahme die rührenden Kundgebungen ihrer mütterlichen Liebe — Hanne richtete noch immer ihre Blicke auf Helmolds Schriftzüge; endlich faltete sie den Brief sorgfältig zusammen und gab ihn in Trinas Hand zurück. Dann sagte sie nach längerem Nachdenken: „Was ist es nur mit der Wundermacht des Leuchtthurms, von dem dein Gatte in dem Schreiben redet? Du weißt wohl, Trina, ich komme, so viel ich sonst auch immer das Land durchstreife, nie in jene Gegend selbst, und habe die Leuchten droben nur immer aus der Ferne flammen sehen. Jetzt aber, da

die Wirkung jener Lichter für unser Schiff so wichtig ist, möchte ich doch etwas Näheres von ihrer Einrichtung erfahren."

„Auch ich war niemals in dem Thurme, Hanne," entgegnete Trina, „aber Christine hat sich dort mit dem Vater Alles angesehen und auch sonst Wilmers Tochter in schönen Sommertagen dort besucht, die kann dir Bericht geben von jedem Dinge darinnen."

Christine beschrieb ihr nun das Gebäude, seine Einrichtung, vor Allem aber den herrlichen Apparat Fresnels, mit Einsicht und Genauigkeit, kam dann auf die Ordnung des festen Feuers, unterschied sein Wesen sorgfältig von dem der kreisenden Flammen darüber, und schilderte zum Schlusse die furchtbare Klippe des Westmeeres, deretwegen es angelegt ist.

„Von jenem Riff im N. Fahrwasser hörte ich schon oft vor Jahren", sagte Hanne. „Es ging daran manches gute Schiff verloren und viele meiner Freunde aus vergangenen Tagen ruhn dort auf dem Kiese des Grundes. Nun hat man mir lange nicht mehr von jenem Schreckensorte geredet, — das feste Feuer wird jedes Unglück an der Stätte verhüten. — — Ach wie schön haben sich das die Menschen ausgedacht! Sonst konnte ich den Thurm nie leiden, und sein nächtlicher Glanz war mir immer wie ein Schnitt ins Herz, aber nun ist er mir ordentlich lieb geworden, und ich danke dir tausendmal, Christine!"

So sprachen die Frauen noch längere Zeit: der Thurm, das Schiff, Helmold, Nikolas und Hans bildeten den Mittelpunkt ihrer Unterhaltung. Als dann Hanne ihre kalt gewordene Suppe schließlich doch noch gegessen, trat der junge Knecht ein und sagte stotternd, aber genau, den ganzen lügenhaften Bericht her, den Olaf ihm aufgetragen hatte. Nachdem Alle ihm aufmerksam zugehört, nahm Hanne Abschied und stieg abwärts von dem Hofe gegen den Strand herunter.

Wo die Düne am höchsten ragt und auf einer ihrer gehobensten Kuppen eine kleine, fast runde Tiefung bildet, setzte sich Hanne und blickte unverwandten Auges zu den sich allmälig klärenden Wassern nieder. Es war sehr kalt da droben und die stärker und schärfer heranstreichende Windsbraut machte den jedem Hauche ausgesetzten Platz immer rauher. Aber von alle dem fühlte sie kaum eine Spur, in ihrem Innern stand die Mutterliebe sehnsüchtig verlangend, voll der brennendsten Gluthen. So harrte

sie starr, beinahe ohne eine Regung des Körpers, ganz wandellos, dem einen, machtvoll vordringenden Zuge ihrer Seele hingegeben, bis in die Spätzeit des Nachmittages.

Da auf einmal wurde es plötzlich in dem kalt und fest auf die Höhe der jetzt völlig schleierlosen Wogen spähenden Blicke der dunkelen Augen lebendig, und durch die krankheitgeschwächten Glieder lief ein ahnungsvolles Rieseln. Die blendende Weiße von starkem Winde geschwellter Segel tauchte auf am Osthimmel; die Fülle und Höhe dieser schimmernden Tücher verkündeten ein großes Schiff, und nun zweifelte die harrende Mutter nicht mehr, daß es jenes Fahrzeug sei, welches ihr Kind dahintrage. — Ein grenzenloser Jubel, ein stürmisches Begehren ergriff ihr Herz; es war ihr, als müsse sie hinüberfliegen, oder schwimmend die wallenden Fluthen durchschneiden, um den Bord des Schiffes zu erreichen, welches das Kleinod ihrer Seele umschloß.

Als nun jenes dem Verschwinden nahe war gegen Westen und nur noch ganz fern und bisweilen gerade dann, wenn die Sonnenstrahlen auf die Segellinnen fielen, sichtbar wurde, erhob sich Hanne. Sie hatte in dem Anschauen ein Glück genossen, dessen Dauer sie um jeden Preis zu verlängern suchte. Freudebenommenen Geistes wähnte sie, die köstliche Augenweide festzuhalten, wenn sie das mit dem Winde kämpfende Fahrzeug, am Strande hineilend, begleite. Sie lief daher mit Anspannung jeder Kraft auf dem wogenumspülten Küstensande, immer unverwandt das Auge zu jenen seltener und seltener emportauchenden Linnentüchern gerichtet. Der Sturm wüthete durch ihre Gewande und verwirrte ihr Haar, das eisige Meerwasser netzte ihre Füße, der emporfliegende Schaum fuhr wider ihr Angesicht und durchfeuchtete ihre Kleider, — sie achtete es nicht. Jedes umsichtigen Urtheils beraubt, dünkte es ihr eine Kleinigkeit, die entschwindenden, weißen Segel einzuholen und dann mit ihnen auf lange Zeit gleichen Schritt zu halten.

Im flüchtigen Vorübereilen streiften ihre Blicke die großartigen Anlagen, welche Helmold hier zur Festigung der Düne ausgeführt. Sie war im Frühling und Sommer niemals an diesen Platz gekommen, weil sie Olafs Begegnung meiden wollte; indem sie nun plötzlich sich des Berichtes erinnerte, welchen der Knecht am Morgen an Trina abstattete, überkam sie aufs Neue die Furcht,

ihn hier bei der Arbeit zu treffen, aber da sie ihn nirgends zu erblicken vermochte, eilte sie in unstäter Hast vorwärts, ihrem unerreichbaren Ziele entgegen.

Selbst der Widerstand des seichten Meeresarms brachte sie nicht zur Besinnung; sie fand dort eines der Böte Helmolds am diesseitigen Ufer leicht angekettet, mit einigen kräftigen Ruderschlägen war sie trotz der schon mächtig schwellenden Wogen hinüber. Jenseits, nachdem sie die „Polte" wieder an der wohlbekannten Stelle fest gemacht, begann sie ihren Lauf aufs Neue. Endlich mußte sie sich jedoch eingestehn, daß sie in einem fast wahnwitzigen Unternehmen befangen sei; denn von dem Schiffe war nicht das Geringste mehr zu erblicken Sie hielt nachdenklich im Laufe inne, ordnete ihre Kleider, und band ihr Tuch fester um das verwirrte Haar. Dann wandte sie sich links herüber durch die hohen Sandhügel landeinwärts, eilte über die Haide, erreichte den Wald und wählte einen der einsamen Schlingwege, welcher zwischen den Tannen zur Küste der Westsee führt. Hier, dachte sie, würden sich ihre Augen noch einmal an dem Anblicke des Schiffes laben können, aber ihre Berechnung erwies sich als eine trügerische, denn im Forst schon überfiel sie die Nacht.

Als sie hinaustrat aus dem Saume des Waldes und von der nächsten hohen Dünenkuppe Umschau halten wollte auf die sturmgepeitschte See, war eine fast vollendete Finsterniß um sie ausgebreitet. Auch gegen das Land konnte sie nichts mehr unterscheiden, ausgenommen den einen hellen Punkt der kreisenden Flammen auf der Höhe des Thurmes. Wie ein Stern der Hoffnung, gleich einem trostreichen Himmelsboten, stand der liebliche, stille und einsame Glanz des Blickfeuers hoch und Ehrfurcht gebietend über dem Donner der Brandung und der düsteren Schwärze der Wälder. Welch' eine Stärkung war dies Licht für sie; und trotz seiner Majestät blieb es ihr nicht fern, war es ihrem Verstande kein rein äußerlicher, kalter und gemessener Trost, nein es drang voll Freundlichkeit und Wärme in ihr Inneres und entlastete mit seinem traulichen Leuchten ihr sorgenerfülltes Herz. Jene kreisenden Flammen beherrschten die sturmentfesselten und wie von furchtbaren Leidenschaften zerwühlten und rastlos hin und hergeworfenen Mächte der Natur mit ihrem in sich gefesteten, ruhigen, wohlthätig, hülfreich und milde wirkenden Lichte und das ergriff

sie unbewußt und drang wie eine innige Theilnahme des Mitgefühls in ihre Seele.

Aber indem sie darauf hinsah und eine immer größere Freude daran fand, sagte sie sich plötzlich, das sei ja gar nicht das richtige Trosteslicht, das sei ja nicht das feste Feuer, welches ihr Kind erretten sollte in dieser Sturmesnacht vor der furchtbaren Klippe der Westsee. Aus Christinens Schilderung vom Morgen wußte sie, wie das feste Feuer gegen das Land überall verdeckt sei durch die Mauerwände, und daß man es nur in der unmittelbaren Nähe des Thurmes gewahren könne, wenn man Nachts von Westen zu der unter der obersten Laterne des Gebäudes liegenden Abtheilung emporschaue.

Mit der Erinnerung an diese Worte kam ihr jetzt der Entschluß, den Thurm in der Nähe zu betrachten und sich von der Kraft und Klarheit jenes unteren Leuchtens zu überzeugen. Anfangs versuchte sie am Strande fortzukommen, doch dies war unmöglich, denn in dieser Richtung stand ihr der Sturm gleich einer Mauer entgegen, jeder Schritt sollte erst erkämpft werden und oftmals wurde sie sogar zurückgedrängt. So kehrte sie wieder in den Forst zurück und nach einer halben Stunde trat sie auf die Freiung des Thurmes.

Lange blieb sie wie gebannt am Waldausgange und sah gegen das Gebäude. Seit diese Mauern errichtet waren und Wilmers darinnen waltete, hatte Hanne den Ort nicht mehr betreten. Ihre Furcht vor einer Begegnung mit dem Manne, der durch Falschheit und verführerische Künste ihr Dasein so schrecklich zerrüttet, war, außer den dunkelen Beweggründen des Hasses und der Verachtung, auch durch eine zarte Empfindung weiblicher Schaam veranlaßt, wie man sie kaum in diesem so verödeten Gemüthe erwarten durfte.

So hatte sie den einst leidenschaftlich geliebten Mann achtzehn lange Jahre nicht gesehen. Auch diese Stunde bereitete ihr das Denken an den Treulosen bittere Schmerzen, aber wunderbar, sie blieben ohne Beimischung des Hasses. Lag diese Milde des Empfindens vielleicht in dem Bewußtsein, daß Wilmers grade jetzt, in diesem Augenblicke vielleicht, ihrem Kinde, von dem er sonst nie hatte wissen wollen, durch seine Lichter da droben eine Wohlthat erweise, oder hatte die Zeit die Gluth ihrer Gefühle be-

sänftigt! Je länger sie zu der hohen Zinne des aus dem Toben des Sturmes aufragenden Thurmes emporschaute, desto mehr überwand ein ihr selbst unbegreifliches Locken die alte, schaamhafte Zurückhaltung. Sie überflog die unteren Fenster mit ihren Blicken, — sie waren alle dunkel; nun wollte sie zu der Westseite gehn, um sich an dem Lichte des festen Feuers zu erfreuen. Schon hatte sie einige Schritte in jener Richtung gethan, als es plötzlich hell wurde in einem Zimmer des Erdgeschosses. Nun blieb sie wieder stehn und zögerte — ein eigenes Verlangen erwachte. Wohl durfte sie voraussetzen, daß es Wilmers sei, der jenes Gemach so eben betreten habe. Sollte sie ihn noch einmal wiedersehn! Sollten ihre Augen noch einmal auf dieser Gestalt, auf diesen Zügen ruhn, die ihr einst so freundlich und lieb entgegengetreten waren! Der Ungetreue selbst würde ja nie eine Kunde davon erlangen, denn vorsichtig, leise wollte sie in dem Tosen des Sturmes heranschleichen und nur einen flüchtigen Blick hineinwerfen von draußen durch die Scheiben auf — den Vater ihres Hans.

Ganz leise trat sie heran — ihre Vorsicht war unnöthig, denn in jenem Brausen vermochte auch das feinste Ohr keinen Tritt zu vernehmen. Nahe an dem Gemäuer bemerkte sie einen Absatz an der Wand, — die Scheidelinie der Felsfundamente und des Ziegelbaues — an diesem vermochte sie sich empor zu schwingen; sie klomm dann geschmeidig und schnell aufwärts, drückte sich fest gegen die Mauer und schaute dicht am Rahmen durch das Glas. Ein dumpfer Schrei des Schreckens entfuhr ihrer Brust, hastig eilte sie von ihrem Standpunkte herunter und sank wie betäubt nieder auf die Haidekräuter und dürren Gräser des Hügels. Nicht Wilmers, nicht seine Tochter hatte sie gesehn, sondern Olafs über Alles verhaßte Gestalt — wie er in Gemüthlichkeit und Ruhe sein Nachtmahl verzehrte. Wie sollte sie seine Anwesenheit erklären — das bedeutete ein schweres Unheil!

Schnell raffte sie sich empor, eilte gegen die Westseite des Thurmes, blickte aufwärts zur Stelle des festen Feuers — Alles war dunkel, ganz schwarz, noch trostloser durch das grelle Scheinen der kreisenden Flammen darüber. Wie Eis legte es sich Anfangs um ihr Herz, — dann mit dem wunderbaren Instinkte der Mutterliebe erfaßte sie sogleich blitzschnell und im vollen Umfange,

was geschehen, und was kommen sollte. Schon am Morgen war ihr die Verlegenheit des Knechtes bei seiner Meldung an Trina nicht entgangen; sie erinnerte sich, daß Olaf nirgends bei der Deicharbeit auf den Dünen sichtbar gewesen, sein Begehren nach Marien kannte sie ja am Besten, seitdem er den Trank von ihr so eifrig verlangt, — es waltete kein Zweifel mehr: er hatte Wilmers zu entfernen gewußt, er war allein im Thurme und Herr der Feuer droben; das feste Feuer hatte er nicht entzündet, um den Bruder, den Bräutigam Mariens zu verderben in dieser Sturmesnacht. Und mit dem Nikolas mußte Hans untergehen, Hans, ihr Kind – ihr Ein und Alles auf dieser wüsten Welt.

Entsetzen und grenzenlose Wuth erfaßten ihr Herz, dennoch überlegte sie ebenso schnell als einsichtig, was sie zur Rettung des Schiffes zu thun vermöchte. Sie eilte zur Thurmthür und rüttelte daran, doch diese war fest verschlossen. Geschehen mußte etwas, das Fanal zu entfachen, jede Minute war kostbar, jeder Augenblick konnte das ungewarnte Schiff zertrümmern. Ihr Auge irrte zu den dunkelen Tafeln des Glases empor, auf einmal vernahm sie ein Klirren, und gleich darauf trat eine Gestalt auf die Gallerie, in der sie Olaf erkannte. Voll höchster Spannung und Sorge ruhte ihr Auge auf seiner Mißgestalt, sie erhaschte die ihm vom Sturm entrissene Mütze, dann aber, als er in das Innere zurückwich, beobachtete sie in fliegender Hast Thüre und Fenster des Thurmes. So wie er die Pforte öffnete, um die verlorene Kopfbedeckung zu suchen, war sie mit wenigen Sprüngen in seiner Nähe; Angst und Zorn gaben ihr die Kräfte einer Löwin, die ihr Junges vertheidigt. Als sich Beide am Tage zuvor im Walde gemessen, fühlte sich Hanne um Vieles schwächer, jetzt aber verdoppelte die Mutterliebe ihre Kräfte und nach kurzem, schwerem Ringen schleuderte sie Olaf über die Steinstufen der Treppe.

Mutterliebe.

Nachdem der vorgeschobene Riegel jedes Eindringen Olafs in das Innere des Thurmes zu einer Unmöglichkeit gemacht, ruhte die Bernsteinhanne einen Augenblick und rang nach Athem; dann

ging sie tastend vor in der Dunkelheit und erreichte nach längerem Suchen endlich die Thür zu Wilmers Wohngemach, die sich öffnen ließ. Auch hier herrschte völlige Finsterniß, aber mit dem ihr eigenen Ortssinne merkte Hanne sogleich, das es jenes Zimmer sei, in welchem sie vorher durch das Fenster Olaf sein Nachtmahl verzehren sah. Sie fand den Tisch und auf ihm den Leuchter mit der verlöschten Kerze und zu ihrer großen Freude auch dicht daneben, zwischen dem unaufgeräumt zurückgelassenen Speisegeräth, das Feuerzeug, welches vorher zum Anzünden des Lichtes gedient hatte.

Sobald es hell im Gemach geworden war, erkannte sie, daß ein bisher kaum von ihr beachteter Schmerz ihres Handgelenkes von einer Wunde herrühre, die sie zuvor beim Ringen durch Olafs Messer empfangen. Nachlässig und in eiliger Hast stellte sie durch ihr um das verletzte Glied geschlungenes Kopftuch einen nothdürftigen Verband her und stieg dann mit ihrer Kerze aufwärts zu dem offenen Raume des festen Feuers. Sie entzündete die Dochte der Lampen, und ihr Herz klopfte vor Seligkeit, als sie zu leuchten begannen. Aber, o Schrecken, als sie den dritten in Brand gesetzt, war auch der erste schon wieder erloschen, und bald darauf die beiden andern auch. Sie wähnte in ihrer Todesangst und Eile, die Sache nicht recht gemacht zu haben, wiederholte das Anzünden, schob und zog mit Nadel und Scheere an den Dochten: aber vergeblich, kaum hatte die Flamme des Lichtes die baumwollenen Stoffe ergriffen, so sanken sie auch schon zu verkohlten Aschenhäufchen zusammen. Sie blickte vergeblich umher, um den Grund jenes schnellen Ersterbens zu erkunden, endlich sah sie, daß kein Oel aufwärts kam, und daß die Kästen, in denen der Brennstoff vorhanden sein sollte, bis zum letzten Tropfen entleert waren. Rathlos irrten ihre Blicke durch den Raum, nirgends darinnen fand sie einen Krug oder ein Gefäß, welches die ersehnte Flüssigkeit enthalten konnte.

Nun folgte eine Zeit des qualvollsten Umhersuchens. Treppauf, treppab, durch jedes ihr erreichbare Gemach des Thurmes wurde die Unglückliche von ihrem angsterfüllten Herzen getrieben. Jeden Winkel und sei er noch so abgelegen, durchforschte sie, mit jedem Gefäße machte sie ihre nutzlose Probe, jeden der in der Nische aufgefundenen Schlüssel versuchte sie zu den verschlossenen

Räumen und Schränken wieder und wieder. Die fliegende Hast, mit der sie dies Alles vollführte, hatte etwas Unheimliches, ja etwas Uebermenschliches, es war eine Anstrengung, eine Schnelligkeit, eine Geschicklichkeit und eine Ausdauer darin, die jede gewöhnliche Menschenkraft weit überragte, und die sich nur durch die fieberhafte Erregung, welche sie schon seit gestern durchglühte, erklären ließ. Zu der freudigen Spannung, in die sie die Nachricht von ihrem Kinde versetzte, war eine Erkältung gekommen auf dem sturmvollen, wellenbespülten Pfade, den sie am Nachmittag zurückgelegt. Der Schreck am Thurme, das Ringen mit Olaf hatten die Wallungen des Blutes furchtbar gesteigert, und die ohne Aufhören rinnende Wunde, deren Verband bei dem rastlosen Umhersuchen gelockert wurde, hob den krankhaften Zustand der von ihren früheren Leiden kaum Genesenen zum höchsten Gipfel.

Endlich nachdem alle bisherigen Versuche sich als vergeblich erwiesen hatten, eilte sie zu dem Raume des Blickfeuers empor; dort wollte sie die Lampen berauben, um das feste Feuer zur Rettung ihres Kindes zu speisen. Aber auch diese Thür war verschlossen; wiederum sprang sie die Treppe hinab, holte die Schlüssel aus der Nische — aber es passte keiner. Verzweiflungsvoll stieß sie mit den geballten Fäusten, mit den Knieen wild gegen die Pforte, sie versuchte das Schloß zu sprengen — umsonst, es blieb unverrückbar in seiner Festigkeit.

Da plötzlich traf ein seltsamer Ton ihr Ohr — ein dumpfer Hall, wie von einem fernen Geschütz, und genau zu unterscheiden von dem unausgesetzten Brausen des Sturmes. Eine schreckliche Ahnung bebte durch das Mutterherz — sie eilte in wilden Sprüngen zu dem Raume des festen Feuers nieder, trat auf die Gallerie und beugte sich über das Geländer weit vor gegen die Westseite. Die Windrichtung hatte sich in den letzten Stunden, wie häufig auf der Höhe des Sturmes, gewandelt und seit diesem Morgen schon alle Strahlen der Rose durchlaufen — sie ging jetzt nunmehr aus Westsüdwest.

Kurze Zeit harrte sie mit gespannter Aufmerksamkeit — da erneute sich der unheimliche Ton, fernher, grausig, dunkel und halb verhüllt im Branden der Wasser und Rasen des Wetters. Nun

wußte sie es: — Hans rang mit dem Tode; es war das Nothsignal seines irre geleiteten, an der Klippe zerschmetterten Schiffes.

Bei der Aufnahme dieser Ueberzeugung glitt es wie Wahnwitz über ihre Züge, jäh fuhr sie empor und stürmte die Treppe nieder, immer mit hohler Stimme vor sich hin rufend: „Hans, mein Kind, sei ruhig, ich komme dir zur Hülfe! Licht, ja Licht sollst du haben!"

Mit der Riesenkraft des Irrsinns jagte sie nun wiederum die Stufen der Treppe auf und nieder und immer trug sie, so oft sie aufwärts klomm, ein Geräthe oder sonst einen Gegenstand aus Wilmers Zimmern in ihren Armen. Alles Zusammengeraffte schleppte sie auf den Rundgang und häufte es dort an der Abendseite des Thurmes zu einer gewaltigen Masse empor: Tische, Stühle, Kisten, Bettzeug, Decken, Vorhänge, Bücher, Kleider — was ihren Händen zugänglich war, und sich durch die Enge der Wendelstiege hinaufzwängen ließ. Als die Geräthe den Rand des Geländers überragten, schnürte sie Alles mit Stricken und Riemen in feste Schlingen und zog sie stark wider die Eisenstäbe zusammen, damit der Sturm nichts in die Tiefe zu schleudern vermöge. Bei dieser Arbeit hatte sich der Verband ihrer Wunde gänzlich gelöst, das Blut rann schneller und benetzte Treppe, Zimmer, Gallerie und Geräthe — sie achtete nicht darauf; und wollte die immer zunehmende Ermattung sie überwältigen, so feuerte jeder wiederholte Laut von der Meeresseite sie zum ununterbrochenen Fortgange ihres schrecklichen Treibens an, war er doch eine stete, qualvolle Mahnung an das Ohr der Mutter.

Endlich, da zwei Schüsse ganz kurz hinter einander folgten, wollte sie nicht länger säumen; sie eilte mit Wilmers Feuerzeug auf den Rundgang, das Geräthe anzuzünden. Nach mehreren vergeblichen Versuchen fingen die Vorhänge und Kleider zuerst Feuer, und bald prasselte, von der Windsbraut schrecklich angefacht, das Ganze in lichter Lohe aufwärts. Ein wilder Jubel ergriff nun das Mutterherz. Jetzt hatte ihr Kind Licht — ein festes Feuer leuchtete über das Meer.

Eine kurze Zeit sah sie den Flammen zu, dann beugte sie sich wieder über die Brüstung des Geländers und schaute auf die vom Wiederscheine der höher und höher steigenden Gluthen übergossenen Schäume der Brandung. Ohne daß sie es bemerkte, er-

faßten die züngelnden, sturmgeworfenen Flammen die Säume ihres Gewandes — die Tafeln des Glases zersprangen klirrend — neben, über und unter ihr wüthete der Brand — sie hatte nur noch Empfindung für die Rettung ihres Kindes. — Endlich ward auch ihr Leib von der Flamme ergriffen — ein Schrei, ein Krachen, Brechen, Stürzen fast in demselben Augenblick — — die eisernen Träger des Rundganges hatten sich, angeglüht, herabgeneigt, — die Gallerie fuhr prasselnd nieder von der Höhe des Thurmes.

An dem festen Mauerwerke fand das Feuer keine weitere Nahrung,und die Dunkelheit kehrte, mit Ausnahme der in ruhigem Gegensatze zu dem so eben vollendeten Schreckensbilde fortkreisenden Lichter Fresnels, wieder in alle Räume des Thurmes zurück. Unten zuckte, züngelte, leckte und flackerte es noch eine Weile, aber mehr und mehr verglomm auch der letzte Funke und die bleichen Scheine des aufdämmernden Morgens fanden nichts, als verkohlte Trümmer und schwärzliche, mit einzelnen weißschimmernden Knochensplittern gemischte Asche, einen unscheinbaren Rest der irdischen Hülle, in welcher noch vor wenigen Stunden das liebeglühende Herz der Bernsteinhanne ihrem Kinde entgegenschlug. — — —

Helmolds Heimgang.

Auch auf Helmolds Hofe hatten die Töne des beginnenden Sturmes bange Sorge erregt, und je machtvoller sich seine brausenden Schwingen über dem Dünengehöfte entfalteten, desto höher stieg die Angst in den Gemüthern der drei Frauen; wußten sie doch Nikolas bestimmt von jenen schrecklichen Gewalten erfaßt. Aber auch Helmold, der auf der Rückkehr begriffen, und Olaf, der ihrer Meinung nach am Strande beschäftigt war, galt mancher Gedanke Trinas und Christinens.

Als am Abende, da das Unwetter seinem Höhepunkte nahete, Olaf noch immer nicht heimkam, sandte Trina Jochen, den älteren Knecht, zum Strande, um nach ihm zu forschen. Sie hatte zwar Helmold versprechen müssen, diesen treuen und umsichtigen Diener während seiner Abwesenheit immer in ihrer Nähe auf dem Hofe zu behalten, damit er bei vorkommenden Ereignissen ihnen in jedem Augenblicke zu Rath und Hülfe bereit sei; da sie aber durch

des Sohnes Ausbleiben zu sehr beunruhigt wurde, und der junge Knecht sich nirgends blicken ließ, so glaubte sie in diesem Falle dem Gebote ihres Gatten zuwiderhandeln zu dürfen. Olaf war diese Anordnung seines Vaters sehr wohl bekannt, und hatte er dieselbe bei Ausführung seines Planes mit in Rechnung gezogen.

Als nun Jochen bei seiner Rückkehr meldete, daß er weder Olaf, noch den jungen Knecht, noch sonst einen Arbeiter auf den ihm wohlbekannten, nunmehr in Gischt und Schaum eingehüllten Eindeichungsstellen der Düne habe finden können, — lief ein Zucken über Trinas feines Gesicht, und mit ihrer bangen Sorge vereinigte sich der ahnungsvolle Zweifel tiefen Seelenschmerzes. War dem Sohne ein Unglück zugestoßen, oder sollte er sie wirklich hintergangen haben! In der heftigsten Erregung wollte sie nun selbst zum Meere niedereilen, aber Christine und Anna litten es nicht, auch äußerte der Knecht wiederholt, daß, seiner Ansicht nach, diesen Tag überhaupt niemand am Strande thätig gewesen sei, und daß Olaf wahrscheinlich zum Leuchtthurm, oder zum Anker seinen Weg genommen haben werde. —

So verging der Abend traurig, wenn auch Christine versuchte die Mutter zu beruhigen; aber sie sagte sich selbst, daß auch sie an manches der Trostesworte, die aus ihrem Munde drangen, nicht mit Zuversicht zu glauben vermöchte, und im Mitgefühle des Schmerzes barg sie das Haupt an Trinas Brust oder umschlang sie wie schützend mit ihren Armen. Endlich bewog Anna Beide, sich zur Ruhe zu legen, indem sie versprach, mit Jochen zu wachen und das Kommende zu erharren. So ging die elfte Stunde vorüber, und lautlose Stille herrschte in dem nur vom matten Scheine eines herabgebrannten Lichtes erhellten Gemache.

Da, fast mit dem Zwölfschlage der Standuhr zugleich, traf ein festes, kurzes, aber nicht sehr lautes Pochen wider die Hausthür an Annas Ohr. Sie weckte den in seiner Ofenecke eingeschlummerten Knecht und ging mit ihm zum Oeffnen auf den Flur hinaus.

„Es wird Olaf sein!“ sagte Jochen mürrisch. „Nein,“ erwiederte Anna, „der hat, wie seine eigenen Wege, so auch seine eigenen Schlüssel, der hätte nicht geklopft, vor Allem nicht so mäßig und rücksichtsvoll. Es ist jemand anders.“

Als die Thür sich nun aufthat und die hohe Gestalt Hel-

molds darinnen sichtbar wurde, entfuhr Annas Lippen ein Laut der Ueberraschung, und der noch halb vom Schlaf befangene Jochen trat erschreckt zurück, wie wenn er ein Gespenst erblickt hätte, aber gleich darauf sprachen Beide ihre Freude über seine Heimkehr aus.

Helmold aber erwiderte ihren Gruß nur schweigend mit einem Händedruck, und auch Fritz, der junge Knecht, welcher ihm mit einem sehr verdrossenen Gesichte folgte, sah stumm zur Erde. Bald darauf erschienen Trina und Christine, welche das Klopfen vernehmend, Olafs Rückkehr vermutheten, in leicht übergeworfenen Nachtkleidern. Aller Augen waren auf Helmold gerichtet.

Die Gestalt des Greises erschien hochaufgerichtet und straff wie immer, aber aus seinem Angesicht war alle Freundlichkeit gewichen, ein furchtbarer Ernst lagerte darüber. Selbst als Helmold sich niederbeugte, Gattin und Tochter liebevoll auf die Stirn zu küssen, wich die starre Strenge seiner Züge keinen Augenblick. Dann sagte er mit sorgenvoller Stimme:

„Wie freue ich mich, Ihr Theuren, euch Alle gesund wieder zu sehen, seid mir doppelt gegrüßt. Ich komme euch unvermuthet, denn es war ja, wie ich schrieb, meine Absicht, erst morgen zu euch heimzukehren. Aber eine mir selbst beinahe unerklärliche Sorge hat mir die letzten Tage hindurch keine Ruhe gelassen, deshalb strebte ich schneller vorwärts. — Bis B. fuhr ich zu Schiff, dort eingetroffen, ereilte mich jedoch der Sturm, so daß es nicht möglich schien, über die Binnensee hierher zu gelangen. Aus diesem Grunde bin ich diesseits längs des Strandes fortgewandert und komme nun über unsere Deiche hierher. Auf diesem Wege habe ich beim Mondlichte Alles genau angesehn: wenn ich den Zustand der Düne bedenke und die sehr große Kraft der aufgewühlten und feindlich dagegen getragenen Wasser dazu, so habe ich die Einsicht gewonnen, daß Gefahr für uns und unseren Besitz vorhanden ist. Noch dürfen wir jedoch hoffen, jedes Ungemach zu wenden; nur handeln müssen wir, und das ohne Verzug und mit Kraft. Habt keine Furcht, Trina und Christine, aber so schmerzlich es mir ist, ich darf es euch nicht länger verbergen: ihr dürft nicht länger in diesen lieben Mauern verweilen. Jede Minute, die ihr zögert, ist eine Todesgefahr. Die große Eckdüne zittert und bebt in ihrem Grunde, die Wogen haben ihre Wandungen furchtbar zertrümmert, unterwühlt und abgewaschen; an einer ihrer Sattel-

tiefungen vor Allem steht der Durchbruch fast mit Sicherheit bevor. Kleidet euch an, nehmt das Kästchen mit unseren wichtigen und geldwerthen Papieren, legt noch einige der kostbarsten Dinge, von denen ihr euch um keinen Preis zu trennen vermögt, dazu und dann scheidet mit Anna, Jochen und den Mädchen aus unserem Hause. Die sollen bei euch bleiben zu meiner Beruhigung und euch zum Dorfe geleiten in die sicher gelegene Wohnung meines alten Kerkow, der wird euch beherbergen diese Nacht."

„So behalte doch Jochen bei dir!" sagte Christine unter Thränen.

„Nein," erwiederte Helmold sehr fest, „ich habe genug an Fritz. Eigentlich hätte mir wohl Olaf beistehen sollen, aber der ist ja nicht daheim, und, wie mir Fritz sagt, auch nicht vor der Frühe zurück zu erwarten."

Indem er diese Worte aussprach, erhöhte sich der Ernst seiner Züge. Er war vorhin bei seinem Heimgange im Dorf dem jungen Knechte begegnet, der sich dort, die Rückkehr seines Herrn nicht im Entferntesten vermuthend, mit einigen andern Burschen umhertrieb. Als er den Erschrockenen ernsthaft befragte, erfuhr er von ihm, der als unverdorbener Geselle zu einem rechten Lügengewebe weder Geschick noch Muth hatte, sehr bald die wahrhafte Erzählung der Ereignisse des Morgens mit allen harten Reden und zwingenden Einschüchterungen Olafs. Helmold hatte schweigend zugehört, und war dann mit dem Knecht, ohne ein Wort über das Vorgefallene zu verlieren, seinem Hofe zugegangen. Jetzt aber im entscheidenden Momente erinnerte er sich der Lügenhaftigkeit und Unzuverlässigkeit des Sohnes, welche die Gefahr für sie Alle in so hohem Grade vermehrte, und mit sichtlicher Anstrengung seinen Zorn bemeisternd, rief er aus: „Säumet nicht länger, laßt uns zum Werke schreiten — jeder an seine Stelle!"

Schweigend und thränenlos stand Trina, dann umschlang sie den Gatten mit ihren Armen, drückte ihn an sich und wollte ihn mit ihrer schwachen Kraft zurückhalten, aber er löste sich sanft aus ihren Händen und sprach: „Ich bin in Gottes Hand, meine Trina, wie unser Nikolas und ihr andern Alle. Der Herr wird es wohl mit uns machen, wie es auch komme!"

Ein mildes Leuchten brach auf einen Augenblick die Starrheit in den Zügen des Greises, und eine hoheitsvolle Verklärung

verschönte sein gefurchtes, mächtiges Antlitz — dann winkte er Fritz und wollte zur Thür hinausgehn: da wurde das Geräusch nahender Schritte hörbar, — gleich darauf öffnete sich die Pforte und Olaf trat unter die Seinigen.

Seine Gestalt mit dem verwirrten, blaßgelben Haar und den beschmutzten Kleidern, noch mehr aber seine in traumartiger Versunkenheit starrenden Züge und das in qualvoller Gewissensunruhe blickende Auge übten auf Alle einen unheimlichen Eindruck. Als Helmold den Sohn mit prüfender Miene überschaute, ohne ein Wort zu sprechen, versuchte jener etwas zu seiner Entschuldigung zu sagen, aber es gelang ihm nicht, nur ein verwirrtes Stammeln ohne Sinn und Zusammenhang kam aus seinem Munde.

Doch es war jetzt keine Zeit zu Vorwürfen und Mahnungen; Helmold streifte mit seiner Hand über das Angesicht, als wolle er dort etwas verlöschen, dann sagte er hastig: „Wir dürfen nicht zögern, keine Sekunde mehr, es mag geschehen sein, was da wolle. Olaf, jetzt zeige, daß du ein Rechtes und ein Gutes vermagst: Hilf deinem Vater, damit er rette und bewahre die Seinigen, sich selbst und die Arbeit seines Lebens vor der Sturmfluth. Die Düne ist im Durchbruch, komme mit mir — Gott befohlen, ihr Andern!"

Noch einmal winkte er der Gattin und Tochter mit freundlichem Gruße, dann stürmte er mit jugendlichem Feuer hinaus, Olaf folgte ihm langsam und schweigend.

Hinab zum Meeresgrunde.

Helmold eilte mit Olaf über den Hof zum Stalle, Fritz, der junge Knecht, leuchtete ihnen mit einer Laterne vor. Dort wurden die vier Rosse vor den langen Erntewagen gespannt und Olaf schwang sich in den Sattel, um ihn vor das Giebelende der Scheune zu fahren. An diesem war eine besondere Abtheilung zum Lagerplatze stets gefüllter, mächtiger Sandsäcke bestimmt; jedes Jahr, wenn die Sturmzeit des Herbstes nahte, wurden die Säcke durchgesehen, neu gestopft und etwa schadhafte Stellen daran ausgebessert. So waren sie immerdar bereit, im Momente der höchsten Gefahr einen Durchbruch zu verhindern.

Helmold selbst nahm jetzt zu wiederholten Malen zwei der wuchtigen Säcke zugleich auf seinen Rücken und trug sie ohne Wanken zum Wagen, während der starke Fritz schon jede Kraft aufbieten mußte, um nur einen herbeizuschleppen. Bald stieg die Ladung über die Seitenleitern empor; als sie voll war, mußte der Knecht noch drei Spaten und drei Schaufeln holen, die legte der Greis selbst dazu und befestigte sie mit einem Stricke. Dann rief er: „Vorwärts!“ Olaf setzte seinem Gaul die Hacken in die Flanken, alle vier Pferde zogen zu gleicher Zeit an, der Wagen knackte, knarrte und ächzte, und hinaus ging es in das wilde Tosen, in die Hügel und Thäler der Düne. Fritz trug die Leuchte voran, und hinterher schritt, das Ganze leitend, der Greis mit seinem im Sturm flatternden Silberhaar.

Olaf fuhr vortrefflich; er wußte, was er seinen Gäulen zumuthen durfte, und kannte jede Hebung und Senkung der Sandberge genau. Trotz seiner Mißgestalt fühlte er sich stets im Sattel „ein ganzer Kerl“, zudem gab ihm die fast an Verzweiflung streifende Stimmung seines Innern, den kommenden Gefahren gegenüber, eine todesverachtende Kühnheit. Er hob sich bisweilen hoch auf seinem Sitze und ließ die lange Peitsche mit Befriedigung über den Rücken und Häuptern der willigen Thiere spielen.

Da Helmold beim Aufladen den Ort der Gefahr genau bezeichnet hatte, so kamen sie, bei der ungeschwächten Kraft des Gespannes, viel schneller, als er erwartet, zu der bedrohten Stelle. Beim Betreten der gefährdeten Düne fühlte er sofort ein Beben des Sandes, ein elastisches Zittern unter seinen Füßen, und die Stimme der Brandung tönte so furchtbar, daß Fritz, von den Schrecken der Umgebung überwältigt, still stand und angstvoll um sich sah. Die Pferde klommen nun mühsam empor, und waren schon der oberen Schneidelinie nahe, zur Seite gähnte die bebende Satteltiefung: da zog Olaf die Zügel straff zu sich herüber, die Thiere drängten die Köpfe aufwärts, der Wagen hielt.

Dies verdroß Helmold. Er fühlte sich in diesem Augenblicke ganz ein Jüngling. Das volle Feuer, die glühende Kampfeslust der verronnenen Tage waren auf's Neue in ihm erwacht. Es dünkte ihn, als sei er wieder auf seinem guten Schiffe, als gelte es noch einmal zu ringen auf Tod und Leben mit der alten spröden Geliebten von ehemals — der schrecklichen und doch so

berückenden See. Olaf hegte nur die vernünftige Absicht, seine Thiere einen Moment verschnaufen zu lassen, bis sie mit einem letzten Rucke den Wagen zum Kamme hinauf zögen, von dem aus die Säcke gefahrlos in die drohende Senkung gerollt werden konnten; Helmold aber hielt dies Zögern für einen Mangel an Muth. Der vorhin maaßvoll gegen den Sohn beherrschte Zorn brach jetzt in der Erregung, welche der Klang des sturmzerwühlten Meeres von jeher für ihn herauf beschworen, in seiner ganzen Gewalt hervor und er rief, dicht an das Sattelpferd tretend, mit einer selbst Sturm und Wogenschwall übertönenden Donnerstimme: „Daß du ein Lügner, ein Heuchler warst, wußte ich längst, daß ich aber auch einen Feigling in meinem Sohne herangezogen, das ist zu viel für mich. Steige herab, Unglücklicher! Herunter da, laß mich deinen Platz einnehmen!"

Die Wirkung dieser Worte auf Olaf war eine ungeheure: eine wilde Wuth, eine vollkommene Verzweiflung erfaßten sein Herz. Er hob sich hoch in den Bügeln, schwang die Peitsche lang aus gegen die Rosse und schrie: „Hallo! Hallo! Vorwärts!"

Mit gebogenen Knieen schwankten die Thiere, die gewaltige Last hinter sich, zum Grat empor. „Hallo, Hallo, Hallo!" tönte es immer dazwischen anfeuernd von Olafs Lippen. Der Wagen neigte sich zur Seite, als wolle er stürzen; Helmold stemmte mit einer fast übermenschlichen Kraft den ausgereckten Arm dagegen, seine Faust umklammerte eisern die hintere Runge, und hielt so auf kurze Zeit das Ganze aufrecht. Aber jede Ueberlegung war von Olaf gewichen, das Blut drängte ihm zum Haupte, vor seinen Augen flirrte ein flammender Schein durch das Düster, und nur der eine Gedanke stand in seiner Seele: „Ein Feigling will ich nimmer sein!"

Der keuchende Knecht konnte mit der Laterne dem wilden Vorwärtsstreben nicht folgen und blieb daher am Abhange landeinwärts zurück. So kam es, daß, ehe der Wagen den oberen Rand der Stranddüne erreicht hatte, die Vorderpferde, anstatt auf der Schneidelinie längs zu gehen, jenseits zum Meere niederbogen. Olaf sah es nicht; oben, nur oben zu sein, war sein Ehrgeiz. Als er nun dort ankam, sollte der Wagen halten, aber die abwärts schießenden Vorderpferde zerrten und rissen ihn weiter und auch die Deichselrosse standen nicht sogleich. Auf diese einzig

hatte Helmold in dem letzten Momente geachtet. Da schwankte der Wagen, der Greis griff gewaltig danach, doch es war kein Aufhalten mehr. Zugleich kam ein furchtbarer Stoß des Sturmes, rasender Sprühschaum schlug den sich bäumenden Thieren entgegen, die Düne erzitterte in ihren Grundfesten, und herunter schoß das Gefährt jähen Sturzes in die sich überschlagenden Wogenberge, in die Wellenthäler und Wirbeltrichter der tobenden See.

Helmold sah, daß Wagen und Gespann verloren waren — aber Olaf konnte er retten. Noch stand er auf festen Füßen, in seinem Haupte war es klar und licht; er sprang mit gewaltigen Sätzen hinterher, jetzt erfaßte er Olafs Jacke und umklammerte den dicken Friesstoff mit starkem Griffe seiner Eisenfaust, aber das niederwärts gehende Wuchten war mächtiger, als der Greis, und zerrte ihn fort, immer weiter hinab. Loslassen wollte er nicht, es war ja der Sohn, den er hielt, um ihn dem Mutterherzen zu bewahren.

Da kam die dunkele Mauer der Wasser, überschlug ihn mit ihrem Schwalle und zog ihn widerstandslos in das grausige Rauschen.

Im ersten Lichte des am Osthimmel aufsteigenden Morgens schwebte das bleiche Angesicht des Greises still und starr, umrahmt von den weißen Haaren, über der stahlgrauen Wogenwüste, nicht mehr ringend, nicht schmerzlich, es ruhte edel, heldenhaft und ernst auf dem kalten Pfühle der Wasser, dann trugen sie ihn weit hinaus in die grundlosen Tiefen.

Endlich hatte die See, mit den wie im Freudentaumel bis an die dunkelen Wolkengebilde des Himmels hinaufsprühenden Wogen, ihren Helmold überwunden; durch funfzig lange Jahre hatte sie ihm unabläßig nachgetrachtet, ihm, der sich ihrer so fest und tapfer erwehrt in allen den heißen Schlachten, die sie mit ihm durchrungen in jeder Zone. Nun hatte sie ihn endlich erkämpft und nimmer wollte sie ihn wiedergeben. Immer tiefer zog sie ihn fort in ihren Schooß, in ihr kühles Brautbett, immer weicher, voller, gewaltiger umfing sie ihn mit ihren Armen, immer brausender und mächtiger sang sie ihm ihr schreckliches Hochzeitslied, das Lied ihrer vielbetrogenen Hoffnung, ihres endlich gestillten Sehnens. Ganz hinaus in die unumschränkte Freiheit der Meereswogen trug sie den Leib ihres Erkorenen und legte ihn dann

sanft in den Abgrund, zu dessen geheimnißvoller Pracht nie ein Menschenauge gedrungen ist — da erst hielt sie ihn sicher. So war Sterben und Bestattung Helmolds von Rustrow!

Während Helmold seinen Sohn vergeblich zu retten suchte, hatte Fritz die Höhe des Grats noch frühzeitig genug erklommen, um die letzten sichtbaren Spuren des Verderbens im dämmernden Morgenlichte zu gewahren. Rathlos schweiften seine Blicke über die tosende Brandung, nirgends war ein Trost, nirgends die leiseste Aussicht auf ein Helfen, an keiner Stelle ein menschliches Wesen zu erspähen, — da erfaßte den binnenländischen Burschen, der mit dem entfesselten Elemente des Meeres so wenig vertraut war, ein namenloses Entsetzen, sein Haar sträubte sich, kalter Angstschweiß ergoß sich über seinen Leib und mit wankenden Knieen eilte er die Düne herab und dann, so schnell es gehen wollte, landeinwärts. Im Laufe wuchs ihm die Angst, es dünkte ihn, als sei der gräßliche Wogenschwall dicht auf seinen Fersen. Erst bei Helmolds Hof hielt er inne und schöpfte Athem, aber hier fand er die Thür verschlossen und nur vom Stalle her tönte das klägliche Brüllen der zurückgelassenen Kühe. Nun lief er ins Dorf, Kerkows Hause zu, um Helmolds Angehörigen die schreckliche Kunde zu bringen.

Unterwegs begegnete ihm Wilhelm, der von Helmolds Rückkehr und Aufbruch benachrichtigt, zum Strande eilen wollte, dem Greise beizustehn. Als Fritz ihm sogleich die ganze Wahrheit sagte, stand er wie erstarrt, als sei das Gewölbe des Himmels über ihm zerbrochen. Er konnte, er wollte an das Furchtbare nicht glauben. Hin mußte er zur Düne, sich selbst überzeugen, sehen mit eigenen Augen, daß der Mann, der ihm immer wie ein gottbegnadeter Held, wie ein unerschütterlicher Fels erschienen war, dessen Tod er nie zu denken wagte, hinweggenommen sei von einer jähüberschlagenden Welle. Dann überlegte er, ob es nicht seine Pflicht sei, zuvor Christinen und ihrer Mutter mit Trost beizustehn, aber sein erstes Gefühl behielt die Oberhand, und er ging zum Meere herab.

Indessen war Fritz in Kerkows Hause angelangt, wo ihm der alte Schiffszimmermann schon auf dem Flur entgegentrat.

Ganz anders, als Wilhelm, empfing dieser die Kunde. Anscheinend ohne große Bewegung verharrte er eine Weile in Stille, doch bald richtete er die glanzlosen Augensterne düster empor und sagte mit dumpfer, aber ungewöhnlich fester Stimme: „Ich wußte es wohl, daß die See ihn nicht lassen würde!“ Dann ging er zu den Frauen in die Giebelstube — Annas Klage hallte gleich darauf durch das Haus, von Trina und Christine dagegen vernahm man keinen Laut.

Mit Aufgang der Sonne brach sich die Macht des Sturmes, im Laufe des Morgens wurde er immer schwächer und gegen Mittag vermochte Wilhelm mit einigen überkühnen Gesellen, die sich selbst dazu erboten hatten, in einem sehr tüchtigen Boote auf die noch immer sehr erregten Wogen hinauszugehn. Sein Zweck war, den Leichnamen Helmolds und Olafs nachzuforschen, aber soviel sie auch suchten im Bereiche der Küsten und so weit hinaus sie auf die Höhen der See fahren mochten diesen und viele folgenden Tage, — den Leib des Greises fanden sie nimmer. Dagegen warf die Fluth selbst Olafs Leiche schon in der Sonntagsnacht auf das Gestade des Leuchtthurms. „Die See ist ekel“, sagte ein Zechbruder am Abende beim Grog im Anker, „den mag sie auch nicht.“ Fern von den Anderen begruben sie den entstellten Leib in einer entlegenen Ecke des Kirchhofs.

Dunkele Gerüchte gingen um von der Sturmesnacht auf dem Leuchtthurm. Der Brand, die Zerstörung der Gallerie und der Glastafeln des festen Feuers, das Auffinden jener Reste, welche man als die Gebeine der Bernsteinhanne erkannte, sowie von Olafs Mütze und Messer, endlich die Blutspuren und die Vernichtung so vielen Geräthes bildeten ein entsetzliches Geheimniß. Beamte und Richter erschienen auf dem Thurme, der tief verstörte Wilmers und seine Tochter wurden vernommen und jener sagte Alles, was er wußte. Er klagte sich an, wider seine Pflicht gefehlt zu haben, als er seinen Platz auf eine Nacht verließ, aber die Dinge, welche in jenen Schreckensstunden dort vorgegangen waren, blieben ihm und dem Gericht ein dunkeles Räthsel. Er wurde seines Amtes entsetzt und zog mit der tiefgebeugten Marie fürs Erste nach Nienwieck zu den Verwandten.

Nikolas Heimkehr.

Trina und Christine weilten nun wieder auf ihrem Hofe in den schönen, freundlichen Zimmern. Dort war Alles unverletzt, die Wasser hatten die Deiche und Dünen nicht überwunden und wogten in ihrem alten Bette fort — aber wie anders hatte sich das Innere des Familienlebens gestaltet!

Trina erholte sich nicht mehr von dem Schlage jener Nacht. In den ersten Tagen lag sie wie entseelt auf ihren Kissen, dann regte sie allmälig die Glieder, und in den dunkelen, bis dahin wie erstorbenen Augensternen stand ein schwacher Abglanz ihres einstigen Lebens auf. Ihre Lippen bewegten sich, aber zu einem Worte, geschweige denn zu einer zusammenhängenden Redefolge, brachte sie es nicht mehr.

Sie litt aufs Neue unter dem furchtbaren Banne, in welchem Helmold sie damals in dem Wendendorfe in jener sternendurchschimmerten Winternacht erblickte; denn jene Sonne, die in einer Reihe wundervoller Glücksjahre über diesem schmerzerstarrten Herzen geleuchtet und die Eiseskruste nach und nach fast gänzlich davon hinweggethaut, um die ursprüngliche Tiefe und Reinheit ihres Wesens zur vollendeten Schöne emporzuheben, — diese Sonne war untergegangen hinter den düsteren Wogenbergen des Meeres.

In der Regel saß Trina still in ihrem Stuhle, ihre Züge waren weder stumpf noch kalt, ihr Antlitz, vom schwarzen Haar umrahmt, noch immer schön, ihre edelgeschwungene Stirne zeigte unverändert eine bewundernswürdige Klarheit — aber alles geistige Leben ihrer Seele erschien wie abwesend, wie zurückgezogen in eine Tiefe, die ihrer Umgebung, gleich dem Abgrunde, in den die See den Leichnam ihres Gatten gebettet hatte, unerreichbar bleiben mußte.

Drei Dinge gab es noch, die sie mit Theilnahme umfaßte und bei deren Anblick ein schwaches Aufleuchten der Befriedigung in ihren Augen sichtbar wurde: Christine, der Bernstein und — das Meer. Das Meer, vor dem sie sich ehemals so sehr gefürchtet, das sie wie nichts anderes auf der Welt gemieden, schaute sie jetzt, da es die Gruft ihres Helmolds geworden, mit stiller

Andacht und vernahm das Rauschen seiner Brandung als ein holdes Zeichen der Erinnerung.

Wenn Trina aber ihre Hand auf das Haupt ihres Kindes legte, und die seidenweiche Glätte ihres blonden Haares streichelte, dann glitt ein zartes Lächeln über ihre Züge. Christine setzte sich dann zu ihren Füßen auf ein Bänkchen und küßte die feinen Finger ihrer Mutter, während sich ihre Augen liebevoll begegneten. Oft horchte Trina auch schweigend, wenn die Tochter mit wehmuthskündendem Blick und dem ergreifenden Klange ihrer Stimme ein geistliches Lied sang.

Eine gütige Vorsehung hatte es ihr verborgen, daß der zarte Leib ihres Kindes von Tag zu Tag lichter und durchsichtiger sich gestaltete, und daß jenes schon früher über ihren schmalen Wangen leuchtende Roth sie mit immer innigerem Hauche verklärte, — aber wohl bemerkte es die schmerzlich gebeugte Anna, und Wilhelm empfand bei diesem Anblicke eine namenlose Trauer und qualvolle Hoffnungslosigkeit; denn so oft er seine Besorgnisse dem Arzte mittheilte, schüttelte dieser ernst das Haupt und erwiederte kein Wort.

So vergingen viele düstere, traurige Wintertage. In der Mitte des Decembermonats kam aber wieder eine freudige Botschaft in das Haus, ein Brief von Nikolas. Er schrieb aus Kopenhagen, zwar als Schiffbrüchiger, aber doch gesund und lebensmuthig — freilich ohne Ahnung des schweren Schicksals, welches die Seinigen ereilt hatte.

Vieles von den Bestrebungen und Befürchtungen der stürmischen Novembernacht gelangte zur Erfüllung. Jenes Schiff, welches Olaf vom Thurme beobachtete, und welches die Bernsteinhanne mit sehnsüchtigen Blicken vom Strande begleitete, war wirklich dasselbe gewesen, auf dem Nikolas und Hans ihre Fahrt machten. Auch die frevelhafte Rechnung Olafs, sein tückischer Plan, das feste Feuer erlöschen zu lassen, hatten den von ihm gewünschten Erfolg. Irregeleitet durch das Blickfeuer des Thurmes, welches Kapitain und Steuermann beim Schrecken des Sturmes mit dem festen Feuer verwechselten, war das Schiff zu weit gegen Westen geführt, und auf die Klippe gestoßen. Die Mannschaft befand sich in der größten Noth, an eine Bergung des Fahrzeuges und seiner reichen Ladung ließ sich nicht denken. Nikolas, welchen der Kapitain

als den geschicktesten Kletterer oben zum Maste emporgesandt hatte, um dort eine nothwendige Arbeit zu verrichten, wäre bei dem heftigen Stoße beinahe verloren gewesen, aber seine ungewöhnliche Kraft und Geschmeidigkeit, vor Allem aber seine Kaltblütigkeit retteten ihn vor einem jähen Sturze. Nur langsam konnte er abwärts klimmen; als er das halb zertrümmerte Deck des Wracks erreichte, in dessen Spalten die Wasser bereits gierig eindrangen, fand er das Boot schon ausgesetzt und auch fast alle Schiffsleute darinnen, so daß es in seiner Ueberfüllung schwankte. Nur einer seiner Genossen war nicht hinabgegangen, soviel ihn die Uebrigen auch drängen mochten, das war Hans, der wollte den Nikolas erwarten.

Vom Boote aus ertönten viele Stimmen unaufhörlich: einen Mann könnten sie zur Noth noch aufnehmen, die Last eines zweiten würde das kleine Fahrzeug nicht mehr tragen. Anfangs hielt jedermann den Nikolas für verloren, nun da die Kameraden ihn sahen, und ins Boot riefen, erhob sich ein rührender Wetteifer liebevoller Hingebung. Hans hatte seinen Platz für Nikolas bewahrt, dieser aber erklärte mit Festigkeit, ein solches Opfer nicht annehmen zu können und sagte zu dem Genossen, da dieser sich auf das Entschiedenste weigerte hinabzusteigen, mit herzlichem Ton: „Nun wohl, Hans, du bist ein rechter Kamerad, so wollen wir, als zwei brave Nustrower Jungen, zusammen sterben.“

Hans aber sah zu ihm mit einem Blick unendlicher Liebe empor, dann stieß er einen Jauchzer aus, wie er ihm eigen war, wenn er seltenen Falles etwas that, was ihm selbst gar wohl gefiel — eben so laut und freudig, als da ihm Helmold in St. begegnete — und gleich darauf sprang er mit kühnem Satze in die dunkelen Schrecken der Wasser. Nikolas stand wie ein Steinbild, aber indem erfaßten ihn die starken Arme zweier Matrosen, welche, die Todesgefahr nicht achtend, wieder zum Wrack emporstiegen und ihn mit Gewalt in das Boot niederschleppten. Es war Hülfe in der höchsten Noth, denn kaum hatten sie eine geringe Entfernung in die See hinein gewonnen, als das Schiff weiter zerbarst und in die Fluth hinabsank. Von Hans ließ sich nicht die geringste Spur entdecken.

Mühevoll durchrang die überladene Barke die Stunden bis zum Morgen und auch am folgenden Tage wollte sich lange keine

Rettung finden. Endlich gegen Abend tauchte ein Segel auf in der Ferne und kam mit Schnelligkeit immer näher und näher; man gab Zeichen vom Boote aus, diese wurden auf dem Fahrzeuge gesehen und erwiedert, und noch vor völligem Dunkelwerden standen die armen Schiffbrüchigen auf dem Decke eines schönen tüchtigen Kauffahrers, der nach Kopenhagen bestimmt war, unter theilnahmvollen und hülfreichen Menschen.

Da das Schiff seinen Curs nicht unterbrechen durfte, so mußten Nikolas und seine Leidensgenossen die Fahrt nach jenem Hafen mitmachen, den sie auch bald glücklich erreichten. Von allen seinen Kameraden fehlte keiner — als Hans!

Dies hatte Nikolas schon vor geraumer Zeit geschrieben; der Brief war lange unterwegs gewesen, und er bat um eine schnelle Geldsendung, damit er bald das alte Nustrow wiedersehen könne, nach dem er sich so sehne. Er wußte nicht, der arme Junge, wie anders er es dort wieder finden sollte, als sonst.

Da er das Geld noch rechtzeitig erhielt, ehe die Busen, Wieken und Engen der Gestade sich mit Eis überlegten, so konnte er es ermöglichen, einige Tage vor dem Weihnachtsfeste in der Heimat einzutreffen. Aber in Trinas Zimmer glitzerten dieses Mal keine Kerzen am Tannenbaum; schweigend wie immer saß die Witwe in ihrem weichen, schmiegsamen, schwarzen Wollenkleide in ihrem Sessel, und ihre Finger ruhten jetzt in den krausen Ringen der Locken des Nikolas.

Am letzten Tage des Jahres kam noch ein eigenartiger Gegenstand in Trinas Museum. Der Amtsvorstand des Dorfes hatte seiner Pflicht gemäß die Torfhütte der Bernsteinhanne aufgeschlossen und Einsicht genommen von ihrem Inhalte, der nur aus den dürftigsten und den allernothwendigsten Geräthen bestand. Aber bei dem Forträumen des einzigen Werthstückes, eines weichen und reichlich gefüllten Bettes, welches ihr Trina früher geschenkt, fand sich, unter den Pfühlen sorgfältig versteckt, ein Sack, in dessen Ecke ein glänzender Gegenstand eingehüllt war. Bei näherer Untersuchung ergab sich ein Stück Bernstein von ungewöhnlicher Größe und der höchsten Schönheit in Beschaffenheit und Farbe. Um die Rundung dieses Prachtstoffes war ein Papierzettel mit vielen kunstreich geschlungenen Bindfadenwindungen befestigt, und als man diese öffnete, las man darauf geschrieben: „Dies ist Alles

was ich meinem Hans hinterlassen kann. Bleibt er vor meinem Tode auf der See, so soll es Trina haben zu ihrer Freude."

So lautete ihr kurzes Vermächtniß. Die Bernsteinkugel war sehr werthvoll, denn ein Händler, der sie im kommenden Sommer betrachtete, bot tausend Thaler dafür, aber Helmolds Erben war sie nicht verkäuflich. In einem der Schränke Trinas stand sie fortan als ein Hauptstück an einem Ehrenplatze; die Hausgenossen alle freuten sich des herrlichen Glanzes und das Andenken der Bernsteinhanne waltete bei diesem Anblicke unter Schmerz und Rührung in ihren Seelen. —

Zum Abschiede.

Mehr als ein Jahr ist seit dem Tode Helmolds verflossen; es ist Frühling und zum ersten Male nach vielen Monden liegt das alte Dorf wieder in dem vollem Wunderglanze seines Lichtes. Zwischen den sandigen Schlingwegen, aus den von Schwarzpappeln und Hollunderbüschen umgebenen Häusern leuchtet uns der edle Prachtbau der Kirche entgegen. Ihre Pforten stehn weit offen, daß die dumpfe Luft des Winters entweiche und der Balsamhauch des Frühlings eindringe. Aus dem Innern winkt in sanftem Glanze der Schimmerschrein des „St. Nikolas" von Nustrow, der für immer Geborgene, und mahnt an einen theuren Heimgegangenen.

Weiter im Dorf steht ein altes Haus unter den grauen Kuppen. Zum ersten Mal in diesem Jahr ist die Sommerbank vor der Thüre heruntergelassen, und ein Greis sitzt darauf in der Kraft der jugendlichen Sonne. Er murmelt ab und an leise Worte, doch meist unverständlich und ohne Zusammenhang. Wenn seine kleinen Enkel ihm lange und geduldig zuhören, so bildet sich allmälig eine Erzählung, in der sein Freund, ein großer Held, die Hauptrolle spielt. Von ihm berichtet der Alte, wie er endlich nach großen Thaten mit seinem Vierrossegespann in einer Sturmesnacht hinabfuhr zu den unergründlichen Tiefen der See. Dort wohne er nun im krystallenen Palaste und die schöne Meereskönigin sei ihm zugethan und diene ihm in Demuth und Holdseligkeit. Der Greis ist der in die Kindheit zurückgesunkene Kerkow.

Auf Helmolds Hofe finden wir Trina unverändert in ihrer Bernsteinkammer, ihre Blicke gleiten klar und sanft über die Glastafeln der schätzereichen Schreine, in ihrem Schooß ruht die Kugel aus dem Nachlasse der unglücklichen Hanne. Um ihre zarte Gestalt waltet die frühzeitig gealterte Anna sorgend, pflegend und jede noch so leise Bewegung der Freundin mit dem wunderbaren Ahnungsvermögen der Liebe deutend.

Auf der anderen Seite des Hausflurs treffen wir in den neu und freundlich eingerichteten Zimmern Marie, die junge Gattin des Nikolas. In den kurzen Monden, seit denen sie dem Geliebten verbunden ist, hat sie sich oft in Demuth und einfachem Sinn gefragt, ob das Glück, welches sie erlebe, wirklich wahr, oder nur ein Traum von unausdenkbarer Seligkeit sei, ein Traum, nach dessen Verrinnen der alte Jammer der Sorge aufs Neue erwache. Heute aber schaut das liebliche Antlitz der jungen Frau doch traurig, denn gestern ist ihr treuherziger Gatte von ihr geschieden, um auf seinem neuerbauten Prachtschiffe in See zu gehn. Es wird eine weite Reise werden. Das fabelhafte Inselreich Ostasiens, soeben unserem Handel erschlossen, ist das reichen Gewinn verheißende Ziel der schmucken Bark des Nikolas. Sein Steuermann auf der abenteuerlichen Fahrt ist Wilhelm, den ein sehr großer Schmerz in wenig Tagen zu einem festen, aber sehr stillen und in sich gekehrten Mann hat reifen lassen — denn Christinens liebliche Gestalt weilt nicht mehr in den Räumen des heimatlichen Hofes.

Als im Spätherbst die alten, schwärzlichen Blätter des Hollunderbusches nach dem ersten Nachtfrost herunterrasselten und das gelbe, matte Laub des Schwarzpappelbaumes ihnen folgte, da schied auch Helmolds Tochter von dieser Erde, leicht und sanft, wie eine Flamme erlischt. Da der Tod kam, sagte sie zu den Ihrigen: „Lasset mich ruhen neben unserem Olaf; es ist mir immer so sehr weh gewesen, daß er so allein liegt in der Ecke an den schwarzen Planken des Kirchhofs, — ich möchte gern bei ihm sein.“ Dann noch gab sie Wilhelm die Hand zum Abschiede, hauchte seinen Namen und war hinüber.

Zum ersten Mal seit dem Tage der Bestattung fällt die Sonne freundlich helle auf den Doppelhügel, unter dem die so verschieden gearteten Geschwister ruhn. Auf das noch rasenlose

Grab Christinens hat der Frühlingshauch eine Merlblume getragen, die entfaltet heute, als die frühste Blüthe der ganzen Halbinsel, ihre feinen, weißen Blätter.

Und nun laßt uns Abschied nehmen von Rustrow, von dem Dorfe auf der Düne, dessen schmucklose Dächer im tosenden Anprall der Brandung, im Verstecke der dunkelen Tannen, in Nebel und Sturm, an weltgeschiedener Stätte ein ernstes Menschengeschlecht bergen, das mit tapferem Herzen, in edler Einfalt und jener lautlosen Selbstverleugnung, die nichts ahnt von einem Verdienste, für und für sein rauhes, herbes, furchtbar gefährdetes Tagewerk vollbringt.

Jeder Klang der Woge, der so seltsam ergreifend gegen die Ufer des Strandes fällt, jeder Odem der vom Meere streifenden Lüfte bewegt die Seele mit wunderbarer Sehnsucht, und giebt uns eine Ahnung des göttlichen Waltens, das mit überirdischer Frische und Freiheit durch das Rauschen der Fluthen, in dem duftenden Grüne des Waldes und dem wandelbaren Sande der Küste den Fall seiner Stimme und den Hauch seines Mundes ertönen läßt. Sei gegrüßt, du heimatliches Dorf — sei gegrüßt von ganzer Seele — sei gegrüßt zum Abschiede! Lebe wohl!

Gedruckt auf Kosten der Rügisch=Pom. Abtheilung
der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde
in der Universitäts=Druckerei von F. W. Kunike.

Uebersicht der von
Herrn Karl von Rosen
über Rügisch-Pommersche Kunst und Geschichte u. A.
verfaßten Schriften.

Der Hochaltar der St. Nikolaikirche in Stralsund.
(Balt. Studien, XVI, 2, 1857.)

Die Glasgemälde der St. Marienkirche zu Stralsund.
(Balt. Studien, XVII, 1, 1858.)

Das Altarwerk der Kirche von Ummanz.
(Balt. Studien, XVII, 2, 1859.)

König Friedrich Wilhelm IV. in seinem Verhältniß zur bildenden Kunst, Stralsund, 1862, C. Bremer. (52 S.)

Rügensche Lieder, Stralsund, 1863, C. Bremer (132 S.)

Die Schilldenkmale von Stralsund.
(Stralsunder Zeitung, 1863, 38.)

Das Grabdenkmal Herz. Barnim VI. von Pommern in der Wallfahrtskirche zu Kenz. (Balt. Stud. XX, 1, 1864.)

Der Fensterschmuck der Wallfahrtskirche zu Kenz.
(Balt. Stud. XXI, 1, 1866.)

Die St. Marienkirche in Barth und ihre Alterthümer.
(Pom. Jahrbuch, Stralsund, 1. Jahrg. 1867.)

Die metallene Grabplatte des Bürgermeisters Albert Hövener in der Nikolaikirche zu Stralsund u. a. verwandte Denkmale in den Ostseeländern.
(Hansische Geschichtsblätter, Jahrg. 1871.)

Dänemarks Einfluß auf die früheste christliche Architektur des Fürstenthums Rügen, der Insel und des Festlandes, Beitr. z. Rüg.-Pom. Kunstgeschichte, Heft 1, 1872.
(Rüg.-Pom. Vereinsschrift.)

Ein verlassenes Schloß, Original-Novelle.
(Balt. Zeitung, 1872, Nr. 73–91.)

Anton Waterloo, Künstlerstudie.
(Dioskuren, Deutsche Kunstzeitung, V. Jahrg., Nr. 22–25.)

Als selbständige Vereinsschriften der Rüg. Pom. Abth. der Gesellschaft für Pom. Geschichte und Alterthumskunde sind erschienen und durch die Akademische Buchhandlung in Greifswald zu beziehen:

Pommersche Geschichtsdenkmäler, Band II. 1867, enth. Dr. Heinrich Rubenows Schriften und Urkunden; Bertkows Testament und Urkunden des grauen Klosters.

Pommersche Genealogien, Band II. Heft 1. 1868, enth. d. Fam. v. Behr, Semlow, Schulow, Wakenitz, Ferber, Wulflam, Darne, Holthusen, Krüdener und Voge.

Die Greifswalder Sammlungen vaterländischer Alterthümer und die Kunstwerke des Mittelalters und der Renaissance i. B. der Universität, der Kirchen und Behörden und des Rüg.-Pom. Gesch. V. 1869.

Pommersche Geschichtsdenkmäler, Band III. 1870, enth. Dr. Heinrich Rubenows Leben und Geschichte seiner Vorfahren m. urk. Beilagen und Beschreibung der St. Greifswald a. d. XV. Jahrh. mit Abb. des Rubenowbildes und der Stadt.

Stralsunder Chroniken, Band III. 1870, enth. Dr. Nikolaus Gentzkows Tagebuch (1558—67), Kleider- und Hochzeitsordnung und Wessels Schriften m. Gentzkows Portrait.

Jahresbericht XXXVI. der Rügisch-Pommerschen Abtheilung der Gesellschaft für Pom. Geschichte und Alterthumskunde. 1871.

Lieder und Sprüche des Fürsten Wizlaw III von Rügen, nach den Ausg. von v. d Hagen u. Ettmüller übers. u. erl. 1872.

Beiträge zur Rügisch-Pommerschen Kunstgeschichte, Heft 1. Dänemarks Einfluß a. d. fr. christl. Architektur d. F. Rügen, der Insel und des Festlandes, dargestellt von Karl von Rosen. 1872.

Pommersche Genealogien, Band II. Heft 2, 1873, enth. die Familien v. Lübeck u. Smiterlow, sowie die Stammtafeln d. Fam. Letzenitz, Below, Wampen, Vredekow, Lange, Bokholt und Lowe m. Abb. der Wappen u. e. Grabsteins.

Pommersche Geschichtsdenkmäler, Band IV. 1874, O. Focks Leben u. Schriften, nebst Nachträgen zu Focks Rüg. Pom. Gesch. u. Jahresber. XXXVII. d. Rüg. Pom. Abth. des Ges. f. Pom. Gesch. u. Alt.

Pommersche Geschichtsdenkmäler, Band V. 1875. Augustin Balthasars Leben und Schriften, als Ergänzung zu Focks Rüg. Pom. Gesch.

Band I der Pommerschen Genealogien, h. v. Dr. C. Gesterding 1842, enth. d. Fam. v. Behr (Gützkower Linie), von Owstin, Thun, Blixen, Horn, Braun, Schmalensee, Hartmannsdorf, Buggenhagen, Wolfradt, Glöden, Küssow (Preis 1 Thaler) ist gleichfalls durch die Akademische Buchhandlung zu beziehen.